

UNIVERSAL  
LIBRARY

OU\_220497

UNIVERSAL  
LIBRARY

430

G 9021

W 42D

Weizsäcker, Leo.

Die geschichtliche  
Kraft der deutschen  
Sprache. 1950.

OSMANIA UNIVERSITY LIBRARY

Call No. <sup>430</sup>W 42D Accession No. G 9021

Author Weisgerber, Leo

Title Die geschichtliche Kraft-  
der deutschen Sprache. 1950.

This book should be returned on or before the date  
last marked below.



*Leo Weisgerber*

DIE GESCHICHTLICHE KRAFT DER DEUTSCHEN SPRACHE

# VON DEN KRÄFTEN DER DEUTSCHEN SPRACHE

von

Dr. Joh. Leo Weisgerber

o. Prof. an der Universität Bonn

I. *Die Sprache unter den Kräften des menschlichen Daseins*

II. *Tom Weltbild der deutschen Sprache*

III. *Die Muttersprache im Aufbau unserer Kultur*

IV. *Die geschichtliche Kraft der deutschen Sprache*



PÄDAGOGISCHER VERLAG SCHWANN DUSSELDORF

# DIE GESCHICHTLICHE KRAFT DER DEUTSCHEN SPRACHE

VON  
LEO WEISGERBER

PÄDAGOGISCHER VERLAG SCHWANN DÜSSELDORF

**Alle Rechte vorbehalten • 1. Auflage 1950**  
**Copyright 1950 by Pädagogischer Verlag Schwann Düsseldorf**  
**Herstellung L. Schwann Düsseldorf**

## VORWORT

Die Einsicht, daß die geschichtliche Wirksamkeit der deutschen Sprache einer eigenen Darstellung bedürfe, ist das Ergebnis von Erfahrungen verschiedener Art. Sie war zunächst die gradlinige Folgerung aus der Grundauffassung von der Sprache als einer wirkenden Kraft. Eine für die Möglichkeit geschichtlichen Lebens so unentbehrliche Größe kann aus den Kräften der Gestaltung der Geschichte nicht hinweggedacht werden. Daß dabei auch eine ‚Selbstverständlichkeit‘ wie die Sprachgemeinschaft in neuem Lichte erscheint, ist eine Bestätigung dafür, daß hier eine nicht nur in der Sprachforschung zumeist übersehene Grundtatsache des Menschenlebens in ihrem Eigenwert erkannt war. - Mit dem Einbeziehen der Sprachgemeinschaft war aber im Grunde auch die Frage nach dem Verhältnis von Sprache und Volk gestellt. Dieses Problem hatte sich seit 1919 in der europäischen Diskussion zunehmend Beachtung verschafft. Für das Deutsche erhielt es noch ein besonderes Aussehen, seit mit 1933 eine Lehre amtliche Verbindlichkeit gewann, die den deutschen Volksbegriff aus seiner überkommenen Bindung an den Sprachgedanken lösen und ihn auf die Ideologie der Rasse gründen wollte. Daß hinter dieser Verschiedenheit zwei entgegengesetzte Grundanschauungen vom Wesen des Menschen und den Aufgaben des Volkes standen, zeigte sich an allen Enden. Wem die folgenden Ausführungen die volkhafte Kräfte der Muttersprache noch zu stark hervorzuheben scheinen, der möge sich an die Gegenstände dieser Auseinandersetzungen erinnern; sie sind hier nicht ausdrücklich einbezogen worden, zumal der Ertrag der Erfahrungen der Zwischenzeit in einer Fortsetzung der 1934 abgebrochenen Diskussion über ‚Wesen und Kräfte der Sprachgemeinschaft‘ zusammengefaßt werden soll. Hier geht es weniger um die grundsätzlichen Fragen als um die Erscheinungen der deutschen Geschichte, die im Zusammenhang mit der Wirksamkeit des Sprachgedankens stehen.

Vielleicht regt sich doch ein Bedenken, daß auch diese Überlegungen noch zu nahe bei dem Problem ‚Sprache und Volk‘ und damit bei ‚ver-

dächtigen‘ und gefährlichen‘ Stoffen bleiben. Dazu ein klares Wort: Tatsachen werden nicht dadurch gefährlich, daß man sie beim Namen nennt; und gefährliche‘ Dinge werden nicht dadurch unschädlich, daß man sie verschweigt, sondern dadurch, daß man die richtigen Formen des Umgangs mit ihnen aufzeigt. Die Tatsache des menschlichen Grundgesetzes der Sprachgemeinschaft kann der Sprachforscher beim besten Willen nicht leugnen; ebenso wenig kann er übersehen, daß daraus Folgen erwachsen, die sich mit der Notwendigkeit des ‚Natürlichen‘ einstellen. Was man vom Sprachforscher verlangen muß, ist, daß er den Sinn dieses Tatbestandes zu deuten vermag und das Ineinandergreifen der Wirkungen aufzuzeigen versucht. Dann können alle Beteiligten sich klar machen, welche Formen des Verhaltens diesem Sinn entsprachen (und damit zum Guten führen), und welche ihm widersprechen (und dadurch nicht die Tatsachen, wohl aber das Verhalten zu ihnen zur Gefahr werden lassen).

Wenn bei der Ausarbeitung dieser Seiten meine Gedanken oft zu den eigenen Vorfahren an Saar und Mosel gingen, dann gewiß nicht um dem, was die Bewohner dieser Grenzstriche durchgemacht haben, eine Fortsetzung im gleichen Sinne zu wünschen. Wohl aber in der sorgenden Hoffnung, durch das Aufzeigen der naturgegebenen Bedingungen an dem Ausräumen solcher Gefahren mitzuwirken, und in einer sinnvollen Lösung der Aufgaben der Sprachgemeinschaft endlich auch den Grenzlanden die Stellung zu sichern, die ihnen als den Bindegliedern zwischen den Völkern zukommt.

Da hier eine besondere Art von ‚Geschichte der deutschen Sprache‘ versucht wird, so darf dabei der Name des Mannes nicht fehlen, von dem in der neueren Erforschung der deutschen Sprachgeschichte die stärksten Anstöße ausgingen. Was die folgende Darstellung Th. Frings verdankt, angefangen von den Lehren der Bonner Studienzeit bis zu der brieflichen Ermunterung, über Ergebnisse und Karten der jüngsten ‚Grundlegung‘, wie über Eigenes zu verfügen‘, lehrt jede Seite. Vielleicht, daß der eine oder andere zurückkehrende Gedanke Einlaß findet in die große Zusammenfassung, die die deutsche Sprachgeschichte trotz aller Bedrängnis und Kriegszerstörung zuversichtlich von ihrem Meister erhofft.

14. August 1949

Leo Weisgerber

## SPRACHE ALS GESCHICHTLICHE KRAFT

Es muß etwas Besonderes sein um die geschichtliche Rolle der Sprache. Lange Zeit blieb ihr geschichtliches Leben unbeachtet. Und selbst als die wachsende Spanne schriftlicher Überlieferung die sprachliche Verschiedenheit der Jahrhunderte augenfällig machte, löste sich das Denken nur langsam von der Vorstellung, daß die eigene geltende Sprache das Maß aller Sprachrichtigkeit sei. Noch das 18. Jahrhundert konnte etwa im Mhd. eine ‚verderbte‘ Form des Deutschen sehen. Als dann aber der Gedanke der geschichtlichen Entfaltung auch den Bereich der Sprache einbezogen hatte, fand er ein sich immer weitendes Arbeitsfeld, und es wollte fast kein Ende sichtbar werden bei dem Bemühen, die Sprache in das Bild der geschichtlichen Entwicklung einzuordnen. Man kann, ohne die Befunde im einzelnen allzusehr zu pressen, eine vierfache Ausweitung des Blickfeldes feststellen.

1. Am Anfang muß natürlich die Einsicht stehen, daß eine jede Sprache selbst ein dem Gesetz der Geschichte unterworfenen Gebilde ist. Diese Einsicht war nicht so leicht zu gewinnen, wie es uns heute erscheinen mag, und jener urtümliche Sprachrealismus, dem die Sprache als etwas Natürliches‘, Vorgegebenes erscheint, weicht nur langsam und stückweise der Erkenntnis, daß auch hier das Grundgesetz des geschichtlichen Lebens, der stetige Wandel, wirksam ist. Es hat schließlich doch bis ins 19. Jahrhundert hinein gedauert, bis man Ernst machte mit dem Gedanken der Sprachgeschichte, und wenn wir J. Grimm rühmen als den Begründer sprachgeschichtlicher Forschung, so kann man tatsächlich die Tragweite seiner Geistestat kaum überschätzen. Mag es sich auch um einen verhältnismäßig kleinen Ausschnitt handeln, - der Nachweis, daß in der Abfolge der sprachlichen Gewohnheiten nicht Zufall und Willkür herrschen, sondern eine wissenschaftlich faßbare und erklärbare Entwicklung waltet, enthält in sich den Keim zu ganz unabsehbaren Folgerungen.

Es ist hier nicht der Ort, um die Einzelschritte zu verfolgen, mit

denen diese erste Stufe der geschichtlichen Aufhellung der Sprache selbst durchmessen wurde. Ein jeder, der einmal die Geschichte einer Sprache näher kennengelernt hat, weiß, wie vieles sich hier Beachtung erzwingt. Ist es zuerst mehr die Herkunft des einzelnen Wortes, der man nachsinnt, so führt das Suchen nach einer sicheren Begründung bald zu zusammengefaßteren Formen des Bearbeitens. Da ist auf der einen Seite die geschichtliche Auswertung auf Grund lautlicher Zusammenhänge, jene Entdeckung lautgeschichtlicher Regelmäßigkeiten, die vor allem im Anschluß an J.Grimm das 19. Jahrhundert in ihren Bann zog und mit ihrem Gerüst von ‚Lautregeln‘ das uralte Menschheitsanliegen der Etymologie aus dem Zustand ratender Willkür auf die Stufe wissenschaftlicher Erforschung emporhob. Und da sich gleichzeitig dem Scharfblick Fr. Bopps in der geschichtlichen Untersuchung der Formensysteme ein gesicherter Weg erschloß, Art und Reichweite der verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den Sprachen zu bestimmen, so gewann nicht nur die Geschichte der Flexionsformen einen beachtlichen Platz im Gang der Forschung, sondern es ergab sich vor allem die Möglichkeit, sprachgeschichtliche Forschung auch über die begrenzte Überlieferungszeit der einzelnen Sprache hinaus in die zusammengefaßte Geschichte eines Sprachkreises, des Germanischen, des Indogermanischen, hinein fortzuführen. Es entstand jene Form der vergleichenden Sprachbetrachtung, die im Grunde eine geschichtliche ist, und die aus dem Miteinander verwandter Spracherscheinungen geschichtliche Vorformen und ganze Vorstufen von Sprachen erschließt. Es ist ein Gebäude von erstaunlicher geschichtlicher Ausdehnung, das in den historischen Grammatiken, den etymologischen Wörterbüchern, so wie wir sie für fast alle bekannteren und wichtigeren Sprachen namentlich Europas besitzen, vorliegt, und das im Gedankengang der indogermanischen Sprachvergleichung‘ (=, geschiente‘) sprachliche Zusammenhänge durch annähernd 4000 Jahre hindurch zu verfolgen gestattet. - Auf diesen Wegen wurde nun gewiß sehr vieles über die Geschichte und auch die Vorgeschichte der einzelnen Sprachen erarbeitet. Aber es blieb darüber hinaus noch Wesentliches zu tun. Nicht nur in der Notwendigkeit, neben der historischen Laut- und Formenlehre den anderen Gebieten, namentlich der historischen Syntax zu ihrem Recht zu verhelfen. Es galt vor allem, um jenes Grundgerüst lautgeschichtlicher Betrachtung den Bau einer vollen Sprachgeschichte aufzuführen. Das, was die Lautlehre

über Alter, Herkunft, Zusammenhänge der einzelnen Sprachmittel aussagte, mußte ja nun für die innere und äußere Geschichte der Gesamtsprache fruchtbar gemacht werden. Ansätze in dieser Richtung gibt es in mannigfaltiger Art. Im Wortschatz ist es vor allem die Betrachtungsweise, die nicht dem einzelnen Wort in seinen etymologischen Bindungen nachgeht, also hier etwa nhd. *Stuhl* als ein germ. *\*stô-la-* aus der idg. Wurzel *\*stâ-* ‚stehen‘ ableitet, oder dort nhd. *Tisch* gemäß einer Vorstufe germ. *\*diskuz* über lat. *discus* ‚Schüssel‘ auf gr. *δίσκος* ‚WurfScheibe‘ zurückführt; vielmehr sucht man den Wortschatz nach seinen sprachlichen und zeitlichen Schichten aufzugliedern. Das umschließt vor allem die Trennung von sprachlichem Erbgut und Lehn- gut, die Untersuchung, was etwa im Dt. auf ererbtes idg. Gut zurück- geht und was im Laufe der Jahrtausende an Entlehnungen hinzu- gekommen ist, aus dem Keltischen, dem Lateinischen, dem Französ- ischen, dem Slawischen usw. Es setzt sich fort in der Frage, wie nun die einzelnen Zeitalter und Strömungen mit diesem Material gearbeitet haben, wie also die dt. Sprache gewachsen ist in den Schöpfungen der frühmittelalterlichen Mönche, der höfischen Ritter, der mystischen Denker, der städtischen Bürger usw. Und das umfaßt auch die Frage nach dem besonderen Beitrag der großen Sprachschöpfer. Es erschließt zugleich die räumliche Fülle einer Sprache: wie die Mundarten neben- einanderstehen, wie sie in Wechsel und Abstufung zur Hochsprache bei- tragen, wie das Sprachgebiet wächst und schrumpft und von sprach- lichen Bewegungen durchzogen wird, welche Geltung einer Sprache zu- wächst gemäß der Zahl und den Leistungen ihrer Sprecher usw. Ins- gesamt also eine Vielfalt von Feststellungen, die alle genauer geschicht- licher Aufhellung bedürfen. Und dabei ist das bisher wesentlich vom Standpunkt der äußeren Sprachform aus gesehen und bearbeitet, ob- wohl es unmittelbar einleuchtet, daß alle diese Fragen erst an ihren eigentlichen Sinn heranzuführen, wenn sie auf die Sprachinhalte aus- gedehnt werden, wenn Werden und Wandel von Wortinhalten und Satzbauplänen untersucht wird, und zwar nicht nur in den Folge- erscheinungen des sogenannten ‚Bedeutungs-‘ und ‚Funktions‘ wandels, sondern an der eigentlichen Stelle des sprachlichen Erschließens der Lebenswelt. Noch ist es ein Zukunftsbild, aber eine klare und un- bestreitbare Folgerung: Geschichte einer Sprache, das muß sich runden und zusammenschließen zur Erkenntnis des Werdens und Wan- delseines sprachlichen Weltbildes; das ist der Mittelpunkt,

auf den bezogen die einzelnen sprachgeschichtlichen Disziplinen Sinn und Ordnung gewinnen, der Weg, auf dem das Dorngestrüpp historischer Grammatik sich wandelt zum Garten echter Geschichte einer Sprache.

2. Man sollte meinen, daß die sprachgeschichtliche Forschung mit diesen Aufgaben ausreichend beschäftigt sei, und tatsächlich hat sie auch ein Jahrhundert lang sich vorwiegend den mit der Entdeckung der Regelmäßigkeiten der Lautgeschichte angestoßenen Fragen gewidmet. Aber wirklich beruhigt hat sie sich dabei nie. Und besonders dort, wo die historische Grammatik sich ihrer Stellung als eines Gerüstes für die eigentliche Sprachgeschichte bewußt blieb, wuchs sie bei ihrem Weiterdenken immer leicht über Sprachgeschichte im engeren Sinne empor. Fast jede Beobachtung sprachgeschichtlicher Art weist über sich selbst hinaus, und eine erste Gruppe solcher Folgerungen sammelt sich an unter dem Stichwort von der Sprache als einem Spiegel der Geschichte. Der Grundgedanke ist einfach zu erklären: es gibt keine sprachgeschichtliche Feststellung, deren Tragweite auf das Inner-sprachliche beschränkt wäre; vielmehr stehen überall hinter den *Wörtern* die *Sachen*, und jeder Wandel im Sprachlichen ist in Ursache und Wirkung unlöslich mit übergreifenden geschichtlichen Vorgängen verknüpft. Auf einzelnen Gebieten sind diese Zusammenhänge ja mit Händen zu greifen. Wenn wir im Wortschatz der Sprachen Schichten von Entlehnungen feststellen, also im griechischen Wortgut etwa ‚Vor-griechisches‘ wie *ταύρος* ‚Bos‘ oder *ζάκινθος* ‚Zinthe‘ oder *κithára* ‚Zither‘, oder im Latein mancherlei Etruskisches (so wohl *persona*, vielleicht *amare*), oder im Französischen Keltisches usw., so sind das ebenso viele Hinweise auf geschichtliche Zusammenhänge übergreifender Art. In den Lehnwörtern ‚spiegeln‘ sich Beziehungen, die zwischen diesen Sprachgruppen bestanden haben müssen, und deren geschichtliche Erforschung ebenso zur Aufhellung solcher sprachlichen Entlehnungen beiträgt wie umgekehrt die sprachwissenschaftliche Feststellung des Lehncharakters ein solches Wort zum Zeugnis für sonst vielleicht gar nicht bekannte geschichtliche Beziehungen werden läßt.

In diesem Sinne hat man die Sprachgeschichte immer stärker ausschöpfen gelernt für die Aufhellung von Siedlungs- und Kulturgeschichte, von politischen und geistigen Strömungen, und man muß sagen, daß jede Sprache eine Geschichtsquelle ersten Ranges darstellt, ganz unentbehrlich für Vor- und Frühgeschichte und Gebiete mit

spärlichen literarischen Zeugnissen, aber auch sehr wertvoll noch dort, wo die geschichtlichen Nachrichten reichlicher fließen, sei es als Verstärkung und Veranschaulichung von anderwärts bereits bezeugten Tatsachen, sei es als Hinweis auf Geschehnisse, deren Verlauf und Auswirkung sonst vielleicht unbemerkt bliebe. Es ist kaum möglich, hier in Kürze auch nur die wichtigsten Wege zu nennen, auf denen eine solche Auswertung der Sprache als eines Spiegels der Geschichte verläuft. Das beginnt mit jenen Bemühungen der Namenforschung, der sprachlichen Aufhellung der Namen von Gebirgen und Flüssen, von Orten und Fluren, von Stämmen und Personen, von Göttern und Heroen - ein unerschöpfliches Gebiet, das trotz aller Schwierigkeiten und Fehlschläge immer wieder angepackt wird (außerhalb der Sprachforschung fast noch erwartungsvoller als innerhalb der Fachkreise), und das tatsächlich für alle Völker die ältesten Zeugnisse über Stamm und Herkunft, über Boden und Siedlung, über Glauben und Schicksal enthält. Durch viele Erfahrungen haben sich auch die Methoden verfeinert, die das Sprachgut in diesem Sinne ‚zum Reden bringen‘. Wo das Einzelwort vielleicht ein zu schwaches Zeugnis bietet, läßt die Gruppe zusammengehöriger Wörter einen deutlicheren Schluß zu (man denke etwa an die Gruppe um *Pfinztag* und *Ertag*, die den gotisch-byzantinischen Einfluß auf den bayrisch-österreichischen Südosten des deutschen Sprachgebietes veranschaulicht). Wo das Wort als ein zu wanderlustiges Gebilde nicht genügend Beweiskraft besitzt, dort geben die schwerer beweglichen Laute und Formen verlässlichere Auskunft (vor allem die Sprachgeographie hat überzeugende Beispiele dafür geliefert, wie nicht nur die Ausstrahlungskraft kultureller Mittelpunkte an dem Wandern und der Lagerung der Lautgrenzen abgelesen werden kann, sondern wie auch politische Gebilde, wirtschaftliche Gruppen, rechtliche Einheiten usw. immer wieder ihre Spuren in der Verbreitzone auch von Formen und Lauten hinterlassen). Es ist ja gar nicht anders möglich, als daß ein mit allen Gebieten des Lebens so eng verbundenes Gebilde wie die Sprache auch den Niederschlag des Geschehens auf all diesen Gebieten in sich enthält. Hier wird Sprachgeschichte als Ausdruck oder besser als Teil der Volksgeschichte sichtbar (F. Maurer). Und wenn schon die äußeren Schicksale einer Sprachgemeinschaft sich an ihrer Sprache ablesen lassen, um wieviel mehr ist erst die Kultur- und Geistesgeschichte mit der Sprachgeschichte verwoben. Wie soll man Eigenart und Wollen einer geistigen Strömung

ganz fassen, wenn man nicht auch die Wurzeln und Ergebnisse ihres Schaffens in den von ihr geprägten Sprachmitteln zu verstehen sucht? Und nimmt man dabei die Sprachgeschichte nicht nur in ihren äußerlichen Teilen, sondern in dem vollen Reichtum des in ihr ausgeprägten Weltbildes, so werden die Zusammenhänge zwischen Sprachgeschichte und Gesamtgeschichte erst recht deutlich. Humboldts Wort: ‚Das Studium der Sprachen des Erdbodens ist die Weltgeschichte der Gedanken und Empfindungen der Menschheit‘, mag jedem verdeutlichen, wie weit die Aufgabe der geschichtlichen Auswertung der Sprachen reicht.

3. Damit stehen wir aber bereits bei der Erkenntnis, daß auch mit der Betrachtung der Sprache als eines Spiegels der Geschichte noch kein Ruhepunkt erreicht ist. Wenn man gegen die geschichtliche Auswertung der Sprache, so wie sie etwa K. Voßler für das Französische versuchte, mancherlei Einwände vorgebracht hat, so mag ein Teil davon auf die methodischen Schwierigkeiten zurückgehen, die einem wissenschaftlich schlüssigen Nachweis oft entgegenstehen; aber das wären Fragen des Verfahrens, die an der Richtigkeit des Grundgedankens vom Aufschlußwert der Sprache für die Geschichte nichts ändern. Der tiefere Grund für solche Einwände mag aber in dem Gefühl stecken, daß auch damit noch nicht die entscheidende Stelle erreicht ist. Man kann es auch so ausdrücken, daß die Sprache zwar ein vielgestaltiger Geschichtsspiegel ist, daß sie aber nicht dazu da ist, um Geschichte zu spiegeln; die geschichtlichen Aussagen, die in dem genannten Sinne aus ihr entnommen werden können, sind gewissermaßen Beigaben, der Widerchein von viel weitertragenden geschichtlichen Zusammenhängen, in die die Sprache verwoben ist. Wie sind diese zu fassen? Wenn wir den angeführten Satz Humboldts ‚Das Studium der Sprachen ist die Weltgeschichte der Gedanken und Empfindungen der Menschheit‘ genau nehmen, so enthält er notwendig die Voraussetzung, daß die Geschichte der Sprachen nicht nur andere Geschichte spiegelt, sondern selbst Weltgeschichte ist, und zwar im umfassendsten Sinne der ‚Weltgeschichte der Gedanken und Empfindungen‘. Und das ist nicht nur so zu verstehen, daß sich in der Geschichte des Weltbildes der Sprachen, jeder einzelnen und aller insgesamt, die Ausprägungen des Geistigen aufzeigen lassen; es kündet sich vielmehr darin die Tatsache an, daß diese geschichtliche Verwirklichung der Sprachen weithin zu den Voraussetzungen geschichtlichen Lebens gehört. Es ist eine klare Reihe von Folgerungen. Wenn in dem Erarbei-

ten des Weltbildes einer Sprache nach Humboldts unübertrefflichem Wort jenes ‚Umschaffen der Lebenswelt in das Eigentum des Geistes‘ sich vollzieht, dann ist Geschichte einer Sprache ein integrierendes Bestandteil aller Geschichtlichkeit. Es hat auf diesen Tatbestand vielleicht am eindringlichsten R. Hönigswald hingewiesen, dessen philosophische Gedanken in so mannigfaltiger Weise die Probleme der Sprache einbezogen. Dort wo er im Sinne der  $\mu\upsilon\nu\acute{\alpha}\varsigma$  eine Gemeinschaft als Individuum sieht, ermöglicht und gebunden durch ein ebenfalls die Sprache von Einzelnen überspannendes sprachliches ‚Individuum‘, kommt er zu dem Schluß: ‚Das Wechselverhältnis zwischen Gemeinschaft und  $\mu\upsilon\nu\acute{\alpha}\varsigma$  entfaltet sich als ‚Geschichte‘\*. So erscheint die Sprache als konstitutiver Faktor der Geschichte, Geschichte als ein notwendiges Moment der Bestimmtheit der Sprache. Geschichte rollt, und zwar nach mehr als einem Gesichtspunkt betrachtet, im Medium der Sprache ab. Nur grundsätzlich sprachfähige Wesen erfreuen sich ihrer. Und gleich wie die Sprache sich in und an der Geschichte entfaltet, so spiegelt sich wiederum Geschichte in der Sprache. Als Medium der Überlieferung fordert sie Geschichte, wie sich Geschichte an den Begriff der Sprache knüpft; - und zwar nicht äußerlich als an ein gleichsam nur zufällig gegebenes Mittel, sondern notwendig, sofern Sprache und Geschichte korrelative Funktionen innerhalb der transzendentalen Einheit des Prinzips der Gegenständlichkeit bedeuten.‘ Auch ohne diesen Gedanken in ihrer Begründung und Auswirkung näher nachzugehen, sieht man deutlich, daß es hier um die letzten Zusammenhänge zwischen Sprache, Gemeinschaft und Geschichtlichkeit geht. Mögen den, der nicht weiß, was eine Sprache ist, auch Sätze überraschen, wie der, daß Sprache ein ‚konstitutiver Faktor der Geschichte‘ ist, oder daß »Geschichte im Medium der Sprache abrollt‘, - für uns ist es nur eine notwendige Folgerung aus der Grundauffassung von der Sprache als einer wirkenden Kraft, aus den Erkenntnissen über die geistige Gestaltung der Welt in jeder Sprache, über den Anteil der Muttersprache am Aufbau jeder Kultur. Im Grunde weisen unsere Ergebnisse über diese beiden Fragenkreise schon weithin in dieser Richtung: wie stände es mit dem geschichtlichen Zusammenhalt von Menschen, wenn nicht in der Sprache die gemeinsame und dauernde geistige Grundlage des gleichen ‚Weltbildes‘ geschaffen wäre? Wie ließen sich die Möglichkeiten geschichtlichen Zusammenwirkens, gar über Raum und Zeit hinweg, denken, wenn nicht mit der Sprache der geistige Unterbau ge-

geben wäre, die geistige Lebensluft, in der Geschichtlichkeit sich entfaltet? Wir würden also den Gedanken von der Sprache als dem ‚Medium der Geschichte‘ mit allem Nachdruck aufgreifen und ihn dabei noch in der Richtung verdeutlichen, daß dieses ‚Medium‘ nicht neutral und nicht passiv zu denken ist, sondern mitbeteiligt und mitgestaltend, so daß es eben als geschichtlich wirksame Kraft erscheint.

4. Damit ist nun wohl das richtige Stichwort gefunden, unter dem sich die Einordnung der Sprache in die Geschichte erschließt. Wenn wir den Gedanken der Energieia, der wirkenden Kraft, auch auf die Stellung der Sprache in der Geschichte anwenden, so können wir der Zustimmung des Begründers der dynamischen Sprachauffassung gewiß sein. Wiederholt spricht W. von Humboldt davon: ‚Die Sprachen und ihre Verschiedenheit müssen daher als eine die Geschichte der Menschheit durchwaltende Macht betrachtet werden‘. Und wenn diese geschichtliche Kraft hier noch vornehmlich im Hinblick auf die Geistesgeschichte gesehen ist, so heißt es an anderer Stelle uneingeschränkt: ‚Die Sprachen gehören offenbar zu den hauptsächlich schaffenden Kräften in der Menschengeschichte.‘ Für Humboldt ergeben sich diese Einsichten hauptsächlich aus der ‚Ergründung des Zusammenhanges der Sprache mit der Bildung der Nation‘, und hier kommt tatsächlich ein geschichtlicher Zusammenhang zum Vorschein, aus dem sich alles bisher Besprochene als Folgeerscheinung ableitet.

Wenn wir in der Sehweise unseres früheren Gedankenganges bleiben, so läßt sich dieser letzte notwendige Schritt ebenso einfach wie deutlich aus dem Grundgedanken der Muttersprache ableiten. So wie wir nicht allgemein von ‚der Sprache‘ in der geistigen Gestaltung des Daseins, im Aufbau menschlicher Kultur reden konnten, so treffen wir auch mit Überlegungen über ‚die Sprache‘ in der Geschichte nicht die geschichtliche Wirklichkeit. Und so wie dort die wirkliche Lösung aus der Untersuchung des ‚muttersprachlichen‘ Weltbildes, der Kulturleistungen einer bestimmten ‚Muttersprache‘ kam, so muß hier der Gedanke von der Macht der Sprache in der Geschichte verdichtet werden zu der Frage nach der geschichtlichen Kraft der Muttersprache. Was besagt das? Mit dem Gedanken der ‚Muttersprache‘ wird zunächst die Ganzheit hervorgehoben, die die Grundlage für alles sprachliche Leben bildet, die wechselseitige Abhängigkeit zwischen einer Sprache und der zugehörigen Sprachgemeinschaft. Und

es steckt darin die Erkenntnis, daß zwischen diesen beiden Größen als Ganzen, zwischen der konkreten Muttersprache und der bestehenden Sprachgemeinschaft, Wechselwirkungen bestehen, ein Wirkungszusammenhang, in dem beide erst zu dem werden, was sie als geschichtliche Größen sind. Diese beiden Grundgedanken sind so wichtig, daß sie im Hinblick auf ihre spätere Einzelanwendung hier noch kurz zu erläutern sind.

Zunächst also führt der Gedanke der Muttersprache auch die Sprachgemeinschaft in den Kreis der sprachwissenschaftlichen Betrachtung ein. Und man muß es sogleich nachdrücklich betonen: die Sprachgemeinschaften sind ebenso rechtmäßige wie notwendige Gegenstände der Sprachforschung. Man braucht zur Begründung nur auf eine sprachliche Grundtatsache hinzuweisen, daß nämlich keine dieser beiden Größen geschichtlich auftreten kann ohne die andere: eine Sprache ohne tragende Sprachgemeinschaft löst sich auf, und eine Sprachgemeinschaft ohne den Zusammenhalt der Sprache zerfällt. Wo anders sollten die Daseinsbedingungen und Aufgaben und Wirkungsmöglichkeiten der Sprachgemeinschaften aufgewiesen werden, wenn nicht in der Sprachwissenschaft? Und damit eröffnet sich ein weites Gebiet geschichtlichen Lebens unter dem (nur allzuoft übersehenen) Gesichtswinkel seines bestimmenden Gesetzes. Wiederum ist es eine der »Selbstverständlichkeiten« des Lebens, die so leicht als ‚zu selbstverständlich‘ hingenommen werden. Wir alle rechnen unmittelbar mit dem Bestand und dem Funktionieren der Sprachgemeinschaften. Aber den Meisten, nicht zuletzt den Historikern, ist es überraschend, wenn man sie darauf aufmerksam macht, daß diese Sprachgemeinschaften geschichtliche Urtatsachen sind, Träger geschichtlichen Lebens, Ausgangspunkte geschichtlicher Wirkungen in einem gar nicht abzuschätzenden Ausmaß. Dabei sind die Hinweise auf die geschichtliche Bedeutung der Sprachgemeinschaften so offenkundig. Die Sprachgemeinschaften gehören zu den längstlebigen geschichtlichen Gebilden; ihr Alter zählt nach Jahrtausenden, ihre Entwicklung verläuft nach Gesetzen, die mit unerhörter Kraft wirksam sind; ihr Bestand ist in einer Weise gesichert, auf die Zufall und Willkür nur einen geringfügigen Einfluß haben. Und daß diese starke geschichtliche Stellung der Sprachgemeinschaft nicht zufällig ist, ergibt sich aus einer anderen Tatsache: die Sprachgemeinschaft ist die einzige Form menschlichen Zusammenwirkens, die durch ein allgemeingültiges

Menschheitsgesetz gesichert ist. Man kann nicht oft genug darauf hinweisen, daß über der ganzen Menschheit das Gesetz der Sprachgemeinschaft waltet, daß die Menschheit sich unverbrüchlich, lückenlos und in nie unterbrochenem Zusammenhang in Sprachgemeinschaften gliedert, daß dieses Gesetz der Sprachgemeinschaft jeden einzelnen Menschen in frühester Jugend erfaßt und mit dem unerbittlichen Zwang zur Muttersprache in eine der bestehenden Sprachgemeinschaften eingliedert. Ein mit solcher fast naturgesetzlicher Geltung wirkendes Gesetz kann doch für die geschichtliche Entwicklung der Menschheit nicht bedeutungslos sein. Und wenn die Geschichtsforschung in ihren Fragen und Ergebnissen so wenig von Sprachgemeinschaften redet, so kann das nicht etwa darauf beruhen, daß sie deren geschichtliche Wirklichkeit leugnete, sondern nur darauf, daß sie die Sprachgemeinschaften als zu selbstverständlich voraussetzt und ihre Lebensäußerungen sich so wenig wegdenken kann, daß sie diese in allen anderen darauf aufbauenden Formen geschichtlichen Lebens gar nicht mehr durchschaut. Um so mehr Grund für die Sprachwissenschaft, unter ihren Gegenständen die Sprachgemeinschaften recht nachdrücklich zu beachten, und damit eine der tragenden Größen aller Geschichtlichkeit in ihren Bedingungen und Wirkungen durchsichtig zu machen.

Mit diesem Einbeziehen der Sprachgemeinschaft kommt auch der Tatbestand *Muttersprache* zu seiner vollen Geltung. Wir neigen nach unserem heutigen Sprachempfinden meist allzusehr dazu, bei *Muttersprache* an das Verhältnis zu denken, das den einzelnen Menschen mit der von der Mutter, auf dem Schoß der Mutter erlernten Sprache verknüpft. Das ist gewiß eine schöne und zutreffende Auslegung, aber es erschöpft weder etymologisch noch sachlich den zugrundeliegenden Tatbestand. Es soll hier nicht auf die umstrittene Frage eingegangen werden, ob die germ. Wortprägung *Muttersprache* von Anfang an die eigene Sprache gesehen hat als eine Größe, die mit *mütterlicher* Gewalt im Leben einer Sprachgemeinschaft wirkt (s. S. 127). Aber sachlich ist es unbestreitbar, daß die Größe *Muttersprache* primär der Größe *Sprachgemeinschaft* zugeordnet ist, und daß Muttersprache und Sprachgemeinschaft die Ganzheit bilden, die für alles sprachliche Leben grundlegend ist. Es wird nun unsere Hauptaufgabe sein, diese Wechselbeziehung von Muttersprache und Sprachgemeinschaft in ihrer geschichtlichen Tragweite aufzuzeigen. Halten wir vorweg nur die wichtigsten Grundgedanken fest. Mutter-

sprache und Sprachgemeinschaft bilden in dem Sinne eine Ganzheit, daß die eine ohne die andere nicht denkbar ist. Das wird uns namentlich in der Frage wichtig werden, worauf die geschichtliche Wirkungsmöglichkeit einer Sprachgemeinschaft beruht, ob sie außerhalb des Zusammenhaltes der Muttersprache etwas zu bedeuten hat, und was von ihr bestehen bleibt, wenn wir die bindenden Kräfte der Muttersprache wegdenken. Es ist leicht zu sehen, daß wir hier an die Grundbedingungen von menschlichem Zusammenleben überhaupt rühren, und daß recht sorgfältig zu prüfen ist, in welchem Umfang das Grundgesetz der Gliederung der Menschheit in Sprachgemeinschaften durch die Kraft der Sprache getragen und gesichert ist. - Die Ganzheit von Muttersprache und Sprachgemeinschaft ist dann weiter in die volle Wirklichkeit ihres Vollzuges zu verfolgen. Wenn schon nicht daran zu denken ist, daß beide getrennt entstehen, hier die Muttersprache, dort die Sprachgemeinschaft, und dann sekundär zusammentreten, dann ist damit ja auch gegeben, daß der Vorgang, der im gleichen Prozeß Muttersprache und Sprachgemeinschaft begründet, auch eine Fortdauer hat im Sinne einer Kraft, die die beiden Teile auch weiterhin aus dieser Verbindung gestaltet. Für die Sprache ist uns dieser Gedanke selbstverständlich: wir alle sind überzeugt, daß die Muttersprache von der Sprachgemeinschaft geschaffen und getragen ist, daß sie immerfort durch die Arbeit der Sprachgemeinschaft erhalten und fortentwickelt wird, und daß ihr ganzer Aufbau nur aus den Bedingungen und Schicksalen der Sprachgemeinschaft verständlich wird. Aber genau so folgerichtig muß auch der Gegengedanke durchdacht werden, daß die Muttersprache die Kraft ist, die rückwirkend die Sprachgemeinschaft zusammenbindet; daß das in ihr niedergelegte Weltbild der Weg ist, auf dem die geistige Verbindung ermöglicht und gesichert ist, auf der ein geschichtliches Zusammenwirken aufbauen kann; daß die Form, in der sie ‚die Lebenswelt in das Eigentum des Geistes umschafft‘, nun in milliardenfacher Auswirkung in alle Lebensvorgänge der Sprachgemeinschaft eingreift. Es kann tatsächlich kaum etwas Umfassenderes und Wirkungsgewaltigeres gedacht werden als diese Art, mit der in jedem Akt des Sprachgebrauchs‘ die Muttersprache in das Tun der Einzelnen und der ganzen Sprachgemeinschaft eingreift. Hier kommen wir an den tatsächlichen Kern der geschichtlichen Wirksamkeit einer Sprache. Das ganze Gesetz ihres Daseins, die Unverbrüchlichkeit der Gliederung

der Menschheit in Sprachgemeinschaften, die Unerbittlichkeit des Zwanges zur Muttersprache für jeden Einzelnen, läßt seinen Sinn ja erst erkennen, wenn wir uns klarmachen, was alles in dieser Wechselbeziehung zwischen Muttersprache und Sprachgemeinschaft beschlossen ist. Und so wird man auch den Schluß ziehen müssen, daß die geschichtliche Betrachtung der Sprache ihren eigentlichen Ansatzpunkt an dieser Stelle haben muß. Was wir in der geschichtlichen Entwicklung der sprachlichen Erscheinungen selbst fassen, was sich als Spiegelung geschichtlicher Ereignisse aus der Sprache herauslesen läßt, was Sprache als ‚Medium‘ der Geschichte bedeuten kann, das alles schließt sich erst zu einem vollen Bilde zusammen, wenn wir eine Sprache als Muttersprache einer Gemeinschaft und damit als eine in dem Leben dieser Sprachgemeinschaft ununterbrochen wirksame Kraft ansehen.

Die Tragweite dieser geschichtlichen Wirksamkeit der Muttersprache gilt es nun im einzelnen herauszuarbeiten. Es ist das eine Aufgabe, von der man Bruchstücke längst gesehen hat; insbesondere in den vielfältigen Erörterungen über das Verhältnis von Sprache und Volk treten Fragen dieser Art immerzu auf. Aber noch nie ist der Grundgedanke, auf den es entscheidend ankommt, folgerichtig durchgeführt worden. So ist es ein erster Versuch, die Geschichte einer Menschengruppe als einer Sprachgemeinschaft durchzugehen unter dem Gesichtswinkel, in welcher Weise sich dabei die Muttersprache als wirksame Kraft erwiesen hat. Aufbauend auf den allgemeinen Überlegungen über ‚Wesen und Kräfte der Sprachgemeinschaft‘ (L. Weisgerber) suchen wir ein Bild zu gewinnen von den Wirkungen der Muttersprache in der Geschichte der Deutschen.

# DIE MUTTERSPRACHE IN DER GESCHICHTE DER DEUTSCHEN

## I. DAS VERFAHREN

Da wir bei aller Folgerichtigkeit in der Durchführung unseres Grundgedankens uns so nahe wie nur möglich bei der konkreten Forschung halten wollen, so erhebt sich zunächst die methodische Frage, in welcher Weise die vorliegenden Ergebnisse sprachgeschichtlicher Forschung für dieses neue Ziel ausgeschöpft werden können. Es ist gewiß für Fragestellung, Beobachtung und Auswertung nicht gleichgültig, wie man die geschichtliche Stellung der Sprache einschätzt. Die vier Möglichkeiten des Vorgehens, die wir kurz überblickten, umschließen ja im Grunde vier verschiedene Formen der Einschätzung der Sprache, und es ist für das wissenschaftliche Verfahren ein großer Unterschied, ob ich die Sprache als ‚Objekt‘ sehe, an dem sich geschichtliche Veränderungen vollziehen, oder als ‚Spiegel‘, in dem umfassenderes Geschehen sichtbar wird, oder als ‚Medium‘, in dem Geschichte sich abspielt, oder schließlich als ‚Kraft, die in die geschichtliche Entwicklung hineinwirkt. Der vorliegende Bestand an sprachgeschichtlichen Ergebnissen ist vorwiegend unter dem ersten Gesichtswinkel erarbeitet; er muß also daraufhin befragt werden, wie er auch darüber hinaus verwertbar ist, und ob er weit und richtig genug gesehen ist, um auch für die übergreifenden Fragestellungen etwas auszugeben.

Gehen wir in diesem Sinne die Ergebnisse der geschichtlichen Erforschung des Deutschen durch, so wie sie seit J. Grimm wiederholt als ‚Geschichte der deutschen Sprache‘ zusammengefaßt wurden (etwa bei W. Scherer, F. Kluge, H. Hirt, O. Behaghel, zuletzt A. Bach), so sind die wenigsten der dort aufgeführten Tatsachen unmittelbar für unsere Zwecke verwertbar. Im wesentlichen ist das Deutsche dort gesehen als ‚Objekt‘, als ‚Ort‘ geschichtlicher Veränderungen: es ‚verändert sich‘ in seinem Lautbild, in seinem Wortbestand, in seiner Redefügung; es wird getroffen von auswärtigen Einflüssen, belebt durch innere Strömungen; sprachliche Wellen durchziehen seinen Raum, der überwölbt wird durch die Schaffung der Hochsprache. Es

**ist** im Kern ein Bild, wie es sich ergeben muß, wenn die Sprache wesentlich für sich genommen und als geschichtlichen Veränderungen ‚unterworfen‘ gesehen wird.

Nun soll damit der Wert solcher Beobachtungen in keiner Weise herabgesetzt werden; erst seit wir wissenschaftliche Formen der Etymologie, der zeitlichen Bestimmung sprachlicher Veränderungen, sowohl nach ihrem Zeitpunkt wie nach dem Verhältnis ihrer Abfolge, besitzen, ist Sprachgeschichte ernsthaft zu betreiben. Aber offenbar ist das alles ein Anfang und noch kein Ende. In jeder Einzelheit spüren wir die Möglichkeit weiteren Ausschöpfens, das Auftauchen weiterführender Fragen. Schon allein die Frage nach den Ursachen der sprachlichen Veränderungen führt notwendig über die grammatische Betrachtung der Sprachgeschichte hinaus, und wer etwa die Erörterungen durchgeht, die sich um die Ursachen der germanischen, der hochdeutschen Lautverschiebung entspannen, der sieht leicht, daß hier immerfort Gedanken hineinspielen, die zum mindesten die Sprache als Spiegel der Lebensbedingungen ihrer Träger fassen (mögen sie nun mehr an natürliche Bedingungen wie Lebensraum oder Veranlagung der Sprecher denken, oder an geschichtliche Bedingungen wie Einflüsse anderer Sprachgruppen, oder mehr an Einzelvorgänge des Durchdringen und der landschaftlichen Abstufung dieser Veränderungen). An Anstößen, die Sprache nicht lediglich als einen ‚Ort‘ geschichtlicher Veränderungen zu sehen, sondern zunehmend als ‚Spiegel‘, ‚Medium‘ oder auch ‚Kraft‘ zu durchforschen, fehlt es also nicht. Wenn sich daraus aber bisher keine folgerichtige Arbeit ergeben hat, dann offenbar deshalb, weil kein Leitbild aufgezeigt ist, nach dem sich die weiterführenden Befunde neu zusammenordnen ließen. Wir sehen noch nicht, wie ein solcher erweiterter Bau der Geschichte der deutschen Sprache ausgestaltet werden müßte. Aber gerade deshalb erscheint es angebracht, mit dem Versuch eines neuen Bildes anzusetzen bei dem höchsten Ziel, an der Stelle, an der die eigentlich entscheidenden Bedingungen des sprachlichen Lebens getroffen werden. Und da ergibt sich als fester Halt wiederum der Begriff der Muttersprache: wir dürfen hoffen, das innere Gesetz der Sprachgeschichte zu treffen, wenn wir nicht primär ausgehen auf eine ‚Geschichte der deutschen Sprache‘, sondern beachten, daß eine solche sich nur ergeben kann als Ausschnitt aus einer viel umfassenderen Ganzheit, aus einer Geschichte des Deutschen als Muttersprache der Deutschen.

Was ist damit gemeint, mit einer Geschichte des Deutschen als Muttersprache der Deutschen? Wir müssen uns erinnern an das, was bei der Einführung des Begriffes ‚Muttersprache‘ in die sprachgeschichtlichen Überlegungen zu sagen war. In dem Gedanken der Muttersprache ist die Stellung hervorgehoben, die einer Sprache in der Ganzheit der Wechselwirkungen zwischen Sprache und Sprachgemeinschaft zukommt. Es ist darin vor allem gesehen, wie das, was eine Sprachgemeinschaft in den Jahrtausenden ihres Bestehens erarbeitet hat, heranwächst zu einem immer umfassenderen Weltbild, zu einem immer stärkeren Band, zu einem immer reicheren Schatz, aus dem die folgenden Generationen schöpfen können. Und es ist darin einbedilossen die sich steigernde Kraft, die der Muttersprache zuwächst als dem Mittelpunkt, an dem die sprachliche Arbeit aller dieser Menschen Gestalt und Dauer gewinnt, um nun mit der ganzen Kraft des ‚Kulturgutes‘ auf sie zurückzuwirken. Entscheidend ist dabei die Art, wie die Menschen, die ihre Muttersprache schaffen und tragen, damit zugleich sich selbst als Sprachgemeinschaft begründen und als solche dem Gesetz der Muttersprache unterstellen. Mit der ersten Ausprägung von Sprachmitteln beginnt jene folgenschwere Wechselwirkung, in der die Sprachgemeinschaft ihrer Muttersprache immer mehr Gewalt über sich selbst einräumt, ihre geistige Kraft der Muttersprache anvertraut, um sich durch diese zugleich formen und führen zu lassen. Man hat oft genug an diesem scheinbar unbegreiflichen Geschehen herumgerätselt, daß die Muttersprache zwar der Herkunft und dem Bestehen nach an ihre Sprachgemeinschaft gebunden ist, und daß sie trotzdem nicht als von ihr abhängig erscheint, sondern mit unbestreitbar eigengesetzlichem Leben und eigener Wirkungskraft ihren Trägern gegenübertritt. Man kann es vielleicht am besten so fassen, daß die Rolle der Muttersprache darin begründet ist, daß sie der Weg ist, auf dem das Menschheitsgesetz der Sprachgemeinschaft vollzogen und erfüllt wird: die Muttersprache gewinnt diese selbständige Bedeutung, weil sie den Zusammenschluß der Menschen zu geschichtlich handlungsfähigen Gruppen bewirken und zugleich durch den in ihr angereidierten Gehalt Grundlage und Richtung der Arbeit ihrer Träger sichern soll.

## a) Das Aufzeigen der Leistungen der Muttersprache

Damit ist die Grundlage der geschichtlichen Kraft der Muttersprache deutlich genug gekennzeichnet. Aber wie vollziehen sich nun diese Wechselwirkungen zwischen Muttersprache und Sprachgemeinschaft im einzelnen, und wie vor allem werden uns die geschichtlichen Leistungen der Sprache faßbar?

Man kann zunächst versuchen, von den sprachlichen Einzelerscheinungen aus heranzukommen. Denn in dem Aufkommen eines jeden sprachlichen Mittels ist ja eine geistige Leistung beschlossen, die mit der Ausprägung dieses Sprachmittels zugleich die Kraft geschichtlichen Weiterwirkens gewinnt. Man kann es an jedem Teil des Wortschatzes oder der Redefügung überprüfen. Denn alle diese Sprachmittel kommen doch nicht zufällig und regellos auf, sondern jedes von ihnen ist bei seiner Prägung die Antwort auf eine bestimmte Frage, die Lösung einer Aufgabe, so wie sie eine bestimmte geschichtliche Lage, ein bestimmter Stand der geistigen Entwicklung erfordert. Wenn also in ahd. Zeit neue Zeitformen aufkommen, ein ‚umschriebenes Perfekt‘, ein ausdrückliches Futur, so gewinnt darin zunächst eine besondere Art, die Geschehnisse zu beurteilen (etwa ein Vergangenes nicht nur in seinem Verlauf, sondern in seinem Weiterwirken auf die Folgezeit) eine feste Ausprägung; es sind bestimmte Formen des Beachtens und Beurteilens, die damit gefunden oder mindestens herausgestellt werden. Aber damit ist es dann nicht zu Ende: es bleibt nicht eine zeitlich begrenzte Lösung für eine vorübergehende Aufgabe; vielmehr wird mit der Eingliederung dieser Lösung in die Muttersprache das Ergebnis dauerhaft und allgemein wirksam gemacht; seither werden mit dem Erlernen der Muttersprache alle Angehörigen der Sprachgemeinschaft auf diese Aufgabe hingeführt und mit ihrer Lösung vertraut gemacht. Die Muttersprache ist also der systematische Ort, an dem eine solche Leistung geschichtlich wirklich‘ wird. Darin ist ja die Macht begründet, die einem jeden Wort zukommt. Wenn man die eigentlich treibenden Kräfte der Geschichte in den Ideen sieht, die das Handeln der Menschen bestimmen, dann muß man sogleich hinzufügen, daß diese ‚Ideen‘ Form und Stoßkraft gewinnen mit ihrer sprachlichen Ausprägung, daß das richtig geprägte Wort die Stelle ist, an der sich Gefühltes, Geahntes zu geschichtlicher Wirkungskraft ver-

richtet. In diesem Sinne ist für jedes Wort, für jedes Satzbaumittel der Muttersprache die Frage zu stellen, welche geschichtliche Leistung es in sich beschließt, in der doppelten Richtung, in welcher Weise es die Lösung für ein geschichtliches Anliegen der Sprachgemeinschaft gebracht hat, und in welcher Weise es dieser Lösung zu weiterer geschichtlicher Wirkung verholfen hat. Man sieht leicht, daß unter diesem Gesichtswinkel unsere Wortgeschichte ein ganz anderes Aussehen gewinnt. An die Stelle der bisher vorherrschenden Frage nach der Etymologie eines Wortes tritt die umfassendere Suchenach dem ‚Sinn‘ eines Wortes. In ihr wird einmal die Frage der Herkunft ausgeweitet zum Suchen nach der Entstehung des Sprachinhalts, also zur Erforschung des in der Wortprägung beschlossenen Ergebnisses gedanklicher Arbeit; sodann aber wird als ebenso wichtig der Gesichtspunkt der geschichtlichen Leistung dieser Sprachschöpfung einbezogen, die Frage, welche geschichtliche Aufgabe dieses Wort gerade an dieser Stelle entstehen ließ, und welche Folgen aus der Art seiner Prägung für das weitere Schaffen der Sprachgemeinschaft erwachsen. Ansätze zu solcher Betrachtungsweise bietet jede Wortgeschichte. Durchgeführte Beispiele sind noch selten; es wird in späterem Zusammenhang Gelegenheit sein, das Verfahren und die Ergebnisse zweier solcher Untersuchungen über ‚Die geschichtliche Stellung des Wortes *deutsch*‘ und ‚Die geschichtliche Leistung des Wortes *welsh*‘ (L. Weisgerber) zu veranschaulichen. (Vgl. auch W. Stammer.)

Insgesamt ist aber ein solches Vorgehen, ein Zusammenstellen der geschichtlichen Leistung einzelner Sprachmittel, noch zu bruchstückhaft. Es muß auch eine Form geben, in der das Grundverhältnis von Muttersprache und Sprachgemeinschaft in seiner geschichtlichen Ganzheit sich fassen läßt. Über alle Wirkung von einzelnen Sprachmitteln hinaus ist die Muttersprache im Leben der Sprachgemeinschaft eine wirksame Kraft; ja, in dieser Form der ‚Wirk-lichkeit‘ ist überhaupt ihr Dasein begründet und beschlossen. Die Soziologie hat ausreichende Denkmittel erarbeitet, um die Art des Daseins und der Wirkung der ‚sozialen Objektivegebilde‘, der dem Leben von Menschengruppen zugeordneten Kulturgüter, verständlich zu machen; in diesem Zusammenhang ist auch die Art, in der ‚das Leben der Sprache‘ zu begreifen ist, klargestellt worden (s. Hwb. d. Soziologie, Artikel ‚Sprache‘). Und wenn irgendwo der Gedanke von der Sprache als Energie am Platze ist, dann dort, wo es um die ge-

schichtliche Ganzheit von Muttersprache und Sprachgemeinschaft geht. Die Muttersprache in der Geschichte der Deutschen: das umschließt vor allem den Gedanken von der Muttersprache als einer tragenden Kraft der ganzen Sprachgemeinschaft, als einer immerfort in ihr wirk-samen, Schicksalsmacht. Und wenn es unmöglich ist, sich die bindende Kraft der Muttersprache aus dem Leben der Sprachgemeinschaft hinwegzudenken, so muß es umgekehrt möglich sein, das ununterbrochene Hineinwirken der Sprache in das geschichtliche Leben ihrer Träger wissenschaftlich bewußt zu machen.

Es erscheint nicht einfach, diesen Gedanken in der konkreten For-schung so durchzuführen, daß er zu greifbaren und in sich geschlos-senen Ergebnissen führt. Dazu sind die sprachlichen Leistungen im Leben der Sprachgemeinschaft zu selbstverständlich, zu umfassend, zu lückenlos, als daß sich einzelne Seiten, einzelne Abschnitte dieser Wechselbeziehungen heraussondern ließen. Aber es gibt doch einen Weg, um das, was sich in ununterbrochenem Geschehen vollzieht, be-wußt zu machen. Gewiß haben wir uns die wirkende Kraft der Muttersprache in jeder Sprachgemeinschaft, zu allen Zeiten und in ungeteilter Ganzheit tätig zu denken. Das hindert aber nicht, daß bei den verschiedenen Völkern und zu den verschiedenen Zeiten sich ver-schiedene Seiten dieser Wechselwirkungen verstärkt bemerkbar ma-chen. Man kann das daran erkennen, daß in der normalen Selbstver-ständlichkeit der Muttersprache etwas auffällt, daß die Sprachgemein-schaft auf ihre Sprache achtet, an ihr etwas Besonderes verspürt und bemerkt. Wenn man unter diesem Gesichtswinkel einen längeren Ab-schnitt der Geschichte überschaut, kann man geradezu von einer Ent-deckung der Muttersprache in der Geschichte der Völker reden. Damit soll gesagt sein, daß in dem Verhalten einer Sprach-gemeinschaft zu ihrer Muttersprache eine auffällige Änderung, eine gesteigerte Teilnahme auftreten kann, und daß in einem solchen Ge-schehen eine Seite der muttersprachlichen Wirkungen über das Selbst-verständliche hinaus spürbar wird. Solche ‚Entdeckungen‘ lassen sich auf verschiedenem Weg feststellen und auswerten, so wenn den Grie-chen der λόγος zum viel durchdachten Problem wird, oder den Römern der patrius sermo in einer bestimmten geschichtlichen Lage als besonderer Wert erscheint, oder wenn in Spanien das gleiche Jahr 1492 die Entdeckung Amerikas und die ‚Entdeckung‘ der Mutter-sprache als der compañera del imperio bringt. Man sieht: es geht hier

um die Gesamteinstellung der Sprachgemeinschaft zu ihrer Muttersprache, und diese ist die Antwort auf eine bestimmte Form geschichtlicher Wirksamkeit der Sprache, die in diesem Zeitpunkt besonders gespürt wird. Wenn man also solche ‚Entdeckungen‘ vergleichend und geschichtlich behandelt, ihre Gründe und ihre Auswirkungen verfolgt, kann man einen Einblick in die Mannigfaltigkeit und Tragweite der muttersprachlichen Kräfte gewinnen, die fortgesetzt in jeder Sprachgemeinschaft wirksam sind und durch ihr selbstverständliches ‚Walten an dem Bestehen und der geschichtlichen Entfaltung dieser Gemeinschaften einen entsprechend vielfältigen Anteil haben. In diesem Sinne ist es ein äußerst aufschlußreiches Unternehmen, ‚die Entdeckung der Muttersprache in der Geschichte der europäischen Völker‘ (L. Weisgerber) zu verfolgen.

Wendet man diesen Gesichtspunkt auf die Geschichte der deutschen Sprache an, so zeigt sich ein Weg, zu einem vertieften Einblick in die Wirksamkeit der Muttersprache in der Geschichte der Deutschen zu kommen. Hier geht es also nicht mehr um die einzelnen Sprachmittel und ihre Auswirkungen, sondern darum, wie die deutsche Sprachgemeinschaft in der Besinnung auf ihre Muttersprache sich ihrer selbst, ihrer Grundlagen, ihrer Aufgaben, ihrer Möglichkeiten bewußt wurde. Es geht darum, zu sehen, wie in der Geschichte der Deutschen die Muttersprache zu bestimmten Zeiten unter den volktragenden Kräften besonders hervortritt, wie sie in deutlicher Weise daran beteiligt ist, bestimmte geschichtliche Entwicklungen zu begründen, bestimmte Aufgaben des Gesamtlebens zu bewältigen, bestimmte Ziele des Handelns vor Augen zu stellen. Hier wird also die volle Wechselwirkung zwischen Muttersprache und Sprachgemeinschaft sichtbar, die gesammelte Kraft, die der Muttersprache aus der in jedem ihrer Teilchen beschlossenen Leistung zuwächst, und damit der Mittelpunkt, von dem aus die Macht auf das Leben der Sprachgemeinschaft zurückstrahlt, die diese selbst durch die sprachliche Formung der Ergebnisse ihrer geistigen Arbeit in die deutsche Sprache hineingelegt hat.

#### b) Fünf kennzeichnende Abschnitte in der deutschen Geschichte

Der aussichtsreichste Weg, zu einer solchen Geschichte des Deutschen als Muttersprache der Deutschen zu kommen, bestände also wohl darin, solche Zeitpunkte erhöhter Beachtung der Mutter-

Sprache durchzugehen oder mindestens" die Hinweise zu verfolgen, die eine verstärkte Wirksamkeit der Muttersprache im Gesamtleben erkennen lassen. Denn in solchen Bewegungen müßten sich ebenso die Wirkungen einzelner Sprachmittel wie die Wechselbeziehungen innerhalb der Ganzheit von Muttersprache und Sprachgemeinschaft erkennen lassen; und wenn man an hinreichend vielen auffälligen Stellen diese Zusammenhänge durchschauen kann, müßte wohl eine vertiefte Einsicht in die Tragweite der Wirkungen möglich werden, die von dem ‚selbstverständlichen‘ Walten der Muttersprache immerfort auf die Sprachgemeinschaft ausstrahlen. Die geschichtliche Kraft der deutschen Sprache wäre damit in ihren Grundlagen und in ihren Auswirkungen bewußt zu machen.

Von Anzeichen, die auf solche Zeitpunkte erhöhter Wirksamkeit der Muttersprache hinweisen, kann man Verschiedenes namhaft machen. Gewiß wird man am wenigsten ausdrücklich formulierte Einsichten erwarten; denn so wie die Muttersprache ihre normalen Wirkungen mit der Unbeachtetheit, aber auch mit der ganzen Gewalt des ‚Selbstverständlichen‘ vollbringt, so sind auch die Formen erhöhter Wirksamkeit der Sprache noch durchaus unter der Schwelle des Bewußten oder gar des Gewollten. Erst der rückschauenden und zusammenfassenden Betrachtung werden sie sichtbar, und es sind mehr die unreflektierten Verhaltensweisen, die als Anhalt dienen können: Formen des Beachtens der Muttersprache, Zeichen der inneren Anteilnahme, Wortgut, das muttersprachliche Tatbestände ins Bewußtsein hebt, Veränderungen im Gebrauch, der von der Muttersprache gemacht wird. Von solchen Hinweisen ausgehend wird man die Frage verfolgen können, welche Anstöße zu diesen Verhaltensweisen geführt haben, und in welcher Weise diese an die Muttersprache anknüpfenden Bewegungen auf das Leben und die Arbeiten der Sprachgemeinschaft Einfluß gewonnen haben. Wenn man die deutsche Geschichte durchgeht, so kann man wohl fünf Abschnitte erhöhter Wirksamkeit der Muttersprache herausheben.

1. Dafür, daß die Muttersprache Wesentliches in der Geschichte der Deutschen geleistet hat, und zwar vom Anbeginn an, gibt es einen untrüglichen Hinweis. Wenn wir nämlich der Frage nachgehen, seit wann es *Deutsche* gibt, können wir nicht an der bekannten Tatsache vorbei, daß der Name der *Deutschen* in der Geschichte verhältnismäßig spät auftaucht, rund um 900 n.Chr. Und wenn es schon überraschend

ist, in so junger Zeit einen wichtigen neuen Volksnamen in Europa aufkommen zu sehen, so ist es noch eigentümlicher zu beobachten, auf welchem Wege dieser Name gewonnen ist. Während nämlich so gut wie alle Völkernamen auf ältere Länder- oder Stammesnamen zurückgehen, *Spanier* auf *Spanien*, *Franzosen* auf *Franken* u. ä., läßt sich für den Namen der *Deutschen* kein vorangehender Landes- oder Stammesname aufweisen. Was vor dem deutschen Volksnamen liegt, ist ein Adjektiv, das wir immerhin ein gutes Jahrhundert früher schon bezeugt haben, und zwar am einprägsamsten in der mittellateinischen Wendung *theodisca lingua* ‚deutsche Sprache‘. Es ist der bekannte Befund, der im allgemeinen so gefaßt wird, daß der deutsche Volksname gewonnen ist aus dem Namen der deutschen Sprache. Ob diese Formulierung so ganz richtig ist, wird später zu besprechen sein. Aber das eine ist unbestreitbar: wenn der Name der *deutschen* Sprache an dem Entstehen des Volksnamens *Deutsche* mitbeteiligt ist, dann ist das eine dringende Aufforderung an die Sprachwissenschaft, zu untersuchen, was dieser Zusammenhang zu bedeuten hat; es kündigt sich die Frage an, ob in dieser Folge Sprachname - Volksname ein Hinweis auf eine geschichtliche Wirksamkeit der deutschen Sprache beschlossen ist. Mindestens wird eine genaue Untersuchung dieses Verhältnisses auf die Feststellung hinauslaufen, ob und wie die Muttersprache als mitgestaltende Kraft an den Vorgängen beteiligt war, in denen die Deutschen sich ihrer selbst als einer geschichtlichen Größe bewußt wurden.

2. Führen uns diese Überlegungen an die Grundlagen und Anfänge des deutschen Volkslebens heran, so werden wir nicht überrascht sein, wenn wir die Muttersprache als eine mitgestaltende Größe in den Zeiten großer geschichtlicher Wenden antreffen. Daß sie in sich selbst die Anzeichen und Spuren dieser Wenden trägt, bezweifelt niemand, und sowohl die Sprachgeschichte im engeren Sinne, wie auch die Betrachtung der Sprache als ‚Spiegels‘ der Geschichte hat vielerlei Verbindungen zwischen sprachlichen Geschehnissen und den bewegenden Strömungen der Zeit aufgewiesen; in diesem Sinne ist etwa die höfische Sprache, die Sprache der deutschen Mystik, die Sprache der Reformationszeit, die Sprache des Barock usw. untersucht worden. Aber man muß diese Parallelität von Sprache und Geschichte noch viel stärker im Sinne des Aufzeigens von Wechselwirkungen durchdenken. Denn unbestreitbar steht eine so vielgestaltige Kraft wie die Sprache

in diesem Geschehen darin als Folge und Ursache, als bewirkt **und** zugleich bewirkend, als Mittelpunkt, an dem sich ein Ertrag ansammelt, um tausendfach als neue Anregung zu wirken. So wird man also die Zeit der großen deutschen (und zugleich europäischen) Wendung im 13. Jahrhundert auch auf die Art befragen, in der die Muttersprache in ihr steht. Hinweise, wie die Verwendung der deutschen Sprache in Bereichen, die (wie die Urkunden) bis dahin dem Latein vorbehalten waren; die stärkere Bewußtheit, mit der Fragen der Muttersprache in Ost und West aufgenommen werden; die Ansätze eines Sprachenrechtes im Sachsenspiegel; und vor allem die großen in die Zukunft weisenden Sprachschöpfungen im Bereich der Mystik lassen die Frage entstehen, ob nicht damals im deutschen Leben sich etwas auszuwirken beginnt, was die um 900 erst als Idee gefaßte deutsche Einheit in verstärkten Formen von der Sprache her auszugestalten gestattet, was aus den neuen Sprachmöglichkeiten des deutschen Ostens heraus eine erste Annäherung an die Gemeinsprache herbeiführte, die einmal für alle Stämme, für alle Schichten und für alle Lebensgebiete den allen zugänglichen und alle bereichernden Mittelpunkt der geistigen Arbeit bilden sollte.

3. Ganz unverkennbar ist dann der Anteil der Muttersprache an den großen Bewegungen der Zeit um 1500. Was seinen bekanntesten Ausdruck in der Bedeutung findet, die der Muttersprache im Denken der Reformatoren zukommt, ist ja nur eine Teilerscheinung einer Bewegung, die man geradezu als einen Kampf um die Gleichberechtigung der deutschen Sprache neben den überkommenen drei ‚heiligen‘ Sprachen, dem Hebräischen, dem Griechischen und dem Lateinischen bezeichnen kann. Es ist das Gefühl einer Art sprachlichen ‚Mündigseins‘, das damals weite Kreise erfaßt und das sich weithin in einer Umwandlung des inneren Verhältnisses zur eigenen Sprache äußert. Es ist kein Zufall, daß das nhd. Wort *Muttersprache* zuerst bei Luther im Jahre 1523 belegt ist, und diese neuentdeckte Muttersprache wird nun als Kraft gespürt bei dem Bemühen, ein eigenständiges geistiges Leben zu entfalten. Auch hier ist es ein Prozeß der Wechselwirkung, der die erstarkte Muttersprache zum Anstoß für ein Wollen werden läßt, das man sich früher nicht zugetraut hätte, und der wiederum dieses sprachliche Selbstbewußtsein zu einer verstärkten Beachtung der eigenen Sprache, ihrem Ausbau, ihrer wissenschaftlichen Erforschung führt. Die Geschehnisse erscheinen vielleicht noch unge-

ordnet und zusammenhangslos, aber insgesamt ergeben sie das Bild eines Vorgehens von starker Stoßkraft, getragen durch Kräfte, die in vielfältiger Weise Muttersprache und Sprachgemeinschaft verbinden, und deren Tragweite sich ermessen läßt aus dem Anklingen von Gefühlswerten, die sich an die Vorstellungen von dem Alter und dem Wert und dem Reichtum der eigenen Sprache anschließen.

4. Solche gefühlsmäßigen Bindungen treten dann zunehmend in den Vordergrund und erreichen einen Höhepunkt etwa in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Insbesondere das Jahrzehnt von 1640 bis 1650 zeigt überraschend viele Schriften, deren Titel bereits eine starke Gefühlsbindung an die Muttersprache verraten (‚Der teutschen Sprache Ehrenkranz‘ Schill 1644); man ist besorgt um die ‚Rettung der edlen teutschen Hauptsprache‘ (Rist 1642); ‚Der unartig Teutscher-Sprach-Verderber‘ führt noch näher heran an die Arbeit der deutschen Sprachgesellschaften, die damals ihre Blüte erleben; die Rede von der ‚uralten teutschen Haupt- und Heldensprache‘ gilt geradezu als ein Schlag- und Modewort des 17. Jahrhunderts. Das sind ebensoviele Anzeichen dafür, daß diese Zeit ein ganz eigenes inneres Verhältnis zur Muttersprache hat. Die Frage drängt sich auf, was eine solche verbreitete Haltung gerade in diesem Jahrzehnt zu bedeuten hat. Die Wechselbeziehung zu den Geschehnissen des Dreißigjährigen Krieges ist geradezu mit Händen zu greifen. Ist die Lösung in dem Sinne zu suchen, daß in dieser geschichtlichen Lage bestimmte Leistungen der Muttersprache für die Sprachgemeinschaft erhöhte Bedeutung gewannen, daß eine Richtung ihrer Kräfte sich über das gewöhnliche selbstverständliche‘ Maß hinaus als lebenswichtig erwies? Und sind diese ‚Lobredner‘ der deutschen Sprache Kämpfer, die die Muttersprache selbst auf den Plan ruft, um durch sie eine Verstärkung einer für das Leben der Sprachgemeinschaft besonders notwendigen Wirkungsform zu erzielen? In diesem Sinne wird man die Arbeit der Sprachgesellschaften einmal auf ihre tieferen Beweggründe hin durchgehen müssen und vor allem die Wortführer dieser Strömungen, einen J.G. Schottel, einen Philipp von Zesen befragen, als was die Menschen dieser Zeit ihre Muttersprache sahen, und wie sie deren Kraft verspürten in den drängenden Anliegen ihrer Gegenwart.

5. Im Zuge solcher Überlegungen wird, es dann auch möglich werden, die Zeit zu verstehen, die dem Sprachgedanken in Deutschland die

größte Wirkung verschafft hat. Wenn wir in der Geschichte der Sprachwissenschaft hören, daß zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Deutschen F. Bopp und J. Grimm als Begründer wissenschaftlicher Sprachvergleichung und Sprachgeschichte auftreten, dann ist das der wissenschaftliche Ertrag eines Mühens, das ihren Entdeckungen voranging und das uns die Deutschen in vielfältiger Weise den Fragen der Sprache zugewandt zeigt. Man muß schon die ganze Weite der ‚deutschen Bewegung‘ (in der man das, was den Epochen von Sturm und Drang und Romantik gemeinsam ist, zusammenfaßt) einbeziehen, um zu ermessen, mit welchem Nachdruck die Muttersprache sich im Denken dieser Zeit Beachtung verschafft. Auf keinem Gebiet fehlen Männer, die in eindrucksvoller Weise die Wirkungen der Sprache in ihrem Bereiche aufweisen. Mag man Herders Werke zur Hand nehmen oder Fichtes Reden oder Arndts Schriften, mag man Schlegel folgen oder Novalis hören oder das verspüren, was hinter den größten Sprachschöpfungen der Zeit steht, immer wieder ist man überrascht von der Stärke der inneren Verbundenheit mit der Sprache, von der Wachheit des Gefühls für ihre Werte, von der Fülle der Wirkungen, die man ihr zutraut. So ist es auch kein Zufall, daß wir in diesem Kreis auch den Mann antreffen, der von allen Bisherigen wohl den tiefsten Einblick in die Kräfte der Sprache gewonnen hat: Wilhelm von Humboldt, dessen eigentliches Lebenswerk der Sprache gewidmet war. Und wenn man sich wundert, warum er in seiner vielseitigen Tätigkeit immer wieder zur Beschäftigung mit der Sprache zurückkehrt, dann findet sich die Erklärung in seiner Erkenntnis, daß eben ‚die Sprachen zu den hauptsächlich schaffenden Kräften in der Menschengeschichte gehören‘. Indem Humboldt diesen Kräften nachging, legte er nicht nur den Grund zu einer vollgültigen Sprachwissenschaft, sondern er war zugleich der Wortführer derer, die damals den Anstößen ihrer Muttersprache gehorchend in einer bis zum heutigen Tag spürbaren Weise den Kräften der Muttersprache den Weg öffneten.

In dieser Weise gewinnen wir wohl ausreichende Stützpunkte, um für die verschiedenen Abschnitte der deutschen Sprachgeschichte die Frage zu prüfen, was die Geschehnisse, die wir in der Sprachentwicklung beobachten, im Rahmen der Leistungen der Muttersprache für die deutsche Sprachgemeinschaft zu bedeuten haben. Nicht dies ist ja das Ziel unserer Betrachtungsweise, die Befunde, die unsere sprach-

geschichtliche Forschung in so reichem Maße zutage gefördert **hat**, beiseite zu schieben, sondern sie fruchtbar zu machen für tiefere Erkenntnis. Das gelingt, wenn wir sie hinordnen auf Mittelpunkte des Geschehens, wenn wir sie hineinstellen in die Wechselwirkungen zwischen Sprache und Sprachgemeinschaft. Und wir dürfen gewiß auch auf die Frage achten, ob in diesem Geschehen ein innerer Zusammenhang sichtbar wird, ob das, was die deutsche Sprachgeschichte uns an Veränderungen und Neuerungen zeigt, im Grunde genommen zu verstehen ist als immerwährende Erneuerung und Verstärkung der Kräfte, mit denen die Muttersprache die ihr obliegenden geschichtlichen Leistungen im Leben der Sprachgemeinschaft erfüllt.

Von ausführlicheren Behandlungen dieses Fragenkreises ist kaum etwas zu nennen. So oft auch einschlägige Probleme auftauchten, so sind sie doch nie unter dem Gesichtswinkel der Sprache als einer wirkenden Kraft zusammen gesehen worden. Eine eigene Vorarbeit von 1941 über ‚Die deutsche Sprache im Aufbau des deutschen Volkslebens‘ sucht allgemeinere Überlegungen über das Verhältnis von Volk und Sprache an dem Beispiel der deutschen Sprache zu erläutern. Mit dem Einbeziehen von ‚Entdeckungen der Muttersprache‘ in der Geschichte der anderen europäischen Völker gewinnen diese Beobachtungen an Bestimmtheit und Aussagewert, und es läßt sich zugleich die Eigenart der deutschen ‚Entdeckungen‘ genauer umschreiben.

## II. DIE IDEE: DER URSPRUNG DER ‚DEUTSCHEN‘

Geschichtliche Wirksamkeit des Deutschen als Muttersprache der Deutschen, - das soll uns also an Punkte herañführen, an denen die Deutschen uns begegnen als unter dem Einfluß ihrer Muttersprache handelnd. Und zwar in auffälliger Weise: nicht nur in ihrem Denken der Führung des muttersprachlichen Weltbildes folgend, sondern auch in ihrem Wollen durch Anstöße der Muttersprache bewegt und gelenkt. Dabei wird es ebenso wichtig sein, die Besinnung auf die Muttersprache als Quelle des Bewußtwerdens von Aufgaben und Zielen zu verstehen, wie ihren Entwicklungsstand als Grundlage für deren Durchführung und Verwirklichung zu durchschauen. In dieser Spannung zwischen Erkennen und Durchführen großer Aufgaben der gesamten Sprachgemeinschaft wird uns die vorantreibende Kraft der Muttersprache besonders deutlich werden. Das zeigt sich bereits an dem Problem des Ursprungs der Deutschen.

Um als *Deutsche* geschichtlich handeln zu können, müssen diese *Deutschen* sich zuerst als *Deutsche* erkannt haben. Das besagt, daß von einer *deutschen* Geschichte erst die Rede sein kann, seit Menschen geschichtlich zusammenwirken, die bewußt oder unbewußt unter der Wirkung und Leitung einer Idee *Deutsch* stehen. Vorher mögen andere Menschen in dem gleichen Raum leben, sie mögen sogar als Vorfahren der späteren *Deutschen* anzusehen sein, aber ihre geschichtliche Zuordnung muß in anderen Zusammenhängen, kleineren, größeren, mit anderen Schwerpunkten gesehen werden.

Seit wann gibt es also eine *deutsche* Geschichte? Die Frage ist gleichbedeutend mit der anderen: seit wann ist eine Idee *Deutsch* so wirksam, daß sie Bewußtsein und Handeln von Menschen bestimmt? Wenn wir Zusammenhänge zwischen der deutschen Sprache und dem Beginn deutscher Geschichte feststellen, so müssen wir also unsere Aufmerksamkeit darauf richten, welche Rolle die Muttersprache beim Ursprung der Idee *Deutsch* spielt. Das würde einerseits das

zeitliche Verhältnis betreffen, in dem die Entwicklung der Idee **des** Deutschen zu der geschichtlichen Entwicklung der deutschen Sprache steht; es würde aber auch darüber hinaus das innere Verhältnis angehen, das zwischen den Kräften der Muttersprache und der Ausgestaltung der Idee *Deutsch* vorliegt. In beiden Richtungen zeigen sich überraschend enge Verbindungen, die wir zunächst von sprachgeschichtlichen Beobachtungen aus anfassen können, um sie dann in ihrer gesamtgeschichtlichen und allgemeinen Bedeutung zu würdigen. Wir fassen dabei die geschichtliche Kraft der Muttersprache am richtigsten, wenn wir zunächst einmal im engeren Kreise der Belege das Ineinandergreifen der Ereignisse verfolgen und dann in dem Aufsuchen der tieferen Gründe die Tragweite dieses Geschehens zu deuten suchen. (Für eine ausführliche Darlegung dieser Probleme vgl. meine Schrift „Der Sinn des Wortes Deutsch“; dort auch alle Literaturverweise.)

#### a) Der geschichtliche Befund

Begreiflicherweise verfügen wir weder über unmittelbare Nachrichten, wann den *Deutschen* eine Idee *Deutsch* bewußt und wirksam geworden ist, noch über Zeugnisse, aus welchen Quellen und auf welchen Wegen sie eine solche gewonnen haben. Ebenso liegt über den Ansatzpunkten und Formen der Wirkungen der Muttersprache quellenmäßig ein tiefes Dunkel. Beides sind Vorgänge, die sich weithin vollziehen, ohne daß die Träger und Ausführenden eine volle Klarheit oder auch nur ein hinreichendes Bewußtsein von den Anstößen und Gründen ihres Handelns besäßen. Den Anlaß, eine Verbindung zwischen den beiden Geschehnissen, dem Bewußtwerden einer Idee *Deutsch* und dem Wirksamwerden der muttersprachlichen Kräfte zu vermuten, gibt uns zunächst die Tatsache, daß der Niederschlag beider in unseren Nachrichten in einem zeitlichen und sachlichen Verhältnis erscheint, das einen inneren Zusammenhang nahelegt. Wir haben also zunächst rein quellenmäßig den Befund zu überprüfen unter dem dreifachen Gesichtspunkt 1. der gesdiichtlichen Folge der Zeugnisse für das Vorhandensein der Ideen *Deutsche* und *deutsche Sprache*, 2. der inneren Entfaltung der Idee *Deutsch*, und 3. der Auswirkungen der Muttersprache in dem Aufkommen dieser Idee.

## 1. Die Belege

Wenn wir die Frage, seit wann es eigentlich *Deutsche* in der Geschichte gibt, zunächst von der Seite anfassen, seit wann geschichtliche Quellen von *Deutschen* reden, so finden wir eine Linie, die bis etwa zum Jahre 840 zurückführt (allerdings in nicht ganz einheitlichem Sinne). Nehmen wir dazu die Quellen, die uns von einer *deutschen* Sprache melden, so kommen wir etwa 60 Jahre weiter zurück bis zum Jahr 786. Und suchen wir darüber hinaus die Anzeichen, die auf das Aufkommen und die allmähliche Ausgestaltung beider Ideen hinweisen, so müssen wir noch ein weiteres Jahrhundert einbeziehen und bis in die Zeit um 700 zurückgehen. Die Zeit, auf die es entscheidend ankommt, umfaßt das 8. bis 10. Jahrhundert, und wir müssen zunächst rückwärts vom Bekannteren zum Unbekannten vorzudringen suchen.

a) Den Namen der *Deutschen* können wir in der uns geläufigen Weise bis in den Beginn des Mittelhochdeutschen zurückverfolgen. Mögen auch die Formen etwas wechseln (*die Deutschen*, *dieTeutsehen*, *die Tiut(e)schen*, *die Tiuschen*), so ist doch dem Gebrauch nach der Volksname seit dem frühesten *die Diutiskan* der Kaiserchronik (um 1150) gesichert. Allerdings fällt hier schon auf, daß man lieber in adjektivischer Wendung mhd. *tiusche man*, *tiusche liute* sagt. Und dies ist die Form, die ausschließlich im Ahd. vorkommt: *Diutischiu liute*, *Diutshi man* im rheinischen Annolied (um 1080); und davor liegt als ältestes in deutscher Sprache überliefertes Zeugnis für den Begriff der Deutschen eine altsächsische Glosse aus dem 10. Jahrhundert vor, die *Germania* mit *thiudisca liudi* erläutert. Es ist also offensichtlich, daß die Bezeichnung der *Deutschen* sich erst seit dem 12. Jahrhundert in geläufigerer Substantivierung aus einem älteren Adjektiv ahd. *diutisk* entwickelt hat. Dieses Adjektiv selbst ist allerdings in seinen Belegen nicht über das 10. Jahrhundert zurückzuverfolgen. Vielleicht führen über das erwähnte as. *thiudisca liudi* hinaus noch zwei Glossen aus Vergilhandschriften (des 11. Jahrhunderts, aber möglicherweise aus älterer gemeinsamer Quelle schöpfend), die das lat. *Teutonicus* mit *diutisc* bzw. *tutisc* erklären.

Es ist hier auch anzufügen, daß in ähnlicher Weise der Landesname *Deutschland* erst in späterer Zeit aus *deutsches Land* (noch häufiger *deutsche Lande*) zusammengewachsen ist. Das mhd. *in Dutiskland* der

Kaiserchronik (um 1150) erscheint als frühester Beleg, während vorher im Annolied in *Diutischemi lande; ci Diutischemo lante; Diutschiu land* in geläufigem Gebrauch erscheint. Auch hier geht also das Adjektiv dem Landesnamen voraus, und es ist für die späteren Überlegungen festzuhalten, daß im Falle der *Deutschen* das Volksadjektiv ebenso dem Volksnamen wie dem Landesnamen nicht nur zeitlich voraus ist, sondern auch als Quelle vorangeht.

Zunächst macht uns aber die Glosse *Teutonico: diutischemo* darauf aufmerksam, daß es doch noch einen Weg gibt, um den Namen der Deutschen noch über seinen ersten deutschsprachigen Beleg hinaus zurückzuverfolgen. Im lateinischen Schrifttum des Mittelalters werden die *Deutschen* ganz geläufig *Teutonici* genannt, und da diese beiden Bezeichnungen offenbar etwas miteinander zu tun haben, kann uns der Name *Teutonici* als Wegweiser dienen für die Zeit, die vor den mhd. *Tiuschen*, aber auch noch vor den as. *thiudisca liudi* liegt. Zwar ist auch die Volksbezeichnung *Teutonici* im 10. Jahrhundert noch selten und als voller Eigenname nicht vor 909 aufweisbar. Aber immerhin finden wir 909 in einer Urkunde Zeugen *ex genere Teutonicorum*, aus dem Geschlecht der *Teutonici*, erwähnt, und vor allem sprechen die Salzburger Annalen zum Jahre 919 vom *regnum Teutonicorum*, dem ‚Reich‘ der *Teutonici*. Diese beiden Belege lassen jedenfalls den Schluß zu, daß zur gleichen Zeit auch im einheimischen Sprachgebrauch der Deutschen die Vorstufen zu den *Diutschiu man*, den *thiudisca liudi* geläufig gewesen sind. Und auf die *Diutschiu Und* weisen die beiden noch dem 9. Jahrhundert angehörigen Belege *Teutonica Francia* und sogar *Teutonica* allein deutlich hin.

Damit müßten wir aufhören, wenn nicht die kurze Vorgeschichte des mlat. *Teutonicus* uns noch einen wertvollen Aufschluß gäbe: *Teutonicus* ist nämlich im Mittellateinischen selbst nicht alt, sondern erst gegen 850 aus den spärlichen Belegen des klassischen Lateins zu neuem Leben geweckt worden. Die ältesten Belege begegnen uns um 880, und dort ist dieses *teutonicus* gleichgesetzt mit einem anderen mittellat. Wort, nämlich *theodiscus*. Von diesem *theodiscus* wird gleich noch ausführlicher zu sprechen sein. Hier ist nur festzuhalten, daß es offenbar auch mit dem späteren *deutsch* zusammenhängt. Zwar ist es nur selten als Volksname gebraucht; aber sicher ist für die Entwicklung des Namens der *Deutschen* nicht unwichtig, daß vor dem substantivierten *Teutonici* von 909 und 919 immerhin an drei Stellen ein

substantiviertes *Theodisci* auftritt: von der Sitte *omnium Theotiscorum* spricht 893 der keltische Bischof Asser am Hofe des Angelsachsenkönigs Alfred; in einer Urkunde von 845 aus Trient werden *Teutisci* und *Langobardi* nebeneinander gestellt, und um 840 nennt der bekannte Abt von Reichenau Walahfrid Strabo zweimal die *Theotisci*. Fügen wir noch hinzu, daß diesem substantivischen Gebrauch adjektivische Verwendungen vorausgehen, darunter mindestens eine, bei der im Sinne eines Völkeradjektivs von den *nationes Theotiscaae* die Rede ist (Frechulf von Lisieux um 830), so ist aber auch alles erschöpft, was im Sinne eines Hinweises auf das Bestehen eines Volksnamens *Deutsche* ausgewertet werden kann.

ß) Wenn wir getrennt von diesen Zeugnissen für den Volksnamen die Belege für den Namen der *deutschen* Sprache aufführen, so erscheint das zunächst verwunderlich. Denn im allgemeinen geht der Sprachname dem Volksnamen parallel, und durchweg ist er aus dem Volksadjektiv abgeleitet: *die Dänen* : *dänisch* : *das Dänische* (auf *dänisch*). Steht nicht die Folge *die Deutschen* : *deutsch* : *das Deutsche* (auf *deutsch*) in gleicher Linie? Wir stießen eben schon auf eine erste Abweichung, insofern das Volksadjektiv *deutsch* dem Volksnamen der Zeit und der Bildung nach vorangeht: es ist nicht wie in den Fällen *die Dänen* (*Franken*, *Schweden* usw.) ; *dänisch* (*fränkisch*, *schwedisch* usw.) das Adjektiv auf Grund des Volksnamens gebildet, sondern der Volksname *die Deutschen* ist aus dem Adjektiv *deutsch* substantiviert. Das ist eine sehr wichtige Feststellung. Aber es kommt etwas für uns noch Beachtenswerteres hinzu: an all den Stellen, wo wir die ersten Belege des Volksnamens antrafen (*die Diutisen*, *Teutonic*, *Theodisci*), ging nicht nur gleicherweise der Zeit nach das Volksadjektiv voraus (*diutisk*, *teutonicus*, *theodiscus*), sondern diese Adjektive erscheinen in ihren frühesten Belegen ganz eng mit der Sprache verbunden. Unter den ahd. Belegen steht neben den einzelnen Glossen als fester Sprachgebrauch nur das sechsmalige *in diutiscun* ‚auf deutsch‘ bei Notker dem Deutschen. Die frühesten Belege von *teutonicus* bevorzugen auch die Sprache. Und wenn Notker Balbulus 883 von der *Teutonica sive Teuthisca lingua* spricht, so kommt hier die Wendung zum Vorschein, in der *theodiscus* die ganze Zeit seines Bestehens hindurch fast ausschließlich vorkommt. Wenn wir vorhin ein paar Fälle für substantiviertes *Theodisci* anführten, so

zeigt der Zusammenhang der Stellen ganz deutlich, daß diese *Theodisci* unter dem Gesichtswinkel ihrer Sprache, also als *DeutschSprecher* gesehen sind. Und von zwei oder drei Fällen abgesehen wird *theodiscus* von seinem frühesten Auftreten 786 bis zu seinem Absterben um 1050 nur als Beiwort für die Sprache, eben die *theodisca Lingua* gebraucht.

Dieses Vorangehen und Vorwiegen der Sprachbezeichnung ist sicher mehr als ein Zufall. Man kann gewiß sagen, daß unter den Gelegenheiten, ein Volksadjektiv zu gebrauchen, die Verbindung mit der Sprache eine der häufigsten ist. Aber trotzdem würde in dem Umkreis von *deutschem Land*, *deutschen Menschen*, *deutscher Sitte*, *deutschen Erzeugnissen* die *deutsche Sprache* nicht so hervorstechen, daß sie über zwei Jahrhunderte hindurch so gut wie alle Verwendungen von *theodiscus* beanspruchen könnte. Und so hat man mit Recht den Schluß gezogen, daß das mlat. *theodiscus* ein Adjektiv war, das in besonders enger Beziehung zur Sprache stand, das von Anfang an als Sprachadjektiv und nicht als Volksadjektiv in weiterem Sinne einsetzt. Hatten wir uns also zunächst gewundert, daß im Falle der *Deutschen* das Volksadjektiv dem Volksnamen vorangeht und dessen Quelle darstellt, so wundern wir uns nun über die zweite Eigentümlichkeit, daß bei diesem Volksadjektiv die Belege, je weiter sie zurückgehen, um so deutlicher sich als Sprachbezeichnungen herausheben. Der Schluß ist unvermeidlich, daß der früheste Zeuge in dieser Reihe, das mlat. *theodiscus*, als spezifisches Sprachadjektiv begonnen hat und damit die gewöhnliche Reihenfolge, die den Sprachnamen aus dem Volksadjektiv schöpft (*dänisch* : *das Dänische*) umkehrt. Soweit wir sehen, steht am Anfang aller Belege, die es mit *Deutschem* zu tun haben, das Sprachadjektiv *theodiscus*.

y) So läßt uns das Jahr 786, über das wir mit der schriftlichen Bezeugung für keines der genannten Wörter hinauskommen, mit einer ganzen Reihe auffälliger Fragen und Rätsel stehen. Wir sehen etwas hinein in die Eigentümlichkeiten, die die Erklärung der Herkunft des Namens *Deutsch* zu einem der umstrittensten Probleme der deutschen Sprachgeschichte werden ließen. Die Quelle aller dieser Schwierigkeiten liegt tatsächlich in der doppelten Eigentümlichkeit, daß vor dem Namen der *Deutschen* kein älterer Stammes- oder Ländername steht, sondern ein Adjektiv, und daß dieses Adjektiv bei seinem

Auftreten in so ausgeprägter Weise mit der Sprache verbunden erscheint.

Man ist vielfach mit einem Sprung über diese Schwierigkeiten hinweggegangen, indem man zur Erklärung auf eine schematische germanische Grundform *\*theudiskaz* zurückgriff, auf die sich ebenso ahd. *diutisk* wie mlat. *theodiscus* zurückführen läßt. Dieser Ansatz ist richtig, aber er bietet keine Etymologie. Richtig ist, daß in einem solchen *\*theudiskaz* die beiden Sprachbestandteile stecken, die für die Erklärung von *theodiscus-diutisk* heranzuziehen sind, ein Grundwort *\*theudô*, das als feminines Substantiv dem Urgermanischen (und auch schon dem Indogermanischen in der Form *\*teuta*) zuzusprechen ist in der Bedeutung ‚Stamm, Volk‘, und eine Ableitungsform auf *-iska-*, mit der Adjektive gebildet werden, die die Zugehörigkeit zum Grundwort angeben. Also *\*theudiskaz* ‚zum Stamm gehörig‘, wie *irdisk* zu *erda* usw. - Das alles ist richtig, aber wie finden wir die Verbindung zwischen diesem Ansatz *\*theudiskaz* und den Problemen von 786? Was hat der Bedeutungskreis ‚zum Stamm gehörig‘ mit der *theodisca lingua* und den *thiudisca liudi* zu tun? Und vor allem: wann und wo ist diese Möglichkeit einer sprachlichen Bildung *\*theudiskaz*, die im ganzen germanischen Bereich seit alter Zeit bestand, wirklich geworden? Und wie ist der entscheidende Vorgang, der Übergang eines vollbegrifflichen Wortes zum Eigennamen einer Sprache, eines Volkes zu erklären? So viele Fragen, so viele Ansatzpunkte zu endlosen Erörterungen, deren Verzweigungen im einzelnen hier gar nicht aufgezählt werden können (vgl. dazu die genannte Schrift ‚Der Sinn des Wortes Deutsch‘). Wir umreißen hier nur die Grundzüge einer Lösung, die allen Schwierigkeiten am ehesten gerecht wird und die vor allem versucht, sich Schritt für Schritt vom Bekannten zum Unbekannten voranzuarbeiten.

Zwei Fragen führen am sichersten voran: 1. die Aufhellung des Verhältnisses, in dem ahd. *diutisk* und mlat. *theodiscus* zueinander stehen; und 2. wo dabei ein Ansatz zu finden ist für die Prägung eines Namens. Die Frage der Herkunft des Wortes *deutsch* ist erst gelöst, wenn es gelingt, die Stelle ausfindig zu machen, an der diese Umprägung eines Begriffswortes zum Eigennamen erklärbar wird.

Lautliche und inhaltliche Gründe treffen zusammen in dem Hinweis, daß das ahd. *diutisk* und das mlat. *theodiscus* nicht in dem Verhältnis einer einfachen Abhängigkeit stehen: weder ist *diutisk* aus *theodiscus*

entlehnt, noch ist *theodiscus* eine unmittelbare Latinisierung **von** *diutisk*. Das Verhältnis beider wird erst durchsichtig, wenn wir beachten, daß noch zwei weitere Wörter mit ihnen ursprünglich zusammengehören, das altniederländische *dietsc* und das altfranz. *tieis*. *Dietsc* ist das Wort, das in Flandern und Brabant seit alten Zeiten bodenständig ist als Bezeichnung für das Niederfränkische (belegt seit Heinrich von Veldeke). Mit *tieis* wird im Altfranzösischen der angrenzende deutsche<sup>4</sup> Raum gefaßt, vorwiegend in seinen fränkischen Teilen. Beide Wörter stellen selbständige Entwicklungen dar, insofern sie mit mlat. *theodiscus* und ahd. *diutisk* ganz gewiß verwandt sind, aber nicht unmittelbar aus ihnen abgeleitet werden können. Eine zusammenfassende Betrachtung dieser vier Zeugnisse läßt uns nun dem Ursprung des Wortes *deutsch* wesentlich näher kommen. Denn die Prägung eines Wortes mit der Funktion eines Volksadjektivs oder Volksnamens kann nur in einem einzigen Vorgang erfolgt sein. Die vier genannten Wörter *diutisk*, *theodiscus*, *dietsc*, *tieis* stehen nun alle diesseits dieser Stelle; sie alle sind nicht mehr vollbegriffliche Adjektive, sondern sie haben bereits die Funktion von Namen. Aber sie lassen deutlichere Schlüsse auf Zeit und Raum der Umprägung des Begriffswortes zum Namen zu. Die Zeit dieser Prägung muß mit etwa 700 n.Chr. angesetzt werden; denn nur so vereinigen sich anfrk. *dietsc* und afrz. *tieis*, die eine Lautform *\*theodisk* fortsetzen, mit dem ahd. *diutisk*, das auf älterem *\*thiudisk* beruht, in einer gemeinsamen Vorstufe *\*theudisk* (das mlat. *theodiscus* erscheint dabei als Latinisierung von der Stufe *\*theodisk* her). Räumlich kommen wir in ein Gebiet, an dem das Althochdeutsche, das Altniederfränkische und das Altfranzösische teilhaben. Diesen Bedingungen genügt der Raum der Westfranken, oder besser ein Gebiet, in dem germanisch-fränkisches Wortgut sich ungebrochen entwickeln konnte zu beiden Seiten einer Linie, die seit etwa 700 n.Chr. ein altes *\*theudisk* im Westfränk. als *\*theodisk* bestehen ließ, es dagegen im fränkischen Bereich des Frühdeutschen zu *\*thiudisk* werden ließ.

In dem so gekennzeichneten Gebiet finden sich auch die Bedingungen zusammen, die uns den Übergang eines Begriffswortes zum Namen verständlich machen. Das eigentliche Rätsel des Namens *Deutsch* liegt ja in der Frage: in welchem geschichtlichen Zusammenhang konnte ein Wort, dessen Ausgangsbedeutung im Umkreis von ‚zum Stamm gehörig‘, »stammesmäßig<sup>5</sup> gelegen haben muß, eine so

enge Verbindung mit einer bestimmten Menschengruppe gewinnen, daß es zum Namen dieser Leute und ihrer besonderen Werte werden konnte? Diese Bedingungen waren in einer einmaligen Weise im Westfrankenbereich der Zeit um 700 n. Chr. gegeben. Den Hinweis darauf entnehmen wir zunächst der Tatsache, daß das Wort *deutsch* in seinen Anfängen (und auch die spätere Zeit hindurch) in besonders enger Verbindung mit einem anderen Worte erscheint, nämlich *welsch*. Schon rein in der Lautform heben sich *deutsch* und *welsch* durch ihre abgeschliffenere Lautform (statt *\*deutisch*, *\*wälisch*) heraus unter den mit ihnen gleichgebildeten *dänisch*, *englisch* usw. Und sie allein erscheinen in geläufiger Substantivierung als *die Deutschen*, *die Welschen*, während *die Dänischen* oder *die Englischen* uns nicht in den Sinn kämen. Das Verhältnis der beiden ist nun deutlich das eines Gegensatzes oder besser einer polaren Spannung: *Deutsche* und *Welsche* stellen sich oft in diesem Sinne nebeneinander, und unter den frühesten Belegen treffen wir besonders häufig die Formel *in diutiscun - in waleskun*, *auf deutsch - auf welsch*. Die Spannung geht bis auf den Anfang zurück, und sie erklärt uns die Prägung des Eigennamens *\*theudisk*. Das ältere von den beiden Wörtern ist nämlich *welsch*. Es geht letztlich auf den Namen des Keltenstammes der *Volcae* zurück, hat sich dann aber bei den Germanen immer mehr zu einem Begriff für die Südwestnachbarn entwickelt und vor allem in der Völkerwanderungszeit die gedankliche Auseinandersetzung mit den überwundenen Romanen getragen. In einer adjektivischen Ableitung *walhisk* ist es besonders im westfränkischen Raum üblich gewesen, um Land und Leute, Sitten und Eigenarten des romanischen Bevölkerungssteiles zu kennzeichnen. Und in dieser besonderen geschichtlichen Lage ergab sich nun für die Franken selbst der Anlaß, den *welschen* Werten die eigenen gegenüberzustellen, so wie wir in der Geschichte immer wieder Beispiele dafür finden, daß die Menschen und Völker sich ihrer Eigenarten bewußt werden im Gegenübertreten zum Anderen und Fremden. Dieses Bewußtwerden des Eigenen im Spiegel des Fremden vollzog sich bei den Westfranken in der Prägung des Wortes *\*theudisk*, das nun die angestammten, 'zum eigenen Stamm gehörigen Werte' den *walhisk*-Werten der romanischen Mitbewohner des gleichen Frankenreiches gegenüberstellte. In dieser prägnanten Beziehung auf die 'zur eigenen (germanisch-fränkischen) *theoda* gehörigen' Werte im Gegenüber zu den *welschen* Eigenarten liegt die einzig mögliche Erklärung dafür,

**daß das aus lebendigem Sprachgut entnommene Wort von Anfang an den Ansatz zum Eigennamen hatte, aus dem sich dann die ganze weitere Entwicklung über Sprach- und Volksadjektiv bis zum Namen der Deutschen hin verstehen läßt.**

## 2. Die innere Entfaltung der **Idee** Deutsch

Der Westfrankenbereich der Zeit vor 700, das siedlungsmäßige Mit-einander zweier Völker, das Bewußtwerden der ‚angestammten‘ Werte im Gegenüber zu den *welschen* Mitbewohnern, das sind die etymologischen Bedingungen für das Aufkommen eines *\*theudisk* und damit den Ansatz einer Idee *Deutsch*. So wird es möglich, unsere bisherigen Beobachtungen auszubauen und auszuwerten zu einem Bilde von der Entfaltung dieser Idee. Offenbar ist es ein weiter Weg von diesem Ansatz bis zum vollen Begriff des *Deutschen*. Aber gerade dieses verschlungene Geschehen ist überaus aufschlußreich und vermittelt uns wesentliche Einblicke in die inneren Bedingungen und die bleibenden Eigenarten der Idee *Deutsch*. Die nötigen Anhaltspunkte zum Aufhellen dieses Weges bieten uns die im vorigen Abschnitt herausgearbeiteten Eigentümlichkeiten des Wortgutes, das in der Entfaltung dieser Idee eine selbständige Bedeutung hat. Wir müssen sie nur in größere geschichtliche Zusammenhänge einordnen und das Wachstum des Sprachnamens in seinen Wechselbeziehungen zur Entfaltung der Volks-idee aufzeigen. Man kann sich die wesentlichen Schritte der Entwicklung in folgender Weise veranschaulichen.

a) Wir haben keinen Anhalt dafür, daß irgendeine Vorstufe der Idee *Deutsch* in altgermanische Zeit zurückginge. Weder dem Wortlaut noch dem Sinne nach finden wir etwas, was über die Völkerwanderungszeit zurückführte. Vielmehr ist der Ansatz des Wortes *deutsch* das Ergebnis von Bedingungen, die sich nach dem Abklingen der Völkerwanderung im Westfrankenbereich einstellten. Gedanklich vorbereitet ist das neue Wort durch das Vorhandensein der Idee *Welsch*. Dieses Wort *welsch* ist in doppelter Weise wichtig geworden. Zunächst ist es in seiner für die Völkerwanderungszeit anzusetzenden Form *\*walhisk* das sprachliche Vorbild für die Neuprägung *\*theudisk* geworden. Vor allem aber war dieses *\*walhisk* wohl der höchstentwickelte Begriff, über den die germanischen Sprachen im Völkerfelde verfügten. In einer geistigen Arbeit von rund tausend Jahren hatte

hier germanisches Denken ein Ergebnis gewonnen, in dem die Eigentümlichkeiten der Süd-West-Nachbarn als Werte eigener Art anerkannt waren. Müssen die *Volcae* ursprünglich ein im Mittelgebirge angrenzender keltischer Nachbarstamm gewesen sein, so hatte das daraus entlehnte germ. \**Walxôz* den Abzug des Stammes, von dem es ausgegangen war, überlebt und sich zu einem bereits umfassenderen Begriff für den ganzen keltischen Grenzsaum des Südwestens entwickelt. Und nochmals hatte es einen einschneidenden Wechsel gedanklich überbrückt, als es mit dem Erscheinen der Römer am Rhein und an der Donau zu dem Stichwort wurde, unter dem die Römerwelt in das Bewußtsein der Festlandgermanen eingegliedert wurde. So standen \**Wal xôz* und das zugehörige Adjektiv \**walhisk* bereit, um in der Völkerwanderungszeit die gedankliche Auseinandersetzung mit dem überfluteten Romantum zu tragen. Und insbesondere im Westfrankenbereich erschloß \**walhisk* den Gesichtswinkel, unter dem die einrückenden Franken die vorgefundenen Eigenarten von Land und Leuten, von Sitten und Erzeugnissen gedanklich aufnahmen in einer Weise, die nicht mehr das bloße Gegenüber des anderen Stammes, nicht mehr die gespürte Verschiedenheit der fremden Bewohnerschaft, auch nicht bloß den Gegensatz zum unterworfenen Gegner herauskehrte. Mit dem Besitz dieses Wortes \**walhisk* war vielmehr den Franken eine Sehweise nahegelegt, die in dem neu betretenen romanischen Raum Eigentümlichkeiten sichtbar werden ließ, die gewiß fremd waren, dem Gegner, dem Überwundenen zukamen, aber trotzdem auch positiv von einem übergeordneten Standpunkt in diesen Eigentümlichkeiten bereits Eigenwerte sah, etwas, was in diesem Ausschnitt *welchen* Landes begründet war, in diesen Erscheinungen *welscher* Kultur sich seiner Art entsprechend ausprägte. Mochte das noch so unvollkommen und ungleichmäßig in Erscheinung treten, - schon der reine Besitz eines Wortes mit solcher Sehweise war ein immer erneuter Anstoß, in dieser neuen Umgebung die Eigenart des Gegenübers zu erkennen und schließlich auch anzuerkennen.

(3) Man muß auf diese im Worte *walhisk* erreichte Begriffshöhe vor allem deshalb hinweisen, weil sie uns erst die Einsatzstelle der Neuprägung \**theudisk* verständlich macht. Wenn der deutsche Volksname nicht an einen älteren Namen, einen Länder- oder Stammesnamen anknüpft, sondern ein Volksadjektiv zur Vorstufe hat, dann müs-

sen ja in der Entwicklung der Idee *Deutsch* an entscheidender Stelle bestimmte Werte gestanden haben, die mit dem neuauftretenden Wort als kennzeichnend herausgehoben wurden. Es müssen Erscheinungen des Gemeinlebens als ‚deutsch‘ begriffen worden sein, die wichtig genug waren, um einen neuen Volksbegriff zwischen den geläufigen Größen der Völker- und Ländereinteilung wachsen zu lassen. Es müssen sich also Menschen aus ihren räumlichen und stammlichen Bindungen gedanklich herausgelöst und in einer neuen Blickrichtung neuen Wertungen zugewandt haben, für die im geläufigen Feld der Völkernamen kein Anknüpfungspunkt zu finden war. So etwas ist weder zufällig bedingt noch beliebig erreichbar; es muß ein Gegenstück da sein, gegen das das neu Gesehene sich abhebt, ein Beziehungspunkt, in dem es sich verfestigt. Jede Neuprägung in diesem Bereich hat zur Bedingung das Vorhandensein einer polaren Spannung, und ihre Tragweite wird bestimmt durch die Stärke der Kräfte, die dabei mitwirken. Eine solche polare Spannung können wir nun in der Zeit und in dem Umkreis, zu denen uns die Etymologie von *deutsch* geführt hat, an verschiedenen Anzeichen feststellen. Die Lage der Westfranken im ausgehenden 7. Jahrhundert ist offenbar dadurch gekennzeichnet, daß in dem Miteinander der beiden Volkstümer des Frankenreiches eine neue Ordnung sich durchsetzt. Erst hatte der germanische Vorstoß zu einer deutlichen Vorherrschaft germanischer Franken in romanischem Gebiet geführt, so wie sie in der Staaten Gründung Chlodwigs von rund 500 sich verfestigte. Dann hatte in zunehmendem Maße das romanische Element sich wieder Geltung verschafft und zu einem Gegenstoß geführt, der den Romanen den Weg zur Gleichberechtigung und zu wachsendem Einfluß öffnete, so wie die Lage im späteren Merowingerreich es uns veranschaulicht. Und schließlich schaffte sich eine Bewegung Raum, die man als Selbstbesinnung des austrasischen Ostens gegenüber dem neustrischen Westen kennzeichnen muß. Seit etwa 650 taucht in den Quellen der Begriff *Neustrien* auf. Sprachlich handelt es sich um eine Gegenbildung zu *Austrien*, und ihr Kern liegt in einer völligen Umkehrung der Blickrichtung. War vorher im Frankenreich von einem westlichen Standpunkt, von der Seine aus, das Ursprungsgebiet der Franken am Rhein als *Ostland* gesehen, so wird nun vom Osten her das Land zur Seine und Loire hin als *Neu-Austrien* gekennzeichnet, es wird fränkischem Stammland als Neuland gegenübergestellt. Und das ist nicht nur

eine Sache der gedanklichen Einordnung, sondern diese Umkehr hat ihre Begleiterscheinung in dem wachsenden Übergewicht der Karlinger des Ostens über die Merwinger des Westens; und in der Schlacht bei Tertry von 687 siegt nicht nur der Hausmeier Pippin über seinen Rivalen, sondern es setzt der vorwiegend germanisch gebliebene Osten seine Ansprüche gegen den vorwiegend romanisch gebliebenen Westen durch.

γ) In den hier sichtbar werdenden Gegensätzen und Umwälzungen hat nun auch die polare Spannung ihren Platz, die zur Prägung des neuen Wortes *\*theudisk* führen sollte. Denn die angedeutete Verlagerung des Schwergewichts im Westfrankenbereich war bei aller Sprunghaftigkeit im einzelnen doch nicht zufälliges Geschehen, sondern der Ausdruck einer tiefgreifenden Veränderung. Und solche Ereignisse vollziehen sich nicht ohne Begleiterscheinungen im Gedanklichen. Ja dieses Gedankliche ist sogar Vorbedingung für eine Zielgerichtetheit des Handelns. Suchen wir nun diese gedanklichen Veränderungen an der Stelle, an der sie sich verfestigen und greifbar werden, in der Sprache auf, so finden wir zu den drei großen Phasen westfränkischer Geschichte drei klare Gegenstücke: die erste Phase bringt mit dem Vordringen Chlodwigs den Frankennamen so nachhaltig nach dem Westen, daß er bis zum heutigen Tage der *Francia* (*France, Frankreich*) verblieben ist. Die zweite läßt den Gegensatz der Volkstümer durch das Zusammenleben von Germanen und Romanen soweit zurücktreten, daß die gleichberechtigte Mitwirkung am gemeinsamen Staat zum entscheidenden Gesichtspunkt wird; dort setzt die Entwicklung von *Francus* zu frz. *franc* ‚frei‘ ein, und die zunehmend in diesem Sinne zu *Franci* werdenden Romanen haben wachsende Möglichkeit, ihren Einfluß im Frankenreich durchzusetzen. Und wie stellt sich nun die dritte Phase in der Sprache dar? Wir sprachen von einem Aufbegehren des austrasischen Ostens gegen den neustrischen Westen. Auf das ganze Frankenreich gesehen ist das eine Selbstbesinnung des germanischen Frankentums. Woran kann diese ansetzen? Nicht am *Frankenbegriff*; denn dieser war vorwiegend mit staatlichem Gehalt gefüllt worden, und so wenig daran gedacht war, ihn zurückzustellen, so wenig war er mehr geeignet, die Eigenarten der beiden Volkstümer des Frankenreiches auseinanderzuhalten. Und diese Eigenarten wurden auf den verschiedensten Gebieten gespürt: es

waren die herkömmlichen Formen germanischer Selbstbestimmung, die die austrasischen Großen zur Ablehnung des Verwaltungstaates romanisch-westfränkischer Prägung trieben; es ist die angestammte fränkische Sprache, die in einer sehr spürbaren Weise von dem Sprachgebrauch der wiedererwachenden Romanen zurückgedrängt wird; es sind die stammverwandten Vorposten des Westens, die immer mehr im Romanentum aufgehen. Hier sind die Stellen, an denen sich das Bewußtsein von den eigenen, den mitgebrachten, den germanisch-fränkischen Werten entzündete. Das, was vorher selbstverständlicher Besitz war, erschien im Gefühl des Bedrohten. Bedroht nun nicht von außen, von einem fremden Stamm oder Staat; auch nicht bedroht in einem Sinne, dem man mit einer Betonung der Werte des *Fränkischen* hätte begegnen können. Was die Gefahr schuf, war ja die Spannung innerhalb des fränkischen Reiches selbst; und wollte man sie ins Bewußtsein heben, so kam man in eine eigentümliche Lage. Deutlich begriffen und sichtbar waren die *welschen* Eigenarten, das was der tägliche Sprachgebrauch geläufig als *welsche* Menschen und Einrichtungen, als *welsche* Sprache und Gewohnheit faßte. Was dem gegenüberstand, das ließ sich nicht so deutlich sagen: weder war es mit dem ‚verstaatlichten‘ *fränkisch* richtig zu fassen noch mit irgendeinem anderen der üblichen Völkeradjektive. Und damit sind wir mitten in den Erlebnissen, die auf eine sprachliche Neubildung hindrängten. Die Lösung ergab sich auf die Weise, daß sich dem mit *welsch* gefaßten Begriff der fremden Werte nun der Gedanke der eigenen, der angestammten und überkommenen Werte gegenüberstellte. Und in dieser polaren Spannung erzwang die begriffliche Höhe, die das tausendjährige *walhisk* erreicht hatte, die Prägung eines Gegenstücks von gleicher gedanklicher Kraft. Dem Inbegriff des Fremden stellte sich der Inbegriff des Eigenen gegenüber in dem Worte \**theudisk* für die ‚der eigenen *theoda* zugehörigen‘, in diesem Sinne ‚angestammt fränkischen‘ Werte. Es war ein Wort, das unmittelbar aus lebendiger Sprache geschöpft werden konnte, das aber zugleich so prägnant und fest bezogen erscheint, daß es den deutlichen Ansatz zum Eigennamen in sich trug. Und als Adjektiv mußte es beginnen; denn in der geschilderten westfränkischen Lage handelte es sich nicht darum, einen neuen Volks- oder Landesnamen zu schaffen, sondern darum, die einzelnen volklichen Werte, Land und Leute und Sprache und Sitten als ‚angestammten‘ Besitz der Gründer des Frankenreiches

bewußt zu machen. Wenn irgendwo der ideenmäßige Ansatz für all das Neue und Eigentümliche, das sich in der Geschichte der Belege für den Begriff *Deutsch* entfaltet, gefunden werden kann, dann in dieser einmaligen geschichtlichen Lage des Westfrankenbereiches um 700.

8) Allerdings ist es ein Ansatz, dessen Tragweite im Augenblick seiner Ausprägung noch gar nicht zu überschauen war. Es ist ein weiter Weg von diesen westfränkischen Geschehnissen bis zum späteren *deutsch*. Das gilt räumlich; denn wahrscheinlich gehört das Ursprungsgebiet von wfrk. *\*theudisk* (Gegend der Somme und Maas) gar nicht mehr zum heutigen *deutschen* Sprachgebiet. Und welche Menschen sich einmal nach den ‚zur eigenen *theoda* gehörigen‘ Werten nennen würden, war schon gar nicht abzusehen. Aber etwas zeigte weit in die Zukunft hinein: das westfränkische *\*theudisk* wurde zum Kennwort der sich im Frankenreich neu herausbildenden Volkstumsgrenze. Und diese Grenze verfestigte sich zunehmend in der deutsch-französischen Sprachgrenze. Von hier aus ist die Weiterentwicklung des Wortes zu verstehen. Sie verlief in dreifacher Richtung. Im Westfrankenbereich selbst ging *\*theudisk* zunehmend in den Mund von Romanen über, die mit dem späteren altfrz. *tieis* nicht mehr das betont ‚Angestammte‘, sondern das ‚Germanisch-Fränkische‘ der Umgebung und schließlich die Nachbarschaft jenseits der Sprachgrenze meinten. Auf der anderen Seite der Sprachgrenze lebte es fort in den Entwicklungen zu altniederfränkisch *dietsc* und althochdeutsch *diutisk*; dort setzt sich das Spannungsverhältnis zu *welsch* fort; aber je mehr die gemischtsprachige Grenzzone sich zu einer klaren Sprachgrenze verfestigte, um so mehr war es räumlich und inhaltlich an diese Grenze gebunden, und wir können annehmen, daß die Hauptverwendung während des späteren 8. Jahrhunderts im Sinne jenes *in diutiskun* ‚auf deutsch‘ lag, wie es uns noch zwei Jahrhunderte später bei Notker begegnet. Es kam aber noch eine dritte Entwicklung hinzu, und diese brachte den wesentlichen Anstoß zur Weiterentwicklung: das westfränk. *\*theudisk* fand den Weg in die mittellateinische Schriftsprache des karlingischen Hofes. Seit 786 finden wir Belege für das mlat. *theodiscus*, und neben Übergangsstufen, die mehr dem westfränkischen Gebrauch nahebleiben, finden wir das Wort nun in einem amtlichen Gebrauch, der ihm einen festen Umriß und eine bestimmte Aufgabe zuweist: das mlat. *theodiscus* betont in ausschließ-

licher Beschränkung auf die Sprache die Zusammengehörigkeit der germanischen Stämme des Festlandes, soweit sie im Reiche Karls des Großen vereinigt waren, und stellt diese Reichshälfte in ihrer sprachlich-kulturellen Eigenständigkeit der romanischen zur Seite. Die drei Belege für *theodiscus*, die wir in Urkunden aus Karls eigener Regierungszeit kennen (788, 801, 813), beleuchten mit aller Deutlichkeit den Blickwinkel, unter dem die *theodisca lingua* hier herausgestellt und als eine Kraft in ein bestimmtes politisches Gesamtbild eingesetzt wurde. Diese Stufe der Latinisierung erscheint in der Gesamtentwicklung des Wortes auf eine verhältnismäßig kurze Wegstrecke beschränkt (bereits im 9. Jahrhundert beginnt *theodiscus* wieder zurückzugehen, um dann um 1050 ganz abzusterben). Aber von ihr gingen entscheidende weitere Schritte aus.

¶ Wir können das zunächst im Mittellateinischen selbst verfolgen. Das Wort *theodiscus* beginnt die Gelehrten zu beschäftigen. Diese sind zwar nicht die Schöpfer des Ausdrucks, wie man oft gemeint hat. Denn weder die äußeren Befunde noch die inneren Gründe machen es wahrscheinlich, daß das mlat. *theodisce* in gelehrtem Munde als Lehnübersetzung des lat. *vulgariter* entstanden oder aus dem Sprachgebrauch angelsächsischer Missionare in die Literatur eingegangen wäre. Alle in diesem Sinne vorgebrachten Erklärungen enden in unlöslichen Widersprüchen. Ohne seine westfränkische Vorgeschichte bleibt das schriftsprachliche *theodiscus* unverständlich. Aber nachdem es einmal in den amtlichen Gebrauch der Hofsprache gekommen war, fing es auch an, die Gelehrten zu beschäftigen. Wir können das daraus ersehen, daß *theodiscus* im Laufe des 9. Jahrhunderts ein Wort an sich zieht, das ursprünglich gar nichts mit ihm zu tun hatte, das lat. *teutonicus*. *Teutonicus* war ein Wort, das den Römern seit den Kimbern- und Teutonenkriegen bekannt war, und das an einer Anzahl von Stellen bei Dichtern und Schriftstellern auch der Folgezeit überliefert vorlag. Die Späteren wußten mit dem Wort nicht mehr viel anzufangen. Die Handschriften bringen an den Stellen, an denen es vorkommt, häufig Glossen zur Erläuterung, und dabei gaben das spätere Altertum und das frühe Mittelalter hindurch alle Glossen und Scholien ausnahmslos die Erklärung *gallicus*. Im Geschichtsbewußtsein dieser Zeit galten also die Teutonen deutlich als Gallier, und das Wort war durch einen weiten Abstand von dem seit 780 hochkommenden *theo-*

*discus* getrennt. Seit etwa 830 können wir dann beobachten, daß *teutonicus* und *theodiscus* einander näher gebracht werden; in den Glossen unserer Handschriften läßt sich verfolgen, wie die gallische Teutonenauffassung durch eine germanische ersetzt wird, und dadurch wird der Weg frei gemacht, um schließlich *teutonicus* und *theodiscus* gleichzusetzen; seit rund 880 sprechen unsere Belege von der *teutonica vel theodisca lingua* u. ä., und zwar stammen diese Belege aus Mainz, Fulda, St. Gallen. Man hat diesen Vorgang meist so gedeutet, als ob hier das ‚feinere‘ klassische *teutonicus* an die Stelle des »barbarischen‘ *theodiscus* getreten sei. Aber der vorangegangene Gelehrtenstreit, die Ersetzung der gallischen Teutonenauffassung durch eine germanische, beweist klar, daß hier mehr im Spiele war, daß man dem jungen *theodiscus* eine geschichtliche Vertiefung zu verschaffen suchte, und daß man gerade im ‚deutschen‘ Bereich darauf aus war, die eigene Gegenwart in eine Verbindung mit Nachrichten über Vergangenes zu bringen. Dieses Ziel wurde mit *teutonicus* so gut erreicht, daß das Ersatzwort schließlich *theodiscus* überhaupt aus der Schriftsprache verdrängte, so daß nun das weitere Mittelalter hindurch *Teutonicus* das eigentliche amtliche Wort für *Deutsches* wurde.

§) Aber was sich da in Gelehrtenkreisen abspielte, das hatte sein Gegenstück auch in der Volkssprache. Wir verließen das westfränkische *\*theudisk* in einer Lage, in der es sich in drei Fortsetzer gliederte, die Vorstufen von afrz. *tieis*, altniederfrk. *dietsc* und ahd. *diutisk*, und das für das Ahd. vorauszusetzende *\*thiudisk* erschien uns an einen fränkischen Grenzsaum gebunden, in dem es in beschränkter Verwendung etwa im Sinne des späteren *in diutiskun* lebte. Für dieses *diutisk* brachte nun im Verlauf des 9. Jahrhunderts das ‚hoffähig‘ gewordene *theodiscus* neues Leben. Der Zusammenhang der beiden Wörter war unverkennbar, und aus dem wechselseitigen Einfluß in den Schreibungen ersieht man, daß diese Beziehung rasch wirksam wurde. Daraus läßt sich der Schluß ziehen, daß nun auch das volkssprachliche *diutisk* den schärfer bestimmten und umrissenen Gehalt des schriftsprachlichen *theodiscus* in sich aufnahm. Das brachte ebenso eine Belebung des Gebrauches wie eine Ausbreitung des Geltungsbereiches. Stationen wie das Fehlen von *diutisk* trotz vorhandenem *theodiscus* bei Otfrid von Weissenburg, die deutlichen Einwirkungen eines üblichen *diutisk* auf die Schreibweise von *theodiscus* in St. Gallen

spätestens um 880 müssen hier eingerechnet werden, ebenso die wohl geographischen Bedingungen für das von Anfang an zu beobachtende Schwanken des Anlauts von *deutsch/teutsch*. Das alles läßt auf eine spätere (vielleicht sogar durch die Bemühungen der Gelehrten unterstützte) Ausbreitung des althochdeutschen Wortes schließen. Unmittelbare Belege haben wir noch nicht; aber das eine ist sicher: ahd. *diutisk* muß schon eine feste Stellung im Lande gehabt haben, als das mlat. *theodiscus* im Wettbewerb mit *teutonicus* an Geltung verlor und schließlich seine Stellung ganz einbüßte; und da die ‚Eindeutschung‘ von *teutonicus* gerade in ‚deutschen‘ Kulturzentren eine gute Weile vor 880 schon betrieben wurde, so ist der Schluß gerechtfertigt, daß wir wohl seit der Mitte des 9. Jahrhunderts mit ahd. *diutisk* als einem verbreiteten und wirkungskräftigen Bestandteil des deutschen Wortschatzes rechnen können; nicht entlehnt aus dem mlat. *theodiscus*, wie man oft gemeint hat, wohl aber innerlich belebt und äußerlich gefördert durch das, was im amtlichen und gelehrten Sprachgebrauch der Idee *Deutsch* zugewachsen war.

η) Damit haben wir alles beisammen, um den inneren Ausbau der Idee *diutisk* im Laufe des 9. Jahrhunderts richtig zu beurteilen. Das, was sich im Rückverfolgen der Belege auflöste in eine Folge, bei der den *diutisk*-Belegen des 10. Jahrhunderts *teutonicus*-Zeugnisse des 9. Jahrhunderts und die *theodiscus*-Anfänge des 8. Jahrhunderts vorangingen; was den substantivischen Verwendungen des Namens den adjektivischen Gebrauch voranstellte und hier wiederum das Sprachadjektiv ungewöhnlich stark gegenüber dem vollen Volksadjektiv heraushob, - das alles ordnet sich in eine Stufenfolge von innerer Gesetzmäßigkeit ein, deren entscheidende Ergebnisse sich schließlich im ahd. *diutisk* niederschlugen. Insgesamt können wir sagen, daß ahd. *diutisk* im Laufe des 9. Jahrhunderts von einem Wort der Sprachgrenzzone zu einem vollgültigen Volksadjektiv heranwuchs. Die schriftlichen Quellen lassen uns zwar dieses Geschehen nicht unmittelbar verfolgen; aber die Wegstrecke vom westfränk. *\*theudisk* her, die Eigenarten der Geschichte von *theodiscus* und *teutonicus* werden nur im Bezug auf eine solche Entwicklung im Althochdeutschen selbst verständlich. Fragt man sich, wie der einheimische Sprachgebrauch sich verhalten haben kann in dem Geschehen, dessen ‚gelehrte‘ Seite in dem Auftauchen der *theodisca lingua* seit 786 mit den

vereinzelten Vorstößen in der Richtung des Volksadjektivs {gern *teu-disca* bei Godescalc um 860) und (Sprach-) Volksnamens (*Theotisci* bei Walahfrid Strabo um 840), in der ‚Eindeutschung‘ von *teutonicus* (seit etwa 830) und seinem raschen Hinauswachsen über die sprachliche Beschränkung von *theodiscus* (*miliaria Teutonica* bei Notker Balbulus um 880; *Teutonica Francia* in der Kilians-Vita des ausgehenden 9. Jahrhunderts; *regnum Teutonicorum* spätestens 919), in dem Absterben von *theodiscus* seit dem Hochkommen von *teutonicus*, faßbar ist, dann kommt man nicht durch mit der Annahme, daß hier das einheimische *diutisk* nur ein späterer Ableger sei, womöglich erst im 10. Jahrhundert angefüllt mit dem Ertrag jener ‚gelehrten‘ Bemühungen. Das mindeste, was wir sagen müssen, ist, daß das einheimische *diutisk* über sein beschränktes Grenzdasein hinausgewachsen sein muß, bevor das mlat. *theodiscus* seine Kraft einbüßte; daß es als Bezugspunkt eine Rolle gespielt haben muß im Denken derer, die dem Sprachnamen *theodiscus* in dem Heranziehen von *teutonicus* die geschichtliche Tiefe eines Volksbegriffs zu gewinnen suchten; daß die Einwirkungen auf die Schreibung, die das mlat. *theodiscus* immer häufiger zu *tiutiscus* und *diutiscus* (882, 895) umgestalten, das dahinterstehende einheimische Wort so deutlich spüren lassen, daß man hier fast eher früheste Zeugnisse für ahd. *diutisk* sehen wollte (G. Baesecke). Der Kern dieses Geschehens ist aber so zu fassen, daß im Laufe des 9. Jahrhunderts in dem Nebeneinander von *theodiscus*, *teutonicus* und *diutisk* die Führung immer mehr auf das ahd. Wort überging, das nun die geographische Reichweite des Sprachbegriffes *theodiscus* und die geschichtliche Ausweitung der Idee *Teutonicus* verband mit dem Bewußtsein von den eigenständigen, den ‚angestammten‘ Werten, das auch dem althochdeutschen Wort von seinem Ursprung *\*theudisk* her noch anhaftete. So konnten im Laufe vor allem der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts Ansätze verschiedener Herkunft sich wechselseitig steigern und schließlich zu einem wesentlich neuen Begriff zusammenwachsen.

9) Als Ergebnis dieser zweihundertjährigen Vorgeschichte steht nun die Idee *diutisk* ausgebildet im Denken der Zeit um 900. Ausgebildet in dem doppelten Sinne, daß sie einen gewissen Abschluß erreicht hatte, und daß sie zugleich nun die Wirkungskraft besaß, die einem neu auf kommenden Wórt an der Stelle seines

geschichtlichen Einsatzes eignet. Das Rätsel, wieso sich in einer **Welt** schon benannter Völker und Stämme ein neuer Volksname aus vollbegrifflichem Sprachgut entwickeln konnte, und zwar so, daß das Volksadjektiv voranging, hat sich gelöst. Ein Ansatz, der zunächst gar nicht auf einen neuen Volksnamen zielte, sondern nur eine bestimmte Sehweise, die Sicht des eigenständigen, angestammten Besitzes in dem zweivolkigen Westfrankenbereich, festhalten sollte, hat sich als so fruchtbar erwiesen, daß an ihm die ganze Fülle der eigenen volklichen Werte bewußt wurde. Das *diutisk* der Zeit um 900 ist als vollwertiges Volksadjektiv anzusehen, das nun auch jederzeit zum Volksnamen substantiviert und zum Landesnamen ausgeweitet werden konnte. Diesen letzten Schritt finden wir dann auch von den Nachbarn mitgemacht (*Teutisci* und *Teutonic* für die Volkszugehörigkeit in Urkunden aus Trient und Guastalla 845 und 909, *Teutonica* als Landschaftsname in einem westfränkischen Gedicht von 888). Aber es ist ein völliger Fehlschluß, deshalb anzunehmen, daß die Idee *Deutsch* wesentlich vom Ausland her mitbestimmt sei. Gewiß weitete sich das afrz. *Tie(d)eis* über *Fränkisches* hinaus zu einem Begriff, der auf dem besten Wege war, ein Gesamtname der *Deutschen* zu werden, bis er von *Allemand* abgelöst wurde, und die *Theotisci* leben in romanischen Fortsetzern wie ital. *Tedeschi* fort. Aber das alles konnte sich erst festsetzen, nachdem im ‚deutschen‘ Bereich selbst sowohl die Werte, auf die sich die Idee *diutisk* stützte, erkannt, wie auch der Umkreis der Menschen, denen sie zukamen, umschrieben waren. Diese beiden entscheidenden Ergebnisse aber wurden von den Gestaltern der Idee *diutisk* selbst erarbeitet. Und erst seither haben wir den festen Grund, von geschichtlichen *Deutschen* zu sprechen, von Menschen, in deren Denken und Handeln die Idee *Deutsch* eine solche Wirksamkeit gewonnen hat, daß wir sie als geschichtliche Größe danach einordnen und verstehen können. In dem Sinne ist die Gestaltung der Idee *Deutsch*, so wie sie sich in der Frühgeschichte des Wortes *deutsch* fassen läßt, ebensosehr eine Voraussetzung, auf der die spätere Gestaltung *deutschen* Lebens aufbaut, wie sie das Wahrzeichen ist, das die Stellung der *Deutschen* im Kreise der Völker Europas bestimmt.

### 3. Die Muttersprache im **Aufkommen der Idee Deutsch**

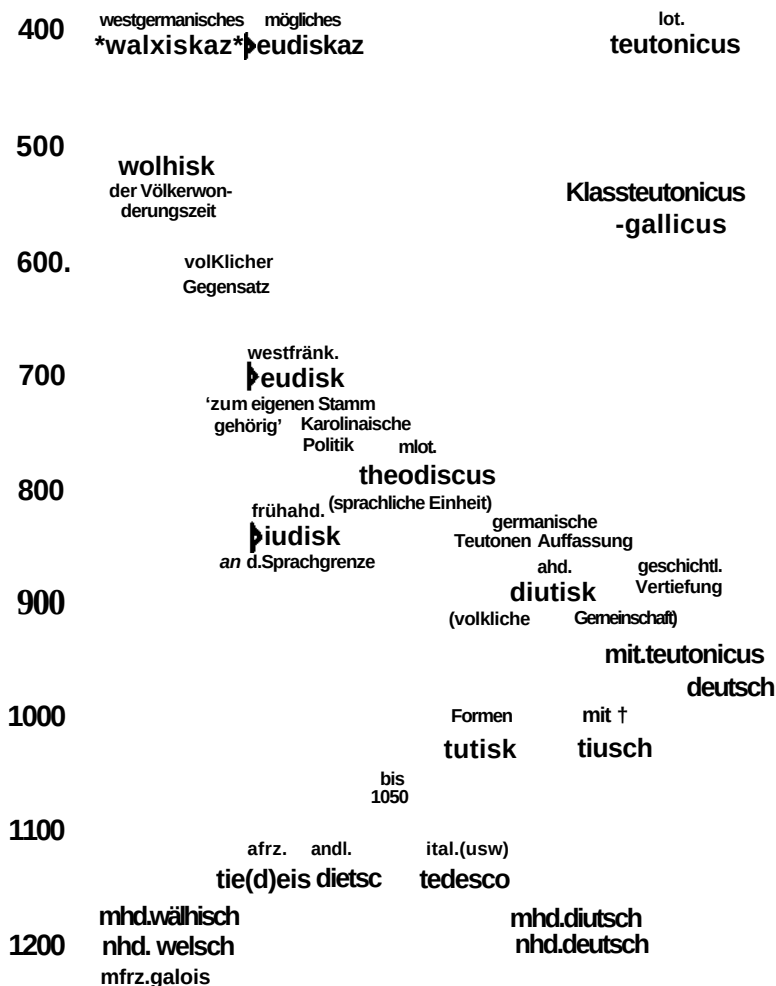
Bevor wir darangehen, diese Ergebnisse auszudeuten im Hinblick **auf** die Wechselwirkungen zwischen **Muttersprache** und **Sprachgemein-**

schaft, versuchen wir zusammenfassend zu veranschaulichen, in welchen Formen die Sprache und die von ihr ausgehenden Anstöße in der Entfaltung der Idee *Deutsch* wirksam wurden. Man hat ja oft davon gesprochen, daß die *Deutschen* als Volk sich nach ihrer Muttersprache benannt hätten, und daß darin ein Hinweis auf die einzigartige Stellung beschlossen sei, die die Muttersprache im Leben des deutschen Volkes einnehme. Nach unseren Ergebnissen trifft das nicht ganz zu; vor dem Volksnamen *Deutsche* stand schon ein vollausgebildetes Volksadjektiv *deutsch*, das alle wesentlichen volklichen Werte umfaßte; und dieses Volksadjektiv ist zwar wichtige Strecken seines Weges hindurch fast ausschließliches Sprachadjektiv, aber es wirken in ihm doch noch über die Stufe von mlat. *theodiscus* hinausgehende Anstöße mit. Trotz alledem bleiben aber mehr als genug Beweise für die Bedeutung, die der Muttersprache im Aufbau der Idee *Deutsch* zukam.

Wir können uns dieses Hineinwirken des Sprachgedankens am beigegebenen Schema veranschaulichen. Wenn man den Entwicklungsgang als ganzen überschaut, so wird man von einer ‚dreifachen Wurzel des Begriffes *Deutsch*‘ (L. Weisgerber) sprechen können. Diese Dreiheit von Bedingungen läßt sich veranschaulichen an dem Auftreten der drei Wörter westfränk. *\*theudisk* (mit seinem Fortsetzer frühahd. *\*thiudisk*), mlat. *theodiscus* und mlat. *teutonicus*. Wir sahen, daß aus dem Zusammentreffen der in diesen drei Wörtern beschlossenen gedanklichen Arbeit dem ahd. *diutisk* der inhaltliche Reichtum und die geistige Stoßkraft eines geschichtlich wirksamen Wortes erwuchs.

Wie groß ist nun der Anteil des Bewußtseins der Muttersprache an diesen drei Hauptsträngen der Entwicklung?

Klar auf dem Gedanken der Sprache aufgebaut ist das mlat. *theodiscus*. In ihm ist die Sprache so ausdrücklich als führende Idee herausgestellt, daß man *theodiscus* mit Recht als Sprachadjektiv fassen kann. Für die Erklärungen, die das ahd. *diutisk* als völlig von mlat. *theodiscus* abhängig ansehen, ergibt sich denn auch folgerichtig der Schluß, daß die Idee *Deutsch* von der Muttersprache her gewonnen sei. Wir haben diese Auslegung insoweit eingeschränkt, als wir in *theodiscus* eine zwar sehr wichtige Vorstufe, aber nicht die einzige Quelle des späteren *diutisk* sehen. Aber mit dieser Einschränkung bleibt zu recht bestehen, daß durch den Einschlag von *theodiscus* im



Der Anteil des Sprachgedankens an der Entwicklung der Idee Deutsch

Kern der Idee *Deutsch* dem Gedanken der Muttersprache ein maßgeblicher und untilgbarer Einfluß gesichert ist.

Diese Stellung des Sprachgedankens wird durch den Strang *\*thiudisk* noch verstärkt. Wir brauchen dabei nicht vorauszusetzen, daß der erste Ansatz im westfränk. *\*theudisk* ausdrücklich auf die Muttersprache abgestellt gewesen wäre; er kann und wird durchaus alle wichtigen volklichen Werte umfaßt haben, Land und Leute, Gewohnheiten und Erzeugnisse, soweit sie als ‚angestammt‘ empfunden wurden. Aber es liegt in der Sache selbst, daß von diesen volklichen Werten die Muttersprache sich mit am häufigsten und am eindringlichsten bemerkbar machte. In dem täglichen Leben des gemischtsprachigen Westfrankenbereichs war die eigene Sprache die Stelle, an der jeden Augenblick das *\*theudisk* anklingen konnte. In diesem Sinne wird man diese westfränkische Prägung doch am richtigsten als das Kennwort der sich immer mehr verfestigenden Sprachgrenze bezeichnen können. Von da aus ist die ausschließliche Beschränkung des daraus latinisierten *theodiscus* auf die Sprache zu verstehen. Aber auch die volkssprachlichen Fortsetzer, afrz. *tieis*, altniederfränk. *dietsc*, ahd. *diutisk* behielten eine enge Beziehung zu den Tatbeständen der Sprache, und insbesondere für die frühahd. Fortsetzung *\*thiudisk* müssen wir sagen, daß sie vorwiegend als an der Sprachgrenze in Wendungen wie *in diutiskun* ‚auf deutsch‘ üblich anzunehmen ist. So wird auch von dieser Quelle her die Sprachbezogenheit der Idee *Deutsch* noch verstärkt, auch wenn wir dem ahd. *diutisk* von Anfang an die Möglichkeit, alle volklichen Werte zu fassen, zubilligen.

Weniger eng erscheint das mlat. *teutonicus* mit dem Sprachgedanken verknüpft. Es kommt aus der weiteren Begrifflichkeit des Stammadjektivs, und seine eigentliche geschichtliche Leistung besteht gerade darin, daß es dem sachlich und räumlich eng begrenzten *theodiscus* die geschichtliche Tiefe hinzugewann. Wir sahen bereits, daß dieser im ‚gelehrten‘ Bereich sich abspielende Vorgang doch auch unmittelbar die Entwicklung der Idee *Deutsch* betraf, insofern im Bewußtsein derer, die *teutonicus* ‚eindeutschen‘, das bodenständige *diutisk* schon eine erhebliche Rolle spielte. So erhielt die bis dahin vorwiegend sprachbestimmte Idee eine Verstärkung und Vertiefung vom Geschichtlichen her. Und wenn die zunächst vereinzelte Rede von den Theotisci um 840 noch eng an den Begriff der ‚Deutschsprecher‘ gebunden blieb, so zeigt die rasch durchdringende freiere und weitere

Verwendung von *teutonicus* seit etwa 880 den Fortschritt, den inzwischen *diutisk* zum vollen Volksadjektiv hin gemacht hatte.

Will man also die Rolle des Sprachgedankens in der Entfaltung der Idee *Deutsch* kennzeichnen, so wird man sagen, daß die Idee zwar nicht ausschließlich auf dem Bewußtsein von der Muttersprache beruht, daß sie aber keinesfalls ohne das starke Mitwirken dieses Bewußtseins möglich gewesen wäre. Und dieser muttersprachliche Einschlag gibt uns die Erklärung, wieso in diesen Jahrhunderten ein Volksbegriff heranwachsen konnte, der nicht nur deshalb auffällt, weil er den bereits vorhandenen Völkernamen einen neuen - und wir müssen sagen: der gedanklichen Prägung nach den jüngsten europäischen - hinzufügt. Seine Eigenart geht vielmehr darüber hinaus und führt uns zu neuen Einsichten, wenn wir beachten, daß hier ja nicht eine bloße Verschiebung in dem üblichen Denken in bereits benannten Räumen und Stämmen eintritt, sondern daß hier eine neue Idee geprägt wird, mit der ein neuer Gedanke in der Völkergeschichte wirksam wird. Und wenn diese Idee, vom Volksadjektiv ausgehend, der Besinnung auf die eigenen Werte entsprang, so zeigt der starke Einschlag des Sprachgedankens, daß hier die Werte des Geistigen, verkörpert und greifbar in der Muttersprache, führend waren. Was dies für die Geschichte der Deutschen zu bedeuten hatte, wird uns zur Hauptfrage.

#### b) Erwachen im Zeichen der Muttersprache

Man hat immer gespürt, daß jener Zusammenhang, der mit dem Satz, daß die Deutschen sich als Volk nach ihrer Muttersprache genannt haben, gefaßt war, mehr besagt als eine äußerliche Feststellung. Wir haben ihn zunächst einmal in der Richtung geklärt, daß wir genauer aufzeigten, wie der Gedanke der Muttersprache an den verschiedenen Entwicklungsstufen der Idee *Deutsch* beteiligt ist. Und wir fanden, daß diese Idee nicht möglich gewesen wäre und nie einen solchen geschichtlichen Ausdruck gefunden hätte, wenn nicht bei der Besinnung auf die eigenen Werte die Muttersprache an zahlreichen Stellen ebenso deutlich wie eindringlich hervorgetreten wäre. Als gedanklicher Anstoß ist die deutsche Sprache bei der Vorbereitung und bei der Ausprägung des Begriffes *Deutsch* immerfort beteiligt. - Aber mit dieser Betrachtungsweise ist der Kern des Geschehens noch nicht erreicht. Es

kommt nicht nur auf den gedanklichen Einbau des Tatbestandes Muttersprache in den Gang der Selbsterkenntnis an. Vielmehr besitzt dieser muttersprachliche Einschlag jeweils eine unmittelbare geschichtliche Tragweite; in dem Innwerden von muttersprachlichen Bindungen liegt zugleich Anerkennung und Auswertung der in ihr beschlossenen Kräfte. Und so zeigt uns im Grunde der Entwicklungsgang des Wortes *deutsch* die Stellen, an denen die geschichtliche Kraft der Muttersprache in erhöhtem Maße einsetzte, und die Formen, in denen sie sich im Gesamtleben Wirkung verschaffte. Wir müssen hier den Gedanken von der Sprache als Energiea folgerichtig durchführen. Was sich im Entstehen des Wortes *deutsch* abspielt, ist nicht nur ein Vorankommen mit Hilfe auch der Sprache, sondern noch viel mehr ein Beginnen im Zeichen der Muttersprache. Wie das zu verstehen ist, zeigt sich sofort, wenn wir beachten, wie der in der Besinnung auf die Muttersprache sich regende Gedanke der Sprachgemeinschaft sich auswirkt bei der Bemeisterung bestimmter geschichtlicher Lagen, und wie er in noch viel höherem Maße sich in ein bestimmtes geschichtliches Wollen umsetzt. In beiden Formen führt die Kraft der Muttersprache darauf hin, daß Menschen der Idee nach als *Deutsche* und damit im Sinne *deutscher* Geschichte handeln.

### 1. Der geschichtliche Sinn der Frühstufen von *deutsch*

Wenn wir uns die geschichtliche Kraft der Muttersprache zunächst veranschaulichen an den Wirkungen, die von den Wörtern ausgingen, in denen die Muttersprache begrifflich gefaßt wurde, so sind das Beobachtungen, die sich schon mit der Frage nach den Wechselbeziehungen zwischen der Sprache und den anderen Bereichen des Lebens ergeben. Denn das ganze weite Gebiet der sprachlichen Wirkungen im öffentlichen Leben gehört ja zu jenen ‚durch die Sprache erreichbaren Zwecken‘, in denen wir im Sinne Herders und Humboldts ununterbrochene Wirkungen des muttersprachlichen Weltbildes feststellten (o. Bd. III). Aber diese Wirkungen reichen im Falle des sprachlichen Begreifens von Gemeinschaftswerten noch weiter und begegnen uns unter den Bewegkräften geschichtlich handelnder Gruppen. Denn die Art, wie eine Gemeinschaft sich selbst und ihre wichtigsten Lebensprozesse begreift, ist ein wesentlicher Faktor für die Gestaltung ihres bewußten Tuns. In dieser doppelten Beziehung zur Sprache, als Be-

wußtwerden von sprachlichen Bedingungen des Daseins und als Weiterwirken dieser sprachlich festgehaltenen Erkenntnisse in der Gestaltung des geschichtlichen Lebens, sollen hier die drei Stufen der Entfaltung der Idee *Deutsch* kurz gekennzeichnet werden.

α) Westfränk. *\*theudisk* und die neu entstehende Volkstumsgrenze. Das westfränk. *\*theudisk* erschloß sich uns als das Kennwort der im Westfrankenreich sich herausbildenden Volkstumsgrenze. Damit ist tatsächlich seine geschichtliche Stellung am zutreffendsten gefaßt, und es erhebt sich die erste Aufgabe, von da aus auch seine Funktion, seine geschichtliche Leistung verständlich zu machen.

Daß westfränk. *\*theudisk* in seinem Anfang nicht ein reines Sprachadjektiv war, ergibt sich aus den gesamten Bedingungen seiner Entstehung. In diesem Sinne ist es also nicht die Besinnung auf die Muttersprache allein, die in dieser Wurzel des späteren Begriffes *deutsch* Gestalt gewinnt. Trotzdem wird man aber unter den Werten, die hier als die ‚angestammten‘ bewußt wurden, die Muttersprache mit an erster Stelle zu nennen haben; denn der Tatbestand der eigenen Sprache ist nun einmal die Stelle, an der in volklichen Mischgebieten die Eigenart der Zugehörigen am häufigsten offenbar wird und zugleich die Stellung zu dem ‚Angestammten‘ am unmittelbarsten sich ausdrückt. In diesem Sinne wird man im westfränk. *\*theudisk* in erster Linie doch das Kennwort der sich verfestigenden Sprachgrenze sehen.

Und hier ergibt sich auch am ehesten der Zugang zu seiner geschichtlichen Leistung. Denn wie auch immer man über die ‚Macht des Wortes‘ denken mag, - das eine wird jeder zugeben, daß in einer solchen Lage ein neues Wort weder in seiner Entstehung zufällig, noch in der Art seiner Prägung gleichgültig, noch in seinem Gehalt ohne Folgen sein kann. Nimmt man diese drei Seiten zusammen, so ergibt sich für das westfränkische *\*theudisk* ein sehr aufschlußreiches Bild.

Wir hatten versucht, uns die geschichtliche Lage zu vergegenwärtigen, die die Vorbedingungen zum Entstehen des neuen Wortes umschloß. Jenes *\*theudisk*, das den Westfranken im gemischtvolklichen Gebiete die ‚zur eigenen *theoda* gehörigen‘ Werte ins Bewußtsein hob, war alles andere als ein Ergebnis des Zufalls. Wenn die kulturgeschichtliche Erklärung für jede geschichtliche Neuerung ein Zusammentreffen

von drei Bedingungen, Bedürfnis, Reife und Anstoß, fordert, dann ist das westfränk. *\*theudisk* ein Musterbeispiel dafür, wie ein neu entstehendes Wort die Lösung einer deutlich gestellten geschichtlichen Aufgabe darstellt. Das Bedürfnis zum gedanklichen Umbau des Völkerfeldes lag vor, seit das in diesem Sinne wichtigste Wort der Westfranken, eben der Name *Franken* selbst, in eine Doppelfunktion hineingeraten war. Daß derselbe Name als Grundbegriff im volklichen und staatlichen Denken diene, war möglich, solange beides sich in seinen wesentlichen Funktionen deckte. Seit aber das Schwergewicht des Frankennamens sich nach der Seite des Staatlichen verlagert hatte, zeigte sich eine Lücke überall dort, wo es um die sprachliche Kennzeichnung der Eigenwerte des germanisch-fränkischen Volkstums ging. Dieses Bedürfnis meldete sich an mit der Stärke, die einer geschichtlich reifen Idee zukam. Reif war der Gedanke der ‚angestammten‘ Werte, seit in dem Staat der Westfranken die Eigenwerte der romanischen Mitbewohner bewußt gesehen und anerkannt waren. Diese Reife wird uns durch die Rolle des westfränkischen *\*walhisk* aufgezeigt und bewiesen. Die Aufgabe, hier zu einem neuen Gleichgewicht in der gedanklichen Gestaltung des Volklichen und des Staatlichen zu kommen, stellte sich mit solcher Dringlichkeit, daß sie als fortgesetzter Anstoß wirken mußte, einem gespürten Sachverhalt aus den verfügbaren Sprachmitteln heraus eine treffende sprachliche Formung zu finden.

Sehen wir uns nun die Art an, in der diese Aufgabe gelöst wurde, so müssen wir sagen, daß die Prägung *\*theudisk* durch eine ganze Reihe von Eigenzügen gekennzeichnet ist. Die beiden folgenschwersten sind dabei ohne Zweifel die Höhe seines begrifflichen Ansatzes und die Einprägsamkeit seiner gedanklichen Unterbauung. Wenn man immer wieder in der Entstehung des Wortes *deutsch* einen stärkeren Anteil der ‚Gelehrten‘, eine Bestimmung aus weiter Sicht heraus vermutet hat, dann spricht dabei ein richtiges Gefühl dafür mit, daß für das gedankliche Herauslösen eines solchen Tatbestandes im Felde der Völkernamen ein Standpunkt notwendig ist, der einen weiten Schritt über das Bestehende hinaus ermöglicht. Dieses Rätsel löst sich, wenn wir beachten, daß in dem westfränk. *\*theudisk* zwar noch kein neuer Völkernamen erarbeitet war, wohl aber das Bewußtsein von Eigenzügen, das in der Erkenntnis von den ‚zur eigenen *theoda* gehörigen‘ Werten die Frage nach der Grundlage

und Reichweite dieser Eigenwerte aufbrechen ließ. Und diese ‚angestammten‘ Werte waren begrifflich mit dieser Wirkungskraft verfügbar, seit sie in der polaren Spannung mit *walhisk*, dem Inbegriff andersvolklicher Eigenart, sichtbar geworden waren. Seit die *Hellenen* sich aus dem Gegensatz zu den *Barbaren* ihrer Reichweite und Eigenart bewußt wurden, fehlt es nicht an Beispielen dafür, daß das Stoßen auf fremdes Volkstum den Anstoß zur Besinnung auf die eigenen Werte abgibt. Das Eigentümliche in der Entzündung von *\*theudisk* an *walhisk* liegt aber darin, daß hier der Gegenbegriff *walhisk* als Ertrag einer tausendjährigen Gedankenarbeit bereits eine solche Höhe erreicht hatte, daß sich dem Inbegriff des Andersvolklichen ein Inbegriff der eigenvolklichen Werte gegenüberstellte. Nur so konnte eine sprachliche Lösung erreicht werden, die nicht in dem Zirkel der bereits bestehenden Stammesnamen verblieb, sondern der Kraft einer neuen Idee in der Prägung eines neuen Wortes zu geschichtlicher Wirksamkeit verhalf. - Und diese neue Prägung *\*theudisk* besaß die ganze Einprägsamkeit eines aus lebendigem Sprachgut gewonnenen Wortes. Es ist für die geschichtliche Wirkung eines Wortes nicht gleichgültig, in welcher Form es an bereits Vorhandenes anknüpft, in welchem Grade es geläufige Gedanken ‚anspricht‘ und seinen neuen Blickwinkel im Kreise von Bestehendem einprägt. In diesem Sinne brachte das neue *\*theudisk* die besten Voraussetzungen mit: es war durchsichtig genug, um in seinem Verhältnis zu *\*theoda*, dem geläufigen Wort für die ‚Stammesgebundenheit‘, unmittelbar verstanden zu werden; es war einprägsam genug, um die Werte, die hier als die ‚angestammten‘ vorgestellt wurden, in lebendiger Erinnerung zu halten; es war wachskräftig genug, um über den räumlich und sachlich begrenzten Bereich seines ersten Ansatzes zu immer größerem Gewicht zu gelangen. Insgesamt: ein Wort, dem kraft seiner glücklichen Prägung große Möglichkeiten innewohnen. So müssen wir denn auch die geschichtliche Leistung zu verstehen suchen, die das westfränk. *\*theudisk* der Zeit um 700 zu vollbringen hatte. Man überlege, was in einer Lage, die so auf die Bildung einer neuen Volkstumsgrenze hindrängte, daß daraus schließlich ein für ein Jahrtausend europäischer Geschichte so grundlegendes Ergebnis wie die deutsch-französische Sprachgrenze entstand, das Kennwort für eine der beiden Seiten zu bedeuten hatte. Wären die Befunde über das etymologische Verhältnis von ahd. *diutisk*, mlat.

*tbeodiscus*, anfrk. *dietsc*, afrz. *tieis* nicht schon Beweise genug für das tatsächliche Bestehen eines westfränk. *\*theudisk* in der ausgehenden Merwingerzeit, so müßte dieser Gedanke allein schon die Frage aufwerfen, unter welchen Leitworten denn eine Sprach- und Volksgrenze von solcher Deutlichkeit sich herausbildete. Das eingesessene romanische Element hatte seine überkommene sprachliche Kennzeichnung und mit ihr eine Leitidee von solcher Stärke, daß sie sogar den Namen der neuen Herrenschicht zunehmend sich aneignete (*Francia*) oder ‚neutralisierte‘ (frz. *franc* ‚frei‘). Hatten die Leute aus dem Osten keine entsprechende Leitidee? *Francus* war ‚verstaatlicht‘ und in gewissem Sinne verbraucht. Die Lücke, die ideenmäßig entstanden war, war folgeschwer genug. Wir haben durchaus das Recht, die Art, in der der romanische Gegenstoß das spätere Merwingerreich innerlich wiedereroberte, in Verbindung damit zu sehen, daß dem germanisch-fränkischen Element der einprägsame sprachliche Hinweis auf seine Eigenwerte fehlte. Und dieses Erleben gab ja schließlich den Anstoß, das nach Bedürfnis und Reife längst fällige Wort zu prägen. Mit seiner Prägung tritt eine gedankenmäßige Wendung von unabsehbarer geschichtlicher Tragweite ein. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß es um 650 herum gar nicht zu übersehen war, wo schließlich aus den Übersichtungen der Völkerwanderungszeit sich die neuen Gebilde verfestigen und begrenzen würden. Und insbesondere war noch nicht abzusehen, ob der romanische Gegenstoß im Westfrankenbereich an der Maas oder an der Scheide oder am Rhein zum Stehen käme (F. Steinbach). Das ist die Lage, aus der die geschichtliche Leistung von *\*theudisk* zu begreifen ist. Nicht als ob es unmittelbar den Verlauf des Geschehens hätte ändern können. Wir müssen sogar annehmen, daß die Gebiete, in denen es hochkam, selbst noch der Romanisierung erlagen; in diesem Sinne habe ich einmal als Ausgang des Wortes *deutsch* ‚einen Heimatruf auf schon verlorenem Posten‘ zu hören geglaubt. Aber das Wort wuchs über diesen Ansatz hinaus. Es wurde in den rückwärtigen Stellungen gehört und aufgenommen. Und hier kam ihm seine Prägung zu Hilfe. Denn es war ein ‚stolzes Wort‘ (Th. Frings), ein Wort, das den Westfranken den Gedanken vom Eigenwert des angestammten Gutes in Sprache und Brauch aufleuchten ließ und das in diesem Sinne den gedanklichen Halt bot, um die geistige Auseinandersetzung mit den Werten des Romanentums zu tragen. Wer das schließliche Ergebnis der frän-

kischen Entwicklung verstehen will, wer die Gründe sucht, die das Frankentum nicht, wie so viele Germanenstämme vor und neben ihm, im Romanentum aufgehen ließen, sondern ihm die Auseinandersetzung zwischen germanischen und antik-romanischen Werten in einer Form ermöglichten, die die mittelalterlich-abendländische Kultur begründete, der darf gewiß nicht die Rolle übersehen, die dabei das in dem Worte *\*theudisk* sich verfestigende Bewußtsein germanisch-fränkischer Eigenart gespielt hat. Alle die genannten Vorbedingungen und glücklichen Umstände der Prägung dieses Wortes fanden sich dabei zusammen und verliehen dem Ergebnis eine Stärke der Wirkung, wie sie eben einem Worte zukommt, das die richtige Antwort auf die Lebensfrage einer Zeit enthält, die zukunftsweisende Lösung einer Aufgabe, die mit den bisherigen Denkmitteln nicht mehr bewältigt werden kann, sondern neuer Gesichtspunkte, neuer Leitideen und damit eben neuer Sprachmittel bedarf.

ß) Mlat. *theodiscus* und die Bewußtheit der Sprachgemeinschaft. Bereits diese Form des Hineinwirkens in die innere Gliederung des Frankenreiches würde genügen, um dem westfränk. *\*theudisk* einen nachhaltigen Einfluß auf die europäische Entwicklung zu sichern, selbst wenn das Weiterleben im afz. *tieis*, dem altufr. *dietsc* und einem ahd. *diutisk* etwa in Eifel und Lothringen seine einzigen Spuren wären. Aber das Wort barg größere Möglichkeiten in sich, und während noch die geschilderten Bewegungen um die entstehende Sprachgrenze in vollem Gang waren, wurde es mit sicherem Griff herausgehoben und in den Dienst des staatlichen Wollens Karls des Großen gestellt. Damit erfährt seine Wirkungsmöglichkeit eine unerwartete und doch folgerichtige Ausweitung.

Prüfen wir, was das westfränk. *\*theudisk* an Voraussetzungen bot, um eine Bedeutung für die Durchführung der Pläne Karls des Großen zu gewinnen. Es ist seit langem anerkannt, daß die Unternehmungen, durch die Karl der Große die germanischen Stämme des Festlandes in seinem Reiche vereinigte, keine Zufallsaktionen und keine Willkürhandlungen waren. Was mit der Angliederung der Sachsen und Langobarden, der Festigung der Herrschaft über Bayern, der Gründung der Marken nach allen Seiten bezweckt wurde, war nicht im äußeren Sinne nur die Vergrößerung und Abrundung der fränkischen Herrschaft, sondern es war eine zielbewußte Zusammen-

fassung der auf dem Festland verbliebenen Stämme germanischer Herkunft. Und Karls eigene Maßnahmen auf kulturellem Gebiet lassen keinen Zweifel, daß er diesen Teil seines Herrschaftsgebietes nicht als ein Anhängsel an das alte Frankenreich betrachtete, sondern daß er ihm innerhalb seines Reiches und unabhängig von den staatlichen Verhältnissen eine zusammengefaßte eigenständige Kultur-entwicklung sichern wollte. Wie man auch die dahingehörigen Maßnahmen im einzelnen beurteilen mag (H. Naumann), soviel kann man mit Sicherheit sagen, daß es dem Herrscherblick Karls nicht entgangen war, welche Aufgaben und Möglichkeiten in einer Entfaltung und Zusammenfassung der Anlagen dieser Stämme beschlossen waren, und welche Mittel dazu beitragen konnten, dieses Ziel zu erreichen.

Unter diesen Mitteln ist nun auch der Platz zu sehen, der dem *mlat. theodiscus* zukam. Das westfränk. *\*theudisk* wurde nach zufälligeren Ansätzen der Latinisierung spätestens 788 (aber auch kaum wesentlich früher) in der Form *theodiscus* in den amtlichen Gebrauch der Hof- und Kanzleisprache aufgenommen. Was sollte es dort? Die Antwort geben uns die drei Belege, die aus Karls unmittelbarem Einflußbereich erhalten sind. Die auf die Akten des Reichstags von Ingelheim zurückgehende Nachricht von 788 belehrt uns, daß der dort versammelte Heerbann aus *Franci et Baioarii, Langobardi et Saxones vel ex omnibus provineis* urteilt über den Bayernherzog Tassilo; und das Verbrechen, dessen er angeklagt ist, wird uns in der *theodisca lingua* als *harislîz* (Heeresschleiß = Fahnenflucht) genannt. Nun ist *harislîz* ein deutlich hochdeutsches Wort, es könnte etwa der Umgangssprache der rheinfränkischen Königspfalzen angehört haben; aber es wird uns nicht als *fränkisch*, sondern als ‚deutsch‘ vorgestellt, offensichtlich, weil hier in einem *gesamt,deutschen* Handeln nicht die Besonderheit eines Einzelstammes, sondern das Gemeinsame aller Beteiligten hervorgehoben werden sollte. Das war der eine große Vorzug von *theodiscus*. daß es an dem Beispiel der Sprache das Übergreifend-Gemeinsame der Gesamtstämme veranschaulichen konnte, ohne dabei einen Einzelstamm, etwa die Franken, übermäßig in den Vordergrund zu stellen. Man muß sich die mögliche Wirkungskraft dieser Idee sehr nachdrücklich bewußt machen: die eigenen Werte etwa dem Fränkischen unterzuordnen oder nachzustellen, wären Bayern und Sachsen **und** die sonstigen Beteiligten kaum geneigt gewesen; sie im Rahmen eines

gemeinsamen *theodiscus* zu sehr erkennen. - Und dieses *theodis* mit der ganzen Würde kaiser in den nächsten Beleg von 801 lasse als Kaiser wiederum *vo teudisca lingua dicimus herislî herislîz* nennen', allzuviel an gebrauchts Karls hineingelegt. A *lingua*, die Karl selbst als die als die ,vulgäre' Sprache, als die so viele Forsch *theodiscus* als eine Gelehrtenübersetzung aus *vulgaris* eh es noch eines Beweises dafür bedürfte, daß die Stellung von *theodiscus* in der karlingischen Hofsprache nicht von einer solchen abschätzigen Übersetzung her zu verstehen ist, dann ergäbe er sich aus diesem Beleg, der nur in der Entwicklungslinie von einem westfränk. *\*theudisk* her verständlich ist, das Karl aus eigenem Gebrauch und im Zuge seiner Einschätzung der ,deutschen' Werte fortführen konnte. Dieses *theodiscus* hat demgemäß auch eine viel größere Wirkungskraft als es eine künstliche, aus einem Gegensatz zum Schriftlatein in Gelehrtenköpfen entstandene Bildung besessen hätte. - Wo der eigentliche Gegensatz lag, das zeigt dann der Beleg von 813, in dem die Synode von Tours die Predigt in der Volkssprache, und zwar entweder in der *rustica Romana lingua* oder in der *Theotisca* vorschreibt. Es sind die zwei großen Volkssprachen des Frankenreiches, die weder übersehen noch beseitigt werden können, sondern in deren eigenständigem Ausbau (hier im Bereich des Religiösen) Karl den kulturellen Fortschritt seines Reiches sichern will.

Was demnach die Rede von der *theodisca lingua* in der Hofsprache Karls des Großen soll, ist deutlich: es ist die vom Herrscher selbst als die seine bezeugte, die Besonderheiten aller Stämme überspannende, aus dem Gegensatz zum Romanischen als dengermanischen Teilen gemeinsam anerkannte Sprache der Ostteile des Frankenreiches. Man wird zugeben müssen, daß die darin beschlossene Idee nur einem überragenden Geiste zugänglich war. Die Einzelstämme von sich aus wären kaum darauf gekommen, und insbesondere für die Franken hätte es nahegelegen, eher den Frankennamen zu verallgemeinern. Daß dies nicht geschah und statt dessen die Idee *theodiscus* gefaßt und verbreitet wurde, war eine Tat

möglich aus einer folgerichtigen  
k. *theudisk* angelegt war: jenem  
nun der Raum zugewiesen, in  
waren. Sie war überzeugend,  
Iren Merkmal, zunächst eben in  
e Berechtigung und innere Not-  
; des Gemeinsamen über die  
die war wirkungskräftig, nicht  
g genug war, um für ihren Ge-

. dieses *theodiscus* konnten die, die es anging, noch  
rachlichen Herkunft durchschauen, und damit nicht nur  
sich selbst zu eigen machen, sondern aus ihm auch noch die Werte  
heraus hören, die es über seinen unmittelbaren Gegenstand, die Sprache,  
hinaus anklingen ließ.

So ist es gewiß nicht zuviel gesagt, wenn man das alte *\*theudisk* auch  
auf dieser Stufe des mlat. *theodiscus* als ein Wort anspricht, dem die  
Kraft innewohnte, Geschichte zu machen. Wer diese geschichtliche  
Wirksamkeit des Wortes übersieht, der müßte zunächst einmal  
nachweisen, auf welchem anderen Wege der Gedanke von den  
'Deutsche' hätte entstehen, und vor allem, wie anders er hätte wirk-  
sam werden sollen. Gewiß erkennen wir die Größe der Planung und  
die Stärke des Willens an, die hinter dem *theodiscus* der Hofsprache  
stehen. Aber das macht gerade mit der Größe Karls aus, daß er auch  
die Kräfte der Sprache richtig einschätzte und erfolgreich auswertete.  
Und zwar in doppeltem Sinne. Wenn von den gemeinsamen Werten  
gerade die Sprache hervorgehoben wurde, wenn also die Mannig-  
faltigkeit der Stämme auf ihre Einheit als Sprach-  
gemeinschaft hingeführt wurde, dann war tatsächlich an einem  
zentralen Punkte angesetzt, und wenn es gelang, in diesem Sinne von  
innen her die nötige Bewußtheit der Zusammengehörigkeit zu erzielen,  
dann war mehr erreicht, als blutige Kriege und umfangreiche Ver-  
waltungsmaßnahmen herbeiführen konnten. Und daß dafür *theo-*  
*discus* das richtige Stichwort war, das läßt sich nicht nur durch die  
eben genannten Gründe für seine Wahl verständlich machen, sondern  
vor allem durch die geschichtlichen Folgen seines Einsatzes veran-  
schaulichen. Wir müssen es als eine Tatsache feststellen, daß im Laufe  
von knapp hundert Jahren die innere Bindung für die *deutschen*  
Stämme wirksamer geworden war als die äußere Klammer: die Macht

der Karlinger zerfiel, aber a  
 blieb und überstand alle Gefestigt  
 in dieser Zeit eine Idee Bodo  
 geschichtliche Kraft innewohn  
 zu Händeln und Zwiespalt. Und diese  
 gehoben mit dem Wort *theodiscus*, und sie war  
 und gefestigt worden mit jenem kaiserlichen Gebrauch  
 sprache. So werden wir kein Bedenken tragen, dieses Wort unter are  
 Kräfte einzureihen, die nicht nur für das 9. Jahrhundert, sondern  
 für die ganze Folgezeit wesentliche Bedeutung hatten, — auch wenn  
*theodiscus* selbst dann zurücktrat und seine eigentliche Erfüllung erst  
 im ahd. *diutisk* fand.

γ) Ahd. *diutisk* und die gedankliche Begründung des  
 deutschen Volkes. Wenn man von der geschichtlichen Wirksam-  
 keit des mlat. *theodiscus* spricht, so darf man vor allem eine gedank-  
 liche Wendung nicht vergessen, die ohne seine Vermittlung kaum  
 möglich gewesen wäre: es hat der im Westfrankenreich geborenen  
 Idee im Osten des Karlingerreiches zu ihrer vollen Entfaltung ver-  
 helfen. Aus der Vereinigung beider Anstöße gewann das ahd. *diutisk*  
 die Stoß- und Tragkraft, die es zur Grundlegung einer neuen  
 Volksidee befähigte.

Wir hatten ziemliche Mühe darauf verwandt, festzustellen, was im  
 Laufe des 9. Jahrhunderts hinter dem *theodiscus* und *teutonicus* der  
 mittellateinischen Belege sich im Sprachgebrauch der ‚Deutschen‘ selbst  
 abgespielt hat. Der Befund war der, daß ein frühahd. *\*thiudisk*, der  
 Fortsetzer des westfränk. *\*theudisk* auf der Ostseite der sich ent-  
 wickelnden Sprachgrenze, allmählich bei allen ‚deutschen‘ Stämmen  
 Boden gewann, daß es sich zunehmend füllte nicht nur mit dem  
 Gehalt des ‚amtlichen‘ Sprachadjektivs *theodiscus*, sondern auch mit  
 dem Ertrag der Gelehrtenarbeit um *teutonicus*, und daß es so von  
 innen her heranwuchs zu einem vollen Volksadjektiv. Wir müssen  
 nun fragen, welche geschichtliche Wirksamkeit diesem ahd. *diutisk*  
 auf dieser Wegstrecke zukam.

Mustern wir unter diesem Gesichtswinkel die geschichtlichen Auf-  
 gaben, an deren Bemeisterung es beteiligt war, so müssen wir einen  
 Tatbestand vorausstellen, der das Wort geradezu zur Entfaltung sei-  
 ner geschichtlichen Kraft zwang. Was alle Belehrung und Gelehrten-  
 arbeit nur in kleinem Kreise erreicht hätte, das setzte die Gesamt-

underts in der Breite des  
 lehrt, daß das 9. Jahrhundert  
 amme sich auf den schmalsten  
 hängt sahen. Im 9. Jahrhundert  
 im westen ihre bleibende Gestalt, und sie  
 wulstsein der Zeitgenossen nicht anders dargestellt  
 senn als empfindlich gespürte Rückzugslinie. Wenn sich auch  
 aus der Mischung von germanischem und romanischem Volkstum zu  
 beiden Seiten der nun schärfer hervortretenden Grenze Ausgleichs-  
 erscheinungen ergaben, so war doch zweifellos das germanische West-  
 frankentum von dieser Umvolkung am stärksten betroffen. - Und im  
 Osten wurde die herandrängende Slawenflut an Elbe und Saale am  
 stärksten gespürt. Die Blickwendung nach dem Osten, die durch die  
 Gründung der Marken eingeleitet war, ließ auch dort vieles bewußter  
 erscheinen, als es vordem der Fall war. So kamen beide Umstände zu-  
 sammen, um den zwischen West und Ost stehenden Stämmen ihre Zu-  
 sammengehörigkeit recht eindringlich ins Bewußtsein zu bringen. In  
*diutisk* fand sich das Wort, das geradezu bereit stand, um diese ge-  
 schichtliche Lage in ihrem Kern zu begreifen und gedanklich zu mei-  
 stern; mit der Stärke der Bedrängnis wuchs das Bewußtsein von der  
 Einheit derer, die sich zwischen Romanen und Slawen als von Natur  
 zusammengehörig erkannten. Und es war nicht gleichgültig, welches  
 Wort hier zur Verfügung stand. Für irgendwelche künstliche Belebung  
 eines *Germanenbegriffes* bestand wenig Aussicht auf Erfolg. Dem  
 Herausheben eines bestimmten Stammesnamens standen die Hinder-  
 nisse entgegen, die wir bereits zur Genüge kennenlernten. Hier war es  
 ein einzigartiges Zusammentreffen, daß in *diutisk* ein Wort vor-  
 bereitet war, das gewiß aus dem besonderen Schicksal der Franken  
 erwachsen war, aber seine dortige Aufgabe in einer Richtung von all-  
 gemeingültiger Bedeutung gelöst hatte; ein Wort, das auf dem Weg  
 zum Eigennamen war, aber doch noch durchsichtig genug blieb, um  
 mit der Überzeugungskraft seines begrifflichen Gehaltes die Eigen-  
 werte bewußt zu machen; ein Wort, das sich an dem besonderen Werte  
 der Sprache entfaltet hatte, aber doch weit genug war, um die Fülle  
 volklicher Eigenwerte von Land und Leuten zu fassen; ein Wort, das  
 einen bestimmten Blickwinkel erschloß, aber in seiner räumlichen  
 Fassungskraft nicht so festgelegt war, daß es nicht dem sich weitenden  
 Blick hätte folgen können. Das alles braucht nicht gleichzeitig bewußt

geworden zu sein. Aber die geschichtliche Kraft eines Wortes besteht ja nicht zuletzt darin, daß es Anstöße verschiedener Zeit und verschiedener Richtung in sich vereinigen kann, daß es Einsichten, die sonst vereinzelt blieben und wieder vergessen würden, zusammenfügt zu der Wirksamkeit einer geschichtsmächtigen Idee. Und diese Funktion hat das ahd. *diutisk* im Zusammenhang mit den Ereignissen des 9. Jahrhunderts in vollem Maße erfüllt.

So können wir tatsächlich mit Recht fragen, in welcher Weise das ahd. *diutisk* an der gedanklichen Begründung geschichtlichen deutschen Lebens beteiligt war, nicht nur als Niederschlag anderweitiger Erkenntnisse und Ergebnisse, sondern als vorantreibende und mitgestaltende Kraft. Wenn der Gedanke richtig ist, daß von *deutschem* Leben in konkreter Weise erst gesprochen werden kann, seit Menschen unter der Wirkung einer Idee *deutsch* geschichtlich handeln, dann ist allerdings der Zeitpunkt der sprachlichen Ausprägung dieser Idee von höchster Wichtigkeit. Und da geschichtliches Handeln Erkennen und Wollen voraussetzt, so ist für die Begründung *deutschen* Lebens das Erkennen und das Anerkennen des gemeinsam ‚*Deutschen*‘ von gleicher Wichtigkeit. Das ist auch der Grund, weshalb wir der Frage besonderen Wert beilegten, ob der neue Volksname von innen zugewachsen oder von außen herangetragen sei. Denn es ist offenbar, daß eine von außen übernommene Bezeichnung nicht die gleichen Kräfte auslösen kann wie eine von innen gewachsene Erkenntnis; vor allem wird sie sich beschränken auf die Einordnung einer Gruppe in einen allgemeinen Rahmen meist staatlicher Art, ohne dabei auf die innere Stellung der Gruppe in diesem Kreis einen Einfluß auszuüben. Demgegenüber müssen wir betonen, daß die lange einheimische Vorgeschichte der Idee *diutisk* die Voraussetzung dafür ist, daß tatsächlich alle Gebiete deutschen Lebens von dem inneren Gehalt dieser Idee durchdrungen sind. Und die äußeren Formen des Zusammenlebens sind die Folgen der vorangegangenen inneren Vorbereitungen; sie bleiben außerdem die wandelbaren geschichtlichen Ausdrucksweisen, die das *deutsche* Leben nicht begründen, sondern nur seine Entfaltungsweisen begleiten.

Trotzdem ist es natürlich von besonderer Wichtigkeit zu sehen, wie die Idee *diutisk* sich im äußeren staatlichen Leben der *Deutschen* auswirkte. Die Geschichte ist gewohnt, mit dem Beginn deutscher Eigenstaatlichkeit seit dem Ende des karlingischen Frankenreiches zu

rechnen. Dieses Datum 911 gibt uns tatsächlich auch den Zeitpunkt an, zu dem die neue Idee *diutisk* geschichtsmächtig genug geworden war, um auch im staatlichen Leben wirksam zu sein. Wir finden im Laufe des 9. Jahrhunderts mancherlei Anzeichen, die uns den wachsenden Anteil der Selbstbesinnung der *Deutschen* an der Gestaltung der staatlichen Verhältnisse verraten. Erinnern wir uns zunächst, daß das amtliche *theodiscus* im Sinne Karls des Großen gewiß ein politisches Wort war, aber ein kulturpolitisches, kein staatspolitisches; Karls Teilungspläne beweisen deutlich, daß er die von ihm erkannte und geförderte geistige Eigenständigkeit des ‚deutschen‘ Bereiches durchaus nicht zur Grundlage staatlicher Teilungen machen wollte (Fr. Steinbach). Die Kraft seiner Nachfolger reichte aber nicht aus zur Gestaltung eines solchen echten ‚Reiches‘. Und bei dem Suchen nach einer anderen Ordnung, die die vergehende karlingische Macht ablösen konnte, machte sich nun der in der Idee *diutisk* gefaßte Anstoß mit wachsender Kraft bemerkbar. Es war früher darauf hinzuweisen, daß wahrscheinlich schon 887 bei der Wahl Arnulfs von Kärnten Kräfte am Werk waren, die das, was in den Grundlinien der zunächst mehr innerkarlingischen Teilungsverträge zunehmend zur Geltung kam, aus den Zufälligkeiten der Familienpolitik herauslösen und zur Grundlage einer dauerhafteren staatlichen Ordnung machen wollten (W. Schlesinger). Die Idee des *regnum Teutonicorum* ist um diese Zeit zweifellos am Werk, ermöglicht natürlich erst durch die mit dem Wachsen der Idee *diutisk* verbundene ‚Eindeutschung‘ von *teutonicus* (o. S. 48). Gewiß hält sich die Übertragung der Herrschergewalt solange wie möglich an die Sanktionierung gemäß fränkischer Tradition. Aber diese Form hatte zunehmend ihren tatsächlichen Hak an einem »gemeinsamen Volksbewußtsein über die Stammesgrenzen hinweg‘, dessen Vorhandensein spätestens 919 belegt ist anläßlich des Versuches, Arnulf von Bayern an die Spitze eines *regnum Teutonicorum* zu stellen. Was hier an der unrichten Stelle sichtbar wurde, das verband sich aber in dem mit der fränkischen Aufgabe legal betrauten Heinrich I. zu einer ersten deutschen Lösung. ‚Unter ihm verbanden sich politische Form und werden des Volksbewußtsein zu einer Einheit; unter ihm wurde das ostfränkische Reich endgültig der Sache nach das *regnum Teutonicorum* (F.Rörig).

Es kommt uns hier nicht darauf an, das staatliche Geschehen in den Vordergrund zu stellen. Aber dieses belegt uns eindeutig, daß das im

9. Jahrhundert mit immer mehr Gehalt gefüllte ahd. *diutisk gcsdiidits*-mächtig genug geworden war, um auch in den staatlichen Bereich hineinzuwirken. Dieses ‚erste Reich‘ der *Deutschen* ist ein erster Ansatz, einen staatlichen Ausdruck zu finden für einen Gedanken, der in der Idee *deutsch* beschlossen war. Es ist allerdings nicht zu erwarten, daß dies im ersten Anlauf gelang. Und wie schwierig der Weg bleiben würde, verstehen wir am besten, wenn wir die Art des geschichtlichen Wollens durchschauen, das mit der Idee *deutsch* begründet war.

## 2. Das neue Prinzip geschichtlichen Wollens

Die Frage nach der geschichtlichen Leistung des Wortes *deutsch* auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung hat uns ein gutes Stück vorangeführt. Wir haben Anhaltspunkte genug für die Tatsache gefunden, daß nicht nur die sprachliche Ausprägung des westfränk. *\*theudisk*, des mlat. *theodiscus*, des ahd. *diutisk* die entscheidenden Stufen der Entwicklung der Idee *Deutsch* umschließt, sondern daß diese sprachlichen Prägungen bereits mitwirkende Kräfte bei der Umwandlung der Erkenntnis *deutschen Seins* in die Gestaltung geschichtlichen *deutschen* Lebens waren. Es ist hier, wie wir es nach den früheren Ergebnissen über die Rolle der Sprachmittel im Aufbau der Kultur gar nicht anders erwarten können, das Sprachgut, das das Gemeinleben gedanklich erschließt, zugleich bereits ein Weg, dieses Gemeinleben geschichtlich aufzubauen.

Wir haben damit aber doch noch nicht den entscheidenden Punkt erreicht. Es ist noch ein weiterer Schritt nötig, und wir müssen dafür anknüpfen an den Grundgedanken, von dem aus wir die Frage nach der Muttersprache in der Geschichte aufnahmen. Wir kamen dort an die Stelle, an der die primäre Bindung von Muttersprache und Sprachgemeinschaft uns als die Quelle aller geschichtlichen Wirksamkeit der Sprache erschien. Das heißt: die Tatsache, daß Sprache und Sprachgemeinschaft in ihrem Bestehen unlöslich miteinander verbunden sind, läßt die Muttersprache als Ganzes, über die geschichtliche Wirksamkeit einzelner Sprachmittel hinaus, als eine Kraft erscheinen, die die Grundlagen des geschichtlichen Lebens der gesamten Sprachgemeinschaft über die einzelnen Aufgaben hinaus mitgestaltet. Dieser Gedanke umschließt eigentlich nur eine Selbstverständlichkeit, deren negative Seite jedem in der Frage offenbar wird, was von einer Sprachgemeinschaft bliebe, wenn wir die bindende Kraft der Muttersprache

wegdenken. Aber um so schwerer ist es, positiv die Tragweite dieser »Selbstverständlichkeit\* zu durchschauen, und der ganze Plan unseres Vorgehens war daher darauf abgestellt, zu untersuchen, ob wir nicht in einigen besonders günstigen geschichtlichen Augenblicken etwas von den Kräften der Muttersprache, die unbewußt und unbeachtet immerfort das Leben der Sprachgemeinschaft gestalten, deutlicher fassen können. Sollte da nicht die Entstehung der Idee *Deutsch* mit dem starken Anteil, den die Besinnung auf die gemeinsame Muttersprache an dem Wachsen dieser Idee gehabt hat, auch etwas darüber aussagen, in welcher Weise das Walten der Muttersprache die Ziele des geschichtlichen Wollens ihrer Träger mitbestimmt? Etwas, was unbewußt zu allen Zeiten am Werk ist, schafft sich hier in einer bestimmten geschichtlichen Lage Ausdruck und verstärkt damit die Wirkung einer zeitlosen Kraft zu der Wirksamkeit bewußten Wollens ihrer Träger. In diesem Sinne fragen wir also, was es geschichtlich zu bedeuten hat, daß die *Deutschen* sich ihrer selbst bewußt geworden sind als Träger der *deutschen* Sprache, als Glieder einer *deutschen* Sprachgemeinschaft. Wir suchen dabei vor allem die grundsätzliche Bedeutung dieses Vorgangs auszudeuten, ohne aber zu vergessen, daß dieses Geschehen weder in dem Zeitpunkt seines geschichtlichen Ablaufs zufällig noch in der Verstärkung der zeitlosen Form unbewußter Wirkung durch das Bewußtwerden dieser Zusammenhänge unbedeutsam ist.

Wir haben von den vielen Eigentümlichkeiten, durch die die Frühgeschichte des Wortes *deutsch* gekennzeichnet ist, bereits eine ganze Reihe in ihrem geschichtlichen Sinn durchschauen gelernt und dabei jeweils die gleiche Erfahrung gemacht, daß wichtige Abschnitte in der Geschichte des Wortes zugleich wesentliche Hinweise auf seine wechselnde geschichtliche Wirksamkeit sind. Aber die auffälligste Beobachtung, die wir bei der etymologischen Herleitung machten, haben wir noch nicht ausgewertet, die Tatsache nämlich, daß dem späteren Volksnamen *Deutsche* zunächst das Volksadjektiv *deutsch* voranging, und daß dieses Volksadjektiv auf wichtigen Wegstrecken als Sprachadjektiv sich vorbereitete und selbst erst im 7. Jahrhundert aus vollbegrifflichem Wortgut geschöpft wurde. Sollte diese eigenartige Folge für unsere Frage nach der geschichtlichen Wirksamkeit der Muttersprache keine Bedeutung haben?

Wie eigentümlich dieser Verlauf tatsächlich ist, lehrt jeder Blick auf die anderen europäischen Völkernamen. Man kann von

diesen Namen herausgreifen, welchen man will - man findet immer ein gleiches Ableitungsverhältnis zwischen Volksnamen, Volksadjektiv und Sprachadjektiv, nämlich dieses, daß das Sprachadjektiv das jüngste in der Reihe, und zwar aus dem Volksadjektiv gewonnen ist, und daß dieses Volksadjektiv seinerseits aus dem älteren Volks- (oder Landcs-)namen gewonnen ist, und daß der Volksname selbst am Anfang steht, als Name, der selbst wieder auf einen älteren Stammes- oder Landesnamen zurückgeht, jedenfalls seit grauer Vorzeit bereits dem vollbegrifflichen Wortgut ferngerückt ist. Die übliche Folge ist also durchaus: Volksname (*Schweden*), davon gewonnen der Landesname (< zu den >, *Schweden*), das Volksadjektiv (*schwedisch*), das zugleich den Sprachnamen liefert (*das Schwedische*); oder Landesname (*Spanien*), daraus gewonnen der Volksname (*Spanier*), das Volksadjektiv (*spanisch*) samt dem Sprachnamen (*das Spanische*). Dieses Grundverhältnis bleibt auch dort, wo es verwickeltere Abwandlungen aufweist (*Angeln* : *England* : *Engländer* : *englisch* : *das Englische*), und es gilt in seiner Folge auch für die Neubildungen von Völkernamen, die wir beobachten können: wenn der Name der *Franken*, der erst seit dem 3. Jahrhundert auftaucht, tatsächlich eine junge Bildung aus dem Adjektiv \**franka-* ‚wild, ungestüm‘ ist, so geht hier der Weg vom vollbegrifflichen Adjektiv unmittelbar zum Stammesnamen, und an diesen setzen dann die weiteren Verwendungen des Landesnamens (< zu den > *Franken*), des Volksadjektivs (*fränkisch*) und des Sprachnamens (*das Fränkische*) an. - Dieses Verfahren finden wir auch in den anderen Sprachen mit solcher Regelmäßigkeit wieder, daß wir es als das allgemein übliche ansehen können; dabei kann dann das von einem älteren Namen gewonnene Volksadjektiv in neuer Substantivierung einen erweiterten Volksnamen liefern: vom Stammesnamen der *Franci* kommt der Landesname *Francia*, einer der beiden Namen ist die Quelle des Volksadjektivs *français*, das dann substantiviert den neuen Volksnamen *les Français* und den Sprachnamen (*le français*) abgibt; ähnlich ist das Verhältnis des alten Stammesnamens der *Angeln* zu den späteren *England*, *English*, *the English* als Volksname, *in English* usw. für die Sprache. - Ausnahmen von dieser Art des Verfahrens sind so selten, daß sie immer als Hinweis auf wichtige Besonderheiten in der Entwicklung dieser Völker angesehen werden müssen; so hat es eine wesentliche Bedeutung, daß die Sprache der Römer nicht *das Römische*, sondern *das Latein* ist.

Die auffälligste dieser Ausnahmen bildet nun zweifellos der deutsche Volksname. Bei ihm erscheint die übliche Folge völlig umgekehrt; der Volksname *die Deutschen* steht nicht am Anfang, sondern am Ende der Reihe, und seine Wurzeln verlieren sich nicht in der Tiefe vorgeschichtlicher Geschehnisse (wer weiß etwas darüber zu sagen, was Ländernamen wie *Spanien* oder Stammesnamen wie *Angeln* bei ihrer Prägung besagen sollten?); vielmehr führt eine deutlich aufzeigbare Linie zu einem geschichtlich faßbaren Ansatzpunkt zurück. Das ist es, was wir damit meinen, wenn wir den deutschen Volksnamen als den jüngsten in Europa bezeichnen, den jüngsten nicht so sehr der Verwendung oder Bezeugung nach, sondern gemäß seiner sprachlichen Prägung und der Entfaltung seiner Idee.

Aus diesem Sachverhalt ergibt sich nun unsere Frage, was das wiederholte Hervortreten und Vorangehen der Muttersprache in diesem eigentümlichen Entwicklungsgang der Volksidee zu bedeuten hat. Denn es muß schon ein starker Antrieb gewesen sein, der den normalen Entwicklungsgang der Völkernamen durchbrochen und eine neue Idee so stark verbreitet hat, daß daraus ein neuer Zug im begrifflichen Bilde von der Völkerwelt erwuchs. Wir können tatsächlich sagen, daß mit dem Volksnamen der *Deutschen* eine neue Idee geschichtliche Wirksamkeit gewann, und daß bei der Prägung dieser Idee der Gedanke der Muttersprache entscheidende Bedeutung hatte.

Sehen wir uns nach der Gedankenwelt um, aus der die meisten Völkernamen stammen, so ist der etymologische Ausgangspunkt der wichtigste Anhalt. Nicht so sehr in dem Sinne, daß wir den etymologischen Gehalt der Wurzel, aus der der Name gewonnen wurde, zugrunde legen; darüber ist in den meisten Fällen wenig Sicheres auszumachen. Wohl aber in der Sicht, aus der der Völkernamen geprägt wurde. Da gibt es zwei ganz deutliche Richtungen. Die üblichen Quellen der Völkernamen sind bestehende Ländernamen oder Stammesnamen. Was besagt dieses Verhältnis? Es erscheint einleuchtend, daß wenn die *Italiener* sich (durch alle Zwischenstufen hindurch) nach dem Lande *Italien*, die *Spanier* nach dem geographischen Raum *Spanien* nennen, bei der Ausprägung dieser Volksideen der Gedanke des naturgegebenen Raumes im Vordergrund stand; jedenfalls kann der Weg Landesname-Volksname für die Art, wie diese Völker sich selbst begriffen, nicht bedeutungslos gewesen sein, und etwas von der Wir-

kung dieses Ursprungs wird auch auf das Verhalten dieser Völker ausstrahlen (ohne daß wir hier auf Umfang und Dauerhaftigkeit solcher Wirkungen eingehen könnten). - Bei den aus älteren Stammesnamen gewonnenen Völkernamen kommt etwas anderes zur Geltung. Dort, wo ein Stammesname zum Volksnamen aufsteigt, muß mindestens im Zeitpunkt dieses Geschehens die Sicht der irgendwie gearteten Vorherrschaft dieses Stammes im Vordergrund stehen. Die Beispiele, die dahin gehören (*Franci* : *Français*; *Angli* : *English* usw.) zeigen gewiß mancherlei Abstufung. Der Gesichtspunkt, unter dem die Vorherrschaft gesehen ist, kann wechseln; meist ist es machtmäßige Überlegenheit, die den Stammesnamen zum übergreifenden Volksnamen macht, doch spielen auch Verhältnisse kultureller Vorherrschaft eine Rolle. - Wenn wir dieses etymologische Verhältnis des Landes- oder Stammesnamens zum Volksnamen an der Quelle fast aller europäischen Völkernamen finden, dann wird man mit Recht sagen können, daß die Sicht, unter der sie geprägt wurden, das Prinzip, das in ihnen wirksam wurde, eines von diesen beiden war: der Raumgedanke, der von den vorgegebenen Bedingungen der Natur ausgeht und die menschliche Ordnung auf diese bezieht, oder der Machtgedanke, der den Vorrang eines Teiles innerhalb einer Gruppe feststellt und gedanklich festhält und hervorhebt. (Natürlich soll damit nicht gesagt sein, daß dieser in der Herleitung des Namens sichtbare Gedanke ausschließlich und unveränderlich wirksam bleibt, ebenso wie die Frage des inneren und des äußeren Anteils an der Benennung der Völker nicht zu vergessen ist. Aber die Sicht, unter der das Begreifen im Völkerfelde verläuft, ist durch die beiden genannten Blickrichtungen deutlich gekennzeichnet.)

In diesem Zusammenhang rückt nun die ideenmäßige Stellung des deutschen Volksnamens ins rechte Licht. Gewiß haben auch für die *Deutschen* die Fragen des Raumes und der Macht ihre Bedeutung so gut wie für alle anderen Völker. Aber die Tatsache, daß der Name der *Deutschen* weder aus einem älteren Ländernamen noch aus einem Stammesnamen gezogen ist, weist darauf hin, daß in dem Selbstbegreifen der *Deutschen* diese Größen nicht im Vordergrund standen. Wir werden vielmehr auf ein anderes Prinzip hingewiesen, das für die Prägung der Idee *Deutsch* maßgebend war. Und von welcher Art dieses Prinzip war, das zeigt uns eben der etymologische Entwicklungsgang des Wortes *deutsch*. Ausgang vom lebendigen Ge-

danken der angestammten Werte, Führung durch die Idee der *deutschen* Sprache, von da aus Begreifen der *deutschen* Menschen und der *deutschen* Lande: das ist tatsächlich der Durchbruch einer neuen Idee im gedanklichen Aufbau der Völkerwelt. Und wollen wir diese Idee kennzeichnen, so können wir nicht anders sagen, als daß es die Anerkennung des Geistigen als Grundlage der Völkerordnung ist. Wenn Menschen in der gemeinsamen Muttersprache eine so starke Bindung sehen, daß sie daraus - über bestehende Stammes- und Ländernamen hinweg - das Wahrzeichen ihrer volklichen Zusammengehörigkeit machen, dann besagt das klar, daß sie in dieser geistigen Größe die Grundlage ihres geschichtlichen Wollens anerkennen. Und das ist ein Schritt von unabsehbarer weltgeschichtlicher Bedeutung. Wiederum soll nicht gesagt sein, daß diese geistigen Größen in dem Selbstbegreifen anderer Völker sich nicht bemerkbar machten; aber in dem Nebeneinander von Natur, Macht und Geist haben offenbar die beiden ersten weithin den Vorrang. Daß nun an einer wichtigen Stelle der europäischen Entwicklung die dritte Größe, das Prinzip des Geistigen, sich so nachdrücklich bemerkbar machte, daß sie das Aufkommen eines neuen Volksnamens erzwang, einen ersten auf der Idee des Geistigen aufbauenden Volksnamen ausprägen ließ, das ist die weltgeschichtliche Bedeutung der Entstehung des Volksnamens der *Deutschen*. Und daß das Durchsetzen dieser Idee in der Selbsterkenntnis der *Deutschen* gelang unter der Führung der *deutschen* Sprache, das ist die folgenschwerste Wirkung, die die Muttersprache auf die geschichtliche Entwicklung der *Deutschen* ausgeübt hat. Denn darin lag der Ursprung und der fortdauernde Anstoß für die Richtung des geschichtlichen Wollens, das den *Deutschen* ideenmäßig ihre Eigenstellung im Kreise der Völker verlieh.

### 3. Bewußtwerden als Sprachgemeinschaft

Bis zu dieser Stelle müssen wir zurückgehen, wenn wir die Wirksamkeit der Muttersprache in der deutschen Geschichte verstehen wollen. Der sprachliche Einschlag, den wir uns an den Wurzeln der Idee *Deutsch* veranschaulichten, ist mehr als eine äußerliche oder vorübergehende Beigabe. Er ist ein Wesenselement deutscher Geschichte sowohl dem tatsächlichen Vorhandensein wie der ideellen Wirkung nach. Daß die *Deutschen* sich ihrer selbst bewußt wurden als Sprachgemeinschaft, das ist eine Tatsache, die nun für alle Zukunft im Volksnamen

festgehalten und als Leitbild vorangestellt wurde. Was das zu bedeuten hatte, lehrt eine kurze Überlegung. Wenn wir die drei Leitideen, die sich in den Völkernamen aussprechen, miteinander vergleichen, so erscheinen die Aufgaben, die sich von ihnen herleiten, recht verschieden. Ein Landesname als Quelle des Volksnamens: das ist der bleibende Hinweis auf naturgegebene Vorbedingungen, auf Entfaltung innerhalb eines unveränderlichen Raumes, auf Ausfüllung eines nicht vom Menschen selbst geschaffenen Rahmens. Ein Stammesname als Ausgang des Volksnamens: das ist die verewigte Aufforderung, die Stellung zu wahren, die Überlegenheit, die zur Vorherrschaft führte, zu sichern, die Gefahren, die das Verhältnis ändern könnten, zu beseitigen. Ein Wert des Geistigen als Leitidee eines Volkes: das ist eine Verpflichtung zur Entfaltung dieser Idee, zum Ausschöpfen ihrer Möglichkeiten, zur Lebensgestaltung auf ihrer Grundlage. Man muß sich diese drei Richtungen des Verhaltens klar vor Augen stellen, auch wenn man überzeugt ist, daß sie nie in ausschließlicher, reiner Folge entwickelt werden, und daß sie noch weniger als dauerhafte alleinige Lebensform bei einem bestimmten Volke auftreten. Aber etwas von der Verbindung von *nomen* und *omen* bleibt hier aus innerer Begründung heraus. Und insbesondere ein Volk, das einen geistigen Wert einmal so stark gespürt hat, daß es über die räumlichen und machtmäßigen Bindungen hinweg ihn zum Symbol seines Eigenlebens machte, wird das so deutlich ausgesprochene Ziel nicht so leicht aus den Augen verlieren. Und die damit gestellte geschichtliche Aufgabe erhält noch ein besonderes Aussehen mit der Frage, wie dieses geistige Prinzip sich bewähren wird in dem Zusammentreffen mit den Prinzipien der Natur und der Macht, von denen die meisten Völkernamen künden. Wird es sich überhaupt hochhalten lassen? Offenbar ist der Versuch, von ihm aus ein Volksleben zu verwirklichen, viel gewagter und unübersehbarer als jeder andere. Das alles sind Fragen, die mit der Idee *Deutsch* selbst gestellt sind, und die am Anfang einer *deutschen* Geschichte stehen, so wie sie diese bis zum Ende begleiten werden. Wie die *Deutschen* sie lösen werden, können sie bei ihrem Erwachen als Volk selbst noch nicht überschauen. Aber das eine ist eine Tatsache, die nicht wieder rückgängig gemacht werden kann: sie sind erwacht als Sprachgemeinschaft im Zeichen ihrer Muttersprache, und so werden sie die Kräfte der Muttersprache auf ihrem Wege doppelt spüren und doppelt nötig haben.

### III. DIE ERSTE AUFGABE: DER WEG ZUR HOCHSPRACHE

Die Deutschen hatten ihren geschichtlichen Weg angetreten als Sprachgemeinschaft, als solche, die sich an der gemeinsamen Muttersprache erkannt und unter ihrem Zeichen die Idee eines ‚deutschen‘ Lebens aufgerichtet hatten. Was war damit geschehen? Die Frage führt rasch auf einige bemerkenswerte Tatsachen. Es wurde damit eigentlich nichts Neues geschaffen und doch etwas Neues gesetzt. Weder ein Beschluß noch eine Gewalttat steht am Anfang des *deutschen* Lebens, sondern es wurde ‚nur‘ etwas bewußt gemacht, was bis dahin unbewußt bereits angelegt war. Die Verhältnisse, die diese Bedingungen einbeschlossen, bestanden bereits längere Zeit; es war nur nötig, ihrem Einfluß den entsprechenden Raum zu gewähren. - Immerhin muß diesem Schritt eine ganz wesentliche Bedeutung zukommen, wenn er die Begründung einer neuen Volksidee und eines darauf aufbauenden geschichtlichen Lebens einbeschließt. Wenn das Erkennen und Anerkennen der bestehenden Sprachgemeinschaft Folgen von weltgeschichtlichem Ausmaß zeitigen konnte, dann nur, weil darin ein vorgezeichnetes geschichtliches Grundgesetz der Menschheit wirksam gemacht wurde. Um die Tragkraft der Idee *deutsch* zu verstehen, muß man sich daran erinnern, daß über der ganzen Menschheit das Gesetz der Sprachgemeinschaft waltet, das Gesetz, nach dem die Menschheit sich mit fast naturgesetzlicher Gewalt lückenlos und ununterbrochen in Sprachgemeinschaften gliedert und in dieser Gliederung eine unentbehrliche Vorbedingung geschichtlichen menschlichen Lebens sichert. Der Weg, den die ‚Deutschen‘ antraten, war also ein Weg zur bewußten Erfüllung einer Aufgabe, die nicht nur ihnen selbst oblag, sondern die zur Erfüllung eines der ganzen Menschheit gesetzten Zieles gehörte. - Damit ist schon hinreichend ein drittes gesagt: das Aufrichten der Idee des ‚deutschen‘ Volkes war kein Ende, sondern ein Anfang. Denn offenbar handelte es sich darum, etwas was unbewußt in ‚natürlicher‘ Funktion wirksam war, auf einer höheren Ebene in bewußter Form aufzunehmen und weiterzuführen.

Von der angelegten Sprachgemeinschaft zur erfüllten Sprachgemeinschaft - das war die Aufgabe, die nunmehr den *Deutschen* gesetzt war und zu deren Lösung sie die Wege finden mußten, auf denen das Menschheitsgesetz der Sprachgemeinschaft sinngemäß ausgeschöpft werden kann.

So wird unsere Untersuchung sich zunächst einmal der Frage zuwenden müssen, wie diese Aufgabe ihrem Kerne nach zu beurteilen ist, wie sie sich in der geschichtlichen Wirklichkeit der Deutschen stellte und auf welchen Wegen ihre Lösung begonnen wurde, - alles unter dem Gesichtswinkel, in welchem Umfang dabei die geschichtliche Kraft der Muttersprache beteiligt ist, als Anstoß so gut wie als Ergebnis. Wir suchen dabei zunächst den Weg von der angelegten zur erfüllten Sprachgemeinschaft zu überschauen, wobei insbesondere die Rolle sichtbar wird, die hier der Hochsprache zukommt; weiter sind dann die ersten Ansätze der Entwicklung einer deutschen Gemeinsprache zu besprechen, die die Möglichkeiten und Grenzen der sprachlichen Leistungsfähigkeit der deutschen Stämme erkennen lassen; und schließlich werden wir auf die große Kulturwende des 13. Jahrhunderts geführt, die auch auf sprachlichem Gebiet neue Möglichkeiten einbeschloß. Bei alledem wird sichtbar werden, in welcher Weise die sprachlichen Kräfte an dem Volkwerden der Deutschen weiter arbeiteten, und wie sie selbst dabei zu immer gültigerer Wirksamkeit heranwuchsen.

#### a) Angelegte und erfüllte Sprachgemeinschaft

Wer den Gang der deutschen Geschichte, soweit er von seiner Ausgangsidee bestimmt ist, verstehen will, der tut gut, sich auch etwas in den Sinn und die Äußerungsformen des Menschheitsgesetzes der Sprachgemeinschaft zu vertiefen. Wir hatten in unseren einleitenden Überlegungen (o. I. S. 10 ff.) uns von der Allgemeingültigkeit und Wirkungsweise dieses Gesetzes überzeugt; es wird nun nötig, einiges Genauere über die Art seines Vollzugs festzustellen. Denn auch von diesem Bereich gilt das gleiche wie von allen kennzeichnenden Bedingungen menschlichen Lebens: daß sie dem Menschen nicht als starre Normen, als endgültige Vorschriften auferlegt sind, sondern als Aufgaben, an denen er seine geistigen Kräfte entfalten und in deren Bemeisterung er sich als Mensch bewähren

kann. So zeigt sich auch im Bereiche des Sprachlichen, daß das Gesetz der Sprachgemeinschaft die ganze Spannweite von der angelegten zur erfüllten Sprachgemeinschaft offen läßt, und daß die Mittel, mit denen die Menschen ihre sprachliche Aufgabe lösen, in Entwicklung und Tragweite sehr beträchtliche Unterschiede aufweisen. Um den Weg der *Deutschen* zu verstehen, überschauen wir zunächst kurz die Stufen, in denen die Sprachgemeinschaft sich verwirklichen kann, und die Formen von Sprache, die dem Erreichen dieser Stufen zugeordnet sind.

### 1. Abstufungen der Sprachgemeinschaft

Mit der Feststellung, daß über der Menschheit unverbrüchlich das Gesetz der Sprachgemeinschaft waltet, soll ein Tatbestand hervorgehoben werden, dessen wesentliche Kennzeichen diese sind: 1. Die Menschheit gliedert sich lückenlos in Sprachgemeinschaften in dem Sinne, daß alle im Gebrauch der Vernunft Befindlichen an Sprachgemeinschaften teilhaben. (Krankhafte Behinderung, insbesondere bei Taubstummen, ist kein stichhaltiger Einwand.) 2. Vom Einzelnen aus gesehen verwirklicht sich das in dem Gesetz der Muttersprache, dem natürlichen Zwang, mit dem jeder Mensch in frühester Kindheit in eine bestimmte Sprache eingegliedert und im Regelfalle bis zu seinem Lebensende in dieser festgehalten wird. 3. Die so gesicherte Gliederung in Sprachgemeinschaften steht in Wechselwirkung mit dem Dasein und der Wirksamkeit der einzelnen Sprachen. Jede bestehende Sprache faßt über Raum und Zeit hinweg den geistigen Ertrag der Arbeit der Sprachgemeinschaft zusammen und übermittelt ihn allen neuen Gliedern dieser Gemeinschaft als Grundlage ihres eigenen Tuns. 4. Die Kernleistung einer Sprache besteht darin, daß in ihr ein gedankliches Weltbild Gestalt und Dauer gewinnt, das sich aus den Anlagen, Schicksalen und Arbeiten ihrer Träger heraus gestaltet. 5. Dieses Weltbild steht als wirksame Kraft in dem Leben der Sprachgemeinschaft darin und beeinflußt in der Spracherlernung und den mannigfaltigen Formen des Sprachgebrauchs ununterbrochen das Denken und Tun der Einzelnen und der Gesamtheit. 6. Aus diesem Wesensgehalt der Sprache folgt, daß dem Gesetz der Sprachgemeinschaft eine Ausschließlichkeit zukommt in dem Sinne, daß die primäre Bindung jedes Menschen an eine bestimmte Sprache, seine Muttersprache, und damit die dauerhafte Zugehörigkeit zu einer bestimmten Sprachgemeinschaft als

der Regelfall anzusehen ist, dessen Durchbrechung eine tiefgreifende und folgenschwere Wirkung auf das Gesamtleben einbeschließt. 7. In diesem Sinne bildet das Gesetz der Sprachgemeinschaft die notwendige Bedingung des dauerhaften geschichtlichen Zusammenwirkens von Menschen. Die Stärke und Unverbrüchlichkeit, mit der es wirksam ist, weist darauf hin, daß hier eine für die Gestaltung gemeinschaftlichen Lebens unentbehrliche und in der gegliederten Vielheit der Ausprägungen sich vollendende Grundlage des menschlichen Daseins vorliegt.

Was mit diesen Sätzen in seinem grundsätzlichen Gehalt angedeutet ist, erscheint nun in der geschichtlichen Wirklichkeit in einer lebendigen Fülle von Abwandlungen. Keine Sprachgemeinschaft gleicht der anderen. Das ist nicht nur in dem Sinne wahr, daß eben die Verschiedenheit der Sprachen in dem Grundgesetz menschlicher Sprache angelegt ist, und daß dementsprechend die Menschheit ihre sprachliche Aufgabe in einer gegliederten Mannigfaltigkeit zu lösen hat. Es gilt auch darüber hinaus, daß die einzelnen Sprachgemeinschaften sich in der Enge des Zusammenstehens, in der Wertigkeit des Gemeingutes und in der Nachhaltigkeit seiner Auswertung von einander unterscheiden. Aus diesem Grunde wird man gut tun, die Übergänge zu beachten, die von der angelegten zur erfüllten Sprachgemeinschaft führen.

Was zunächst die Enge des Zusammenstehens betrifft, so zeigen sich die Verschiedenheiten am deutlichsten bei der Frage nach der räumlichen und zeitlichen Umgrenzung der Sprachgemeinschaften. Unbestreitbar ist natürlich die Sprachgemeinschaft für alle, die miteinander in tatsächlichem sprachlichem Austausch stehen. Wollte man aber den Begriff der Sprachgemeinschaft auf solche Gruppen beschränken, so käme man zu unmöglichen Folgerungen, selbst wenn man Fragen wie die nach der sprachlichen Verbindung mit den vorangegangenen Generationen ganz beiseite ließe. Es ist unmöglich, den Bestand einer Sprachgemeinschaft aus den Zufälligkeiten der sprachlichen Praxis zu bestimmen. - Aber man kommt auch nicht durch, wenn man den einleuchtenderen Begriff der sprachlichen Verständigungsmöglichkeit zum Maßstab nimmt. Es ist bekannt genug, daß es viele Mundartgebiete gibt, in denen kontinuierliche Übergänge von Ort zu Ort bestehen, und doch der Gesamtzusammenhang schließlich so gelockert erscheint, daß sich die Ver-

treter entgegengesetzter Randgebiete kaum mehr verstehen können. Erst recht stellt sich die Frage, wo denn in der Folge der Generationen die Grenzen zu setzen sind: seit den Beginnen der Menschheit hat sich jede Generation mit der vorangegangenen und der folgenden verständigen können, und es erscheint nicht leicht, die Schnitte anzulegen, die hier Sprachgemeinschaft gegen Sprachgemeinschaft abgrenzen. - So würde man wohl neben der tatsächlichen und der möglichen Sprachgemeinschaft dem Gedanken der wirksamen Sprachgemeinschaft den Vorzug geben und jeweils die Menschen zusammenfassen, die unter der Wirkung derselben Muttersprache stehen. So unangreifbar dieser Gesichtspunkt ist, so zeigt er doch seine Schwierigkeiten in der Notwendigkeit, dann zu bestimmen, was ‚dieselbe Muttersprache‘ ist.

Diese Schwierigkeiten rühren vor allem daher, daß sich im Sprachlichen Ausprägungen verschiedener Wertigkeit finden, die im Hinblick auf die Tragweite der Sprachgemeinschaft unterschiedlich einzuschätzen sind. Die ganze Mannigfaltigkeit von Mundarten, Ständessprachen, Gemeinsprachen, Hochsprachen, Schriftsprachen taucht hier auf. Wenn wir sie zunächst unter dem Gesichtswinkel der Sprachgemeinschaft vergleichen, so sind sie offenbar für die äußere Umgrenzung wie für die innere Leistungsfähigkeit der Sprachgemeinschaft nicht gleichwertig. Reine Ständessprachen reichen nicht aus, um eine Sprachgemeinschaft zu begründen und zu tragen; örtliche Mundarten sind Ausschnitte, zu denen die Ganzheit zu suchen bleibt. Mit der Folge von Stammesmundart, Gemeinsprache, Hochsprache kommen dann die Gebilde, die der Sprachgemeinschaft größere Möglichkeiten eröffnen: Ausweitung des Blickes über die unmittelbaren örtlichen Gegebenheiten; Kenntnis von Lebensverhältnissen, die unter anderen Bedingungen stehen als die eigenen vertrauten Tätigkeiten; Einsicht in Strebungen, die erst in einer größeren Weite geistigen Blickfeldes verständlich und aneignbar werden. Das Hinzutreten der Schrift verstärkt in folgenschwerer Weise den Austausch innerhalb der Sprachgemeinschaft und das Bewußtsein des geschichtlichen Zusammenhangs. Es ist offensichtlich, daß Sprachgemeinschaft dem Gehalt und der Tragweite nach recht Verschiedenes bedeuten kann, und daß man ebenso im Hinblick auf die geschichtliche Wirklichkeit wie beim Versuch einer wertenden Einschätzung diese Abstufungen im Auge behalten muß. Jedenfalls ergibt sich aus der Art, wie sich das Verhältnis

der verschiedenen Ausprägungen darstellt, die Möglichkeit, die genannten Schwierigkeiten der räumlichen und zeitlichen Umgrenzung von Sprachgemeinschaften dem jeweiligen Fall entsprechend zu lösen. Wir werden dadurch nachdrücklich daran erinnert, daß wir bei der Einschätzung der Sprachgemeinschaft als geschichtlicher Größe kein starres Schema verwenden dürfen. Das Grundgesetz der Gliederung der Menschheit in Sprachgemeinschaften ist deutlich und allgemeingültig. Seine Verwirklichung ist, wie bereits die abgestufte Bedeutsamkeit der verschiedenen Ausprägungen von Sprache zeigt, geschichtlich gestaffelt und wandelbar.

Dies gilt insbesondere auch für das, was uns hier vor allem angeht: das Ausschöpfen der Sprachgemeinschaft. Der Grundgedanke von der Sprache als wirkender Kraft gilt in sinngemäßer Weise auch für die Sprachgemeinschaft: auch sie ist kein Ergon, sondern eine Energeia, nicht Ergebnis, sondern Möglichkeit und Aufgabe. Und hier kommt nun die Verschiedenheit der Sprachgemeinschaften besonders zur Geltung, die Abstufungen, in denen sie dem Können und dem Wollen nach das, was in der Gemeinsamkeit der Sprache angelegt ist, zum vollen Ertrag führen. Das gilt für alle drei Grundleistungen der Sprache. Das ‚Umschaffen der Lebenswelt in das Eigentum des Geistes‘, jene primäre Leistung jeder Sprache, ist gewiß eine nie zu Ende kommende Aufgabe. Aber gerade darum ist es Sache einer jeden Sprachgemeinschaft, die ihr zugeordnete Sprache nach besten Kräften zu entwickeln und zu vervollkommen. Die Lösung wird aus sinngemäßerer oder oberflächlicherer Haltung, mit reichem oder unergiebigem Ertrag gelingen, - auf jeden Fall wird das Leben "der Sprachgemeinschaft einen entsprechenden Stempel tragen; wie eine jede das ihr überkommene Gut weiterentwickelt, das wird sie tausendfältig in ihrem Schaffen auf allen Lebensgebieten spüren. Und auch in diesem zweiten Bereich, dem Ausschöpfen der in der Sprache angelegten Möglichkeiten, gibt es Unterschiede, nicht nur in den Vorbedingungen, sondern auch in der Ausführung. Je lebendiger in einer Sprachgemeinschaft das Gefühl ist, daß die mit der Muttersprache eröffneten Möglichkeiten nicht nur dem Nutzen des Einzelnen dienen, sondern noch mehr auf das Erarbeiten kultureller Werte zielen, um so sinngemäßer wird die in dem Gesetz der Sprachgemeinschaft beschlossene Aufforderung zum Ausbau menschlicher Kultur befolgt werden; der Weg von der angelegten Sprachgemeinschaft führt so zur ver-

wirklichten Gemeinsamkeit kulturellen Handelns und damit zur Schaffung von Werten, die außerhalb der Sprachgemeinschaft nie erreichbar wären. - Dieses Kulturschaffen gipfelt schließlich in geschichtlich wirksamer Sprachgemeinschaft, in dem, was wir die wesentliche Grundlage eines erfüllten Volkslebens nennen können. Ohne daß wir hier schon ausdrücklich auf eine Erörterung des Verhältnisses von Sprachgemeinschaft und Volk einzugehen hätten, wird man sagen können, daß die Sprachgemeinschaft um so näher an das in dem Gedanken des Volkes aufgezeigte Ziel herankommen wird, je mehr sie in ihrer Gesamtheit und ihren Einzelgliedern dem Hinweis folgt, den das Menschheitsgesetz der Sprachgemeinschaft gibt.

So kann man sagen, daß die Formen, in denen sich die Sprachgemeinschaft geschichtlich verwirklicht, ihren Bedingungen und ihrem Ertrag nach recht mannigfaltig sind. Aber die Spanne zwischen angelegter und erfüllter Sprachgemeinschaft ist ohne Zweifel der Weg, auf dem sich die einzelnen Sprachgemeinschaften zu bewähren haben. Und die Art dieser Bewährung bestimmt auch ihren geschichtlichen Wert, so gewiß das Grundgesetz der Sprachgemeinschaft in seiner Allgültigkeit, seiner Unverbrüchlichkeit; und seiner Dauerhaftigkeit einen gültigen Hinweis darauf gibt, wie in dem Zusammenwirken der Einzelnen, der Völker und der Menschheit die geistig-geschichtlichen Aufgaben zu lösen sind in einer Weise, die für alle drei Beteiligten den bestmöglichen Ertrag sichert.

## 2. Die Rolle der Hochsprache

Wenn die Sprachgemeinschaft die in dem sprachlichen Grundgesetz beschlossenen Möglichkeiten verwirklichen soll, dann bedarf es dazu, wie wir sahen, einer entsprechenden Haltung ihrer Angehörigen. Aber nicht minder wichtig sind die in der Sprache selbst gegebenen Vorbedingungen, und bei der wechselseitigen Abhängigkeit von Sprache und Sprachgemeinschaft wird man nicht nur in dem Stand der Sprache den Ausdruck der Schaffenskraft ihrer Träger sehen, sondern ebenso in der Leistungsfähigkeit der Sprache die Voraussetzung für die Lösung der Aufgaben der Sprachgemeinschaft. Jenem Fortschreiten von der angelegten zur erfüllten Sprachgemeinschaft wohnt eine Entfaltung der Muttersprache inne, die unter ihrem eigenen Gesetz verläuft. In der Erkenntnis dieses Gesetzes liegt der Schlüssel zum Verstehen einer ganzen Reihe von geschichtlichen Wirkungen der Mutter-

sprache. Wir suchen seine wichtigsten Züge zu fassen, indem wir das herausarbeiten, was für die mannigfaltigen Entwicklungen, die auf eine Hochsprache hinzielen, kennzeichnend ist. Wir fassen dabei unter hochsprachlichen Entwicklungen alles das zusammen, was über die dem unmittelbaren Lebensbereich zugeordnete Mundart hinausführt (zu weiteren Scheidungen vgl. Th. Frings-L. E. Schmitt).

Von den Funktionen, die einer Hochsprache zukommen, kann man eine erste zunächst äußerlich als eine zusammenfassende betrachten. Das sprachliche Leben, das als geistige Form dem Gemeinschaftsleben zugeordnet ist, gewinnt seine Anstöße aus Notwendigkeiten verschiedener Art. Die Hausgemeinschaft, die Werkgemeinschaft, die fachliche Gemeinschaft, die räumliche Gemeinschaft, - alle diese Bedingungen wirken zusammen, um den Rahmen zu bilden, innerhalb dessen Sprachmittel erarbeitet werden, und die Sicht zu bestimmen, aus der heraus sie geprägt werden. Die Gesamtheit der Sprachmittel, die innerhalb eines natürlichen Lebenskreises diesen Aufgaben entspricht, nennen wir eine Mundart. Und es ist durchaus richtig, wenn man vorwiegend von Mundarten einzelner Dörfer oder einer kleineren in ihren Lebensbedingungen einheitlichen Landschaft spricht. - Mundarten reiner Form in dem Sinne, daß das ganze übliche Sprachgut, wenn auch nicht am Ort geprägt, so doch sachlich an die örtlichen Lebensbedingungen gebunden ist, wird man allerdings nie finden. Denn jeder Verkehr von Ort zu Ort bringt Tendenzen zur Geltung, die man als Ansätze zu überbauenden Sprachformen kennzeichnen kann. Die Sprachwelt des Bauerndorfes wird schon unter einfachsten Verhältnissen berührt durch die des benachbarten Winzerdorfes, erst recht durch die eines entstehenden Fabrikortes. Die Notwendigkeiten und Erfahrungen des einen werden dem anderen bekannt, und mag auch kein vollständiger sprachlicher Austausch stattfinden, so bleibt doch aus diesen Berührungen ein gemeinsamer Zuwachs, der aus den örtlichen Verhältnissen allein nicht erwachsen wäre. Das steigert sich in vielfältiger Weise mit der Mannigfaltigkeit der Lebensbedingungen, der Ausweitung fachlichen Wissens, dem Ausbau der geistigen Welt. Das alles bringt Entwicklungen zum Hochsprachlichen mit sich, deren Kern darin besteht, daß nicht in unabhängigen örtlichen Erfahrungen die sprachliche Verarbeitung dieser Gebiete wiederholt werden muß, sondern die sprachliche Arbeit verschiedener Herkunft als geistiger Zuwachs zu einem gemeinsamen

Wissen verschmilzt. Schon allein in einem solchen Ineinander-Verarbeiten von getrennten, aber doch aus gemeinsamer Grundlage heraus begriffenen Erfahrungen würde sich eine sehr wichtige Leistung der Hochsprache ergeben, die mit dem Zusammenfassen vielfältiger Erfahrungsquellen eine Weite der Einsicht eröffnet, die außerhalb einer solchen Sprachform undenkbar wäre. Entscheidend ist dabei, daß durch die Gemeinsamkeit des sprachlichen Grundstockes der geistige Zugang zu Lebensbereichen eröffnet wird, deren unmittelbare Bekanntschaft höchstens bruchstückhaft erreichbar wäre.

Was so in dem wachsenden Einbeziehen verschiedener Lebensgemeinschaften als zusammenfassende Funktion der Hochsprache erscheint, das wird in einem noch größeren Rahmen Vermittlung und Austausch. Das Gesetz der Sprachgemeinschaft erzwingt zwar die Besonderheit des geistigen Umschaffens der Welt in jeder einzelnen Sprache. Aber diese Verschiedenheit ist ausgerichtet auf ein gemeinsames Menschheitsziel. Und im Verfolg dieses Zieles spielt auch der Austausch sprachlicher Ergebnisse eine wesentliche Rolle. Ein solcher Austausch wäre nun von Mundart zu Mundart kaum denkbar. Selbst Landschaftssprachen begrenzter Reichweite wären sehr unzulängliche Hilfen. Es bedarf schon wirklicher Hochsprachen, um hier die notwendige Arbeit zu vollbringen und auf diese Weise eine Bereicherung zu schaffen, die Aussicht hat, in das sprachliche Weltbild einer größeren Gruppe einzugehen. Wer die Entstehung einer beliebigen alten oder neuen Hochsprache verfolgt, kann sich immerfort davon überzeugen, wie viel von dem sachgemäßen Vollzug dieser wechselseitigen Bereicherung abhängt. Es müssen dabei also stärkere Mittelpunkte wirksam sein, wenn die Menschheitsaufgaben der Sprache in einer dem Gesetz der Sprachverschiedenheit entsprechenden Weise erfüllt werden sollen: nicht im Verwischen der Unterschiede und Grenzen, sondern in der wechselseitigen Förderung und dem Anverwandeln eigenständiger Leistungen.

Schon die richtige Auslegung dieser beiden Aufgaben des Zusammenfassens und des Austausches führt zur Erkenntnis, daß der Weg von der Mundart zur Hochsprache nicht einfach in einer zahlenmäßigen Ausweitung besteht. Gewiß ist es schon recht bedeutsam, wenn man feststellt, daß der Wortschatz der Mundarten durchweg nach Tausenden zählt, während das Wortgut heutiger Hochsprachen in die Hunderttausende geht; das ist zwar kein unmittelbarer Spiegel, wohl

**aber** ein bedeutsamer Ausdruck der unterschiedlichen Leistung **bei der** gedanklichen Erschließung der Welt. Aber wichtiger ist noch der Unterschied in der Art des Begreifens der Welt. Sowohl in der Verschiebung des Schwergewichts wie in dem Ausbau neuer Denkmöglichkeiten vollzieht sich ein Wandel, der für das Weltbild **der** Sprache und damit für die sprachlichen Wirkungen im Leben weittragende Folgen hat. Wenn wir früher im Vorübergehen auf gewisse Unterschiede zwischen der Hochsprache und den deutschen Mundarten hinwiesen (o. Bd. II S. 38), so war besonders deutlich die größere ‚Gegenstandsnahe‘ der Mundart erkennbar. In der Begegnung, die in der Gedankenwelt der Sprache zwischen den vorgegebenen ‚Dingen‘ und der gestaltenden Kraft des menschlichen Geistes stattfindet, läßt die Mundart die Eigenart der ‚Sachen‘ wesentlich stärker zur Geltung kommen als die Hochsprache. Dem entspricht es auch, daß die rein geistigen ‚Gegenstände‘ in der Mundart in geringerem Umfang in der Ausprägung selbständiger Wörter vorliegen (ein wichtiger Hinweis darauf liegt etwa in einer Zählung, die unter 4470 Substantiven einer Mundart nur 210 Abstrakta feststellte; das schließt nicht aus, daß der Zugang zu einzelnen Bereichen des Gedanklichen auf andere Weise gebahnt wird; aber die Art der Erfassung bleibt wesentlich mitbestimmt durch den verfügbaren Bestand an ausgeprägten Wörtern). Demgegenüber sind alle Hochsprachen gekennzeichnet durch die Zunahme der abstrakteren Sprachmittel, der Möglichkeiten der Gedankenformung, die den Besonderheiten der ‚Sachen‘ ferner rücken, um in einer desto weiteren Übersicht zur gedanklichen Beherrschung der Lebenswelt zu kommen. Was vom Wortschatz gesagt ist, gilt in entsprechender Weise für die Redefügung, und man mag an der Frage, wie die Durchführung der Gedanken etwa eines wissenschaftlichen Werkes mit dem normalen Verfahren einer Mundart aussähe, er-messen, wie viele von den Mitteln, die zur geistigen Durchdringung aller Bezirke des Lebens nötig sind, erst in der Form der Hochsprache verfügbar werden. Das soll kein einseitiges Lob der Hochsprache sein, soll vor allem nicht vergessen lassen, daß die Mundart an ihrem Platz auch vom Standpunkt der inneren Form aus angemessener ist als die Hochsprache. Aber es ist auch dort, wo eine Hochsprache die richtige Verbindung von gegenständlicher Nähe und abstrakterer Gedanklichkeit findet, ein so starkes Verlagern des sprachlichen Schwergewichts, daß die Träger einer solchen Sprachform notwendig in bestimmte

Seh- und Denkweisen hineingeführt werden, daß ihnen bestimmte Arten des Vorgehens näher liegen, als die den Mundartsprechern geläufigen.

Damit ist dann die Stelle erreicht, von der aus die Art, wie die hochsprachlichen Entwicklungen sich im Leben der Sprachgemeinschaft auswirken, überschaut werden kann. In ihnen sammeln sich nicht nur Erfahrungen aus weiteren Räumen zu größerer Übersicht, sondern sie verdichten sich auch zu konzentrierteren Mitteln geistiger Arbeit. Und vor allem, was hier sprachlich wirksam wird, wächst nach eigenem Gesetz weiter. Hier sind insbesondere noch die Bedingungen zu erwähnen, die mit dem schriftlichen Gebrauch der Sprache einsetzen. Man hat mit Recht auf die Wirkungen geachtet, die ‚die Schrift im Leben der Völker‘ ausübt (A. Petrau). Wenn wir diese Wirkungen auch noch nicht in den Einzelheiten durchschauen, so ist doch das eine sicher: der ‚objektive‘ Charakter, den ein geistiges Ergebnis mit seiner Ausprägung in einem Sprachmittel gewinnt, wird noch um vieles verstärkt durch seine schriftliche Festlegung. Und erwächst das von Menschen geschaffene Wort schon als Bestandteil der Gemeinsprache der freien Verfügung seiner Schöpfer zu der ‚Wirklich‘-keit eines Kulturgutes, so ist das schriftsprachlich gewordene Wort noch mehr dem Zugriff einzelner, ja sogar der ganzen Sprachgemeinschaft entrückt. Was sich heute in Schwierigkeiten bis zu der geringsten Änderung der Rechtschreibung hin bemerkbar macht, das wohnt als Beharrungskraft und Eigenwilligkeit allem Schriftsprachlichen von Anfang an inne, und in diesem Sinne spricht man mit Recht von dem großen Einschnitt, den der Anfang der Verschriftung für die Sprache selbst darstellt. Aber angesichts der unlöslichen Wechselbeziehung zwischen Sprache und Sprachgemeinschaft wirkt diese Veränderung auch auf die Sprachgemeinschaft zurück. Und in der unleugbaren Bedeutung, die auf diese Weise etwas nur im Raume der Sprache Mögliches und Sich-vollziehendes gewinnt, wird erneut sichtbar, daß mit den Bedingungen des sprachlichen Lebens sich zugleich die Wirkungen der Muttersprache im Sinne ganz bestimmter geschichtlicher Folgen abwandeln. Das alles sind Gesichtspunkte, die zu beachten bleiben, wenn wir den Weg von der angelegten zur erfüllten Sprachgemeinschaft durchgehen und dabei die Wirkungsweise der Kraft, die als Muttersprache den Zusammenhalt dieser Gemeinschaft trägt, verstehen wollen.

## b) Erste Ansätze einer Gemeinsprache

Die Rolle der Muttersprache beim Wachsen der Idee *Deutsch* war offensichtlich. Was die Belege über das Vorangehen des Sprachgedankens aussagen, wird durch das Aufzeigen seines inneren Anteils an dem neuen Volksbegriff klar bestätigt. Als Sprachgemeinschaft hatten sich die *Deutschen* zuerst erkannt. Wie sah nun die Trägerin dieser Gemeinschaft, die *deutsche* Sprache selbst aus?

Wir fanden, daß das Hervortreten der Muttersprache im Denken jener Zeit durch eine ganze Reihe von Umständen begünstigt war: die eigene Lage des zweisprachigen Westfrankenreiches; den politischen Weitblick eines großen Herrschers; die spürbare Bedrängnis von zwei sich immer enger zusammenziehenden Sprachgrenzen her. Es war schon ein ungewöhnliches Zusammentreffen geschichtlicher Umstände, das die sonst in der Unbewußtheit des Selbstverständlichen wirkende Muttersprache zum bewußten Ansatz einer Volksidee werden ließ. Wie weit war die deutsche Sprache auf die Aufgabe, die ihr damit zuwuchs, vorbereitet? Wir können uns ein erstes Bild davon machen, wenn wir den Sprachstand jener Zeit auf seine hochsprachlichen Werte hin prüfen und die Kräfte abwägen, die dementsprechend den Grad der Erfüllung der Sprachgemeinschaft bestimmten. Es ist dabei auszugehen von den sprachlichen Verhältnissen, wie sie die Völkerwanderung hinterlassen hatte; die Frage, welche Ansätze sich dabei für hochsprachliche Wirkungen ergaben, läßt uns die Spannung zwischen Aufgabe und Verwirklichung sehen, in der die Idee *Deutsch* sich im Zeitpunkt ihres Entstehens vorfand, und die den ersten Schritten auf die Erfüllung hin das Gepräge gab.

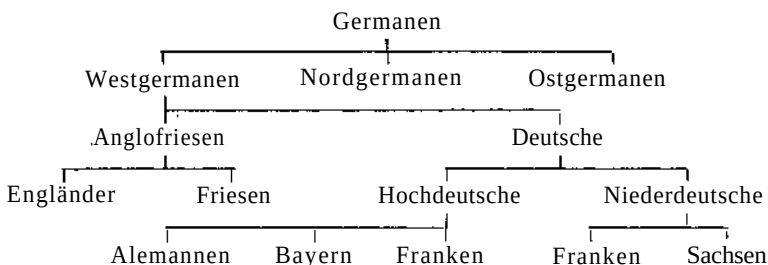
### 1. Die sprachliche Lage nach der Völkerwanderung

Aus welcher Quelle und in welchem Umfang besaß das Deutsche der Zeit um 900 die Kräfte, die es aufbringen mußte, um den Aufgaben erfüllter Sprachgemeinschaft so weit zu dienen, daß daraus Werte von volklichem Range erwachsen? Die Frage wäre einfach zu beantworten, wenn die herkömmliche sprachwissenschaftliche Anschauung zuträfe, die in dem Grundgedanken des Stammbaumbildes aus einem einheitlichen urgermanischen Sprachstamm in allmählichem Wachstum eine westgermanische Einheit hervorgehen läßt, aus der sich dann weiter das Deutsche verselbständigt und in weiterer Verzweigung die Mundarten des Hochdeutschen und Niederdeutschen mit

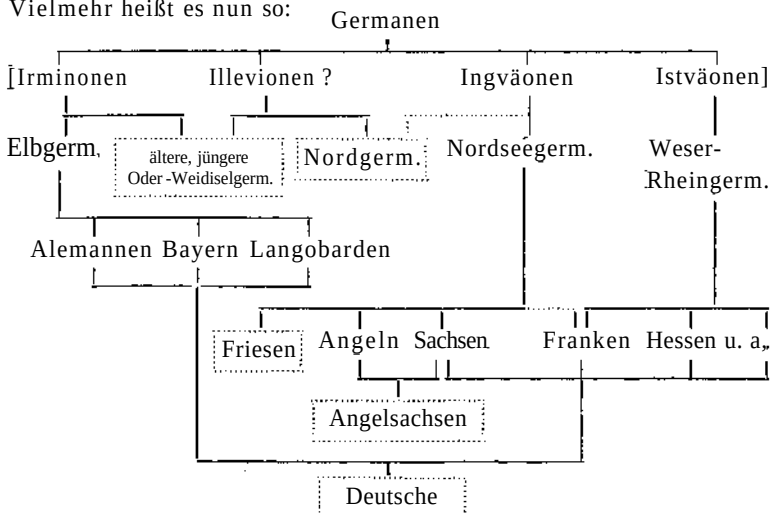
ihren wichtigsten Vertretern, dem Alemannischen, Bayrischen, Fränkischen, Sächsischen auseinandertreten. Damit besäße das Deutsche einen wohl umschriebenen und klar eingeordneten Platz in einer Entwicklung, die Grundlage und Reichweite seiner Funktion vorzeichnete. Hält man dieses Bild, wie es im wesentlichen der etymologischen Forschung mit ihrem Denken in festen Sprachstufen entnommen war, mit den Grundvorgängen der geschichtlichen Entwicklung zusammen, so ist es nicht leicht, eine einleuchtende Verbindung herzustellen. Wenn es schon in anderen Bereichen, im Griechischen, im Italischen sehr schwer ist, mit dem Stammbaumbild durchzukommen, so ist das im Germanischen ganz unmöglich. Eine Geschichte von einer Bewegtheit wie der der germanischen Stämme läßt sich mit dem Bilde solch ruhigen Wachstums der Sprachen nicht zusammenbringen. Und insbesondere auf ‚deutschem‘ Boden fehlen alle geschichtlichen Voraussetzungen dafür, um ein irgendwie geschichtlich wirksames »Westgermanisch‘ entstehen zu lassen, zu dem dann etwa nach der Völkerwanderungszeit auch nur dem Kerne nach eine ‚deutsche‘ Fortsetzung mit ihrer mundartlichen ‚Differenzierung‘ denkbar wäre. Was in der rekonstruierenden historischen Sprachforschung seine Rolle als angesetzte Vermittlungsstelle haben mag, ist in eine echt geschichtliche Betrachtung in dieser Weise nicht übernehmbar. Und so haben die Untersuchungsweisen, die dem geschichtlichen Leben der deutschen Sprache in Raum und Zeit nachgehen, jenes Bild rekonstruierter Stufen immer mehr durch ein geschichtsnäheres zu ersetzen gesucht. Insbesondere ist es die Sprachgeographie, die mit der Auswertung des mundartlichen Sprachstandes zu einem Bild vom geschichtlichen Aufbau des deutschen Sprachraumes gelangt ist, das den tatsächlichen Vorgängen insbesondere der Völkerwanderungszeit wesentlich gerechter wird. Es ist hier nicht der Ort, um die Erkenntnisse und Hinweise im einzelnen zu verfolgen, durch die seit F.Wrede (1919), dann insbesondere durch Th. Frings, F. Maurer, W. Mitzka, die Lagerung mundartlicher Sprachformen als Zugang zu einer geschichtlich haltbaren Vorstellung von den Zusammenhängen und Vorstufen deutscher Sprachgeschichte fruchtbar gemacht wurde. Ihnen allen aber ist gemeinsam, daß sie das Bild von einer aus ‚westgermanischer‘ Grundlage entwickelten ‚deutschen‘ Sprachstufe, die am Anfang der deutschen Sprachgeschichte stände, ablehnen und dabei den Gedanken einer ‚urdeutschen‘ Spracheinheit als schon rein sprachgeschichtlich unhaltbar

ausschalten. Das, was dem Stammbaumbild als zunehmende Entfaltung, als stetiges Auseinanderwachsen erschien, das stellt sich nunmehr viel stärker dar als ein Spalten und Annähern; erst durch eine erneute Vereinheitlichung ist das, was vom Germanischen aus als Ausgliederung erschien, aus der sprachlichen Wirrnis der Völkerwanderungszeit wieder zu der Geschlossenheit einer *deutschen* Sprache zusammengewachsen. Als kennzeichnend mag hier das Bild F. Maurers wiedergegeben sein, der am folgerichtigsten das heraushebt, was als sprachliche Seite eines Vorgangs von der geschichtlichen Bewegtheit der germanischen Völkerwanderung angenommen werden muß.

„Es fällt der alte ‚Stammbaum‘, und es heißt nun nicht mehr so:



Vielmehr heißt es nun so:



Dabei ist ja überhaupt das Stammbaumschema unbrauchbar, weil sich die zeitliche Schichtung und Überschneidung nicht wiedergeben läßt. Das ‚Deutsch‘, das am Ende steht, ist Ausgleichsergebnis, nicht Ausgangspunkt, ebenso ‚Ober\*- oder Niederdeutsch‘. ‚West germanisch‘ kommt nirgends als Existenzform vor.“

Es ist also deutlich, daß die Stelle erreicht ist, an der das im Zeichen des Stammbaumbildes Erarbeitete so weit über sich selbst hinauswächst, daß sich unter dem Gerüst, ohne das der Bau nie möglich gewesen wäre, nun das Gebäude wirklicher Sprachgeschichte heraushebt. So vieles hier im einzelnen noch näher zu bestimmen ist (nicht zuletzt mit der Frage nach Art, Zustandekommen und Reichweite der ‚germanischen‘ Einheit) -, die Forschungslage ist so, daß sie die für uns nötigen Folgerungen zuläßt. Denn das eine ist offenbar: wenn schon die Sprachgeographie mit den Schemen, die der konstruierenden Sprachgeschichte nötig und dienlich sind, nicht auskommt, dann erst recht nicht die Betrachtung der Sprache als wirkender Kraft. Wer das Deutsche als Muttersprache der Deutschen verstehen will, für den kommt es entscheidend darauf an, mit geschichtlichen Wirklichkeiten zu arbeiten, nicht mit Rekonstruktionen. Und da ist die seit F. Wrede dem Grundsatz nach nicht mehr zu leugnende Tatsache maßgeblich, daß ‚das Deutsche‘ weniger einen Ausgang als ein Ergebnis darstellt; auch der Begriff des ‚Westgermanischen‘ ist so weit aufgelockert, daß man in ihm nicht mehr eine ausreichende Grundlage für das Heraushausen des ‚Deutschen‘ als einer bloßen Folgeerscheinung sehen kann. Die Bedingungen stellen sich vielmehr so dar: was sich nach dem Abklingen der germanischen Völkerwanderung an germanischen Stämmen des Festlandes zusammensieht, das steht gewiß in der Bindung eines germanischen Sprachzusammenhangs, aber durchaus nicht in der Wechselbeziehung einer wirksamen Spracheinheit. Mag man es mehr vom Stammlichen her fassen (‚Die frühen Alemannen der unmittelbar vordeutschen Zeit stehen in enger Beziehung zu Bayern und Langobarden; aber auch noch herkunftsmäßig zu den Nordgermanen. Aber sie haben nichts mit den Niedersachsen und noch sehr wenig mit den Franken zu tun‘ F. Maurer), oder stärker vom Sprachlichen ausgehen (so wenn Th. Frings die alte Tacitische Dreiteilung in Ingwäonisch, Istwäonisch, Erminonisch ablöst durch die Bezeichnungen Küsten-

deutsch, Binnendeutsch, Alpendeutsch), auf beiden Wegen wird offenbar, daß kein vorgezeichnetes *Deutsch* als überkommenes Erbe bereitstand, und daß sich alte räumliche Grundbedingungen, die schon in römischer Zeit das sprachliche Gegenspiel eines Nordsee-Niederrhein- und eines Donau-Alpen-Gebietes hervorrufen, durch die Völkerbewegungen eher verstärkt als abgemindert hatten. Die Wirkungen der seit dem 6. Jahrhundert vordringenden hochdeutschen Lautverschiebung kommen verstärkend hinzu, zum mindesten sind ihre Begleitumstände kennzeichnend für den sprachlichen Stand.

Als für uns Wichtigstes folgt aus alledem: die Schicksale der festländischen Germanen sind nicht so, daß ihnen die Gemeinsamkeit der Sprache als ungeschädigter Besitz überkommen wäre. Sicher hob sich germanische Sprache deutlich und unverkennbar von den anderen Sprachen Mitteleuropas ab. Aber sie begegnet doch in starker mundartlicher Zersplitterung und unter der Wirkung von Gegensätzen, die es ganz im Ungewissen lassen, was sich einmal an übergreifenden Formen vor allem hochsprachlicher Art herausentwickeln würde. Um 600 n. Chr. kann man im späteren *deutschen* Raum von *deutscher* Sprache so wenig reden wie von *Deutschen* überhaupt. Mundartlicher germanischer Rohstoff lag natürlich bereit; aber daraus eine deutsche Sprache zu gestalten, war eine Aufgabe, die noch der Zukunft vorbehalten war.

## 2. Die althochdeutsche Zeit

Was unter diesen Umständen die zum Wahrzeichen gewählte Muttersprache den *Deutschen* auf ihren Weg mitgeben konnte, war im Grunde zunächst nur die Bewußtheit der unmittelbaren Wirkungen, die die Sprache immerfort in den Sprachgemeinschaften vollbringt. Das war nicht wenig; sie war wirksam genug, um der natürlichen sprachlichen Beharrungskraft die Verstärkung zu bringen, die in den Randgebieten das Festhalten an der Muttersprache zunehmend förderte; sie war sichtbar genug, um in den europäischen Planungen Karls des Großen ihrem Bereich eine Eigenrolle zu sichern; sie war spürbar genug, um den germanischen Stämmen zwischen Romanen und Slawen das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu wecken und zu erhalten. Zusammen war es hinreichend, um den Stämmen im 9. Jahrhundert den Schritt von der angelegten zur bewußten Sprachgemeinschaft zu ermöglichen und damit der Idee *Deutsch* so viel Stoß-

kraft zu verleihen, daß sie als geschichtsmächtiges Leitbild ihren Trägern vor Augen stand.

Aber dem Sinn des Gesetzes der Sprachgemeinschaft ist mit solchen Formen noch nicht Genüge getan. Es drängt auf erfüllte Sprachgemeinschaft hin und bedarf dazu der Formen von Sprache, die über das Mundartliche hinaus zunehmend die Funktionen übernehmen können, die einer Hochsprache zukommen. Davon war allerdings zunächst noch wenig zu sehen. Was wir um 700, in der Zeit, in der das westfränk. *\*theudisk* seinen Aufstieg begann, annehmen können, das sind bestenfalls Stammesmundarten, die noch ihre Verwandtschaft erkennen lassen, aber nicht in der Wechselwirkung miteinander stehen, die eine wesentliche Steigerung ihrer Leistungen herbeigeführt hätte.

Mit der größeren Festigkeit, die seit dem Abebben der Völkerwanderung eingetreten war, tauchen gewiß bald auch die überbauenden Funktionen der Sprache auf. Zum mindesten setzen die Verkehrswirkungen der großen natürlichen Räume sich auch in sprachliche Bewegungen um. Aber das führt zunächst durchaus nicht in ‚deutsche‘ Richtung. Das, was Th. Frings im Anschluß an älteste sprachliche Vorgänge die Westostfurche nennt, verfestigt sich erneut im sprachlichen Gegensatz von Fränkisch und Alemannisch zu einer ‚deutschen Mittellinie‘, die als wichtiger Haltepunkt der ‚hochdeutschen‘ Lautverschiebung spürbar trennende Wirkungen gewinnt. (Sie mag im Groben veranschaulicht werden durch die *appell* apfel-Linie, die südliches *pf* gegen nördliches *pp* in einer westlich Straßburg beginnenden und bis nordöstlich Würzburg verlaufenden Grenzzone zeigt.) Wenn diese natürlichen Räume allein maßgebend bleiben, dann wird der Gedanke der *theodisca lingua*, der gemeinsamen deutschen Sprache, wenig Zukunft haben.

Nun kann man gewiß sagen, daß die verschiedenen Stufen der Entwicklung des Wortes *deutsch* durchaus ihr Gegenstück auch in der unmittelbaren sprachlichen Entwicklung haben. In jedem einzelnen Falle zeigen sich dabei Ansätze ‚hochsprachlicher‘ Art, die wir zunächst einmal festhalten, weil sie uns gewisse Begleitumstände des Hochkommens der Idee *Deutsch* verständlicher machen. Aber es zeigt sich rasch, daß sie sich nicht zu zusammengefaßter Wirkung verdichten. Wir stellen daher nur kurz die Befunde zusammen, so wie sie die berufenen Kenner des Althochdeutschen

(G. Baesecke, W. Betz, H. Brinkmann, Th. Frings, Fr. Maurer) ganz unabhängig von dem Gedanken der geschichtlichen Wirksamkeit der Muttersprache erarbeitet haben.

Ist es ein Zufall oder eine schließlich doch nicht bedeutungslose Auswirkung jener westfränkischen Besinnung auf die ‚zur eigenen *theoda* gehörigen‘ Werte, wenn die ersten Spuren hochsprachlicher Entwicklung in jenen Zusammenhängen der Rechtssprache zu finden sind, die G. Baesecke vom Westfränkischen aus verfolgt? ‚Ziehen wir einmal das Deutsch unserer ältesten fränkischen Rechtssprache im nachmaligen Frankreich herein, die ja von Haus aus niederdeutsch ist, so sehen wir, daß es, trotz seiner Entstellung durch merowingisch-lateinische Endungen schon des 6. Jahrhunderts, seit Karl Martell auch in die alemannischen, bairischen und andre deutsche Gesetze noch des 8. Jahrhunderts eindringt. Es ist der Beginn der fränkischen Überflutung des rechtsrheinisch-deutschen Schrifttums.‘

Aber das ist nur ein Vorspiel der hochsprachlichen Bemühungen, die mit dem Gedanken der *theodisca lingua* verbunden sind, und die in den Hinweisen auf eine Art karlingischer Hofsprache greifbar sind. Daß wir mit ausgesprochen hochsprachlichen Bemühungen am Hofe Karls des Großen zu rechnen haben, ist zweifellos; die Nachrichten sind eindeutig; die *Vita Caroli Magni* betont, daß Karl eine Grammatik der Muttersprache ins Werk setzte, daß er den Monaten und Winden deutsche Namen gab und daß er immer wieder auf den Gebrauch der Muttersprache im kirchlichen Leben hindrängte. Das sind Bruchstücke, aber sie bezeugen klar, daß die Zielbewußtheit, die hinter dem Wort von der *theodisca lingua* stand, auch den Gebrauch und die Verwendungsfähigkeit dieser Sprache vorantrieb. Wie das im einzelnen verlief, müssen wir aus den Spuren ältester deutscher Schriftsprache zu ermitteln suchen. Man wird sagen müssen, daß die ältesten Ansätze zur schriftlichen Festlegung deutscher Sprache vom Südosten ausgingen, aus einem Zusammenreffen langobardischer und irischer Anstöße, wie es sich um Arbeo von Freising, den ‚Verfasser oder doch Betreuer des ersten deutschen Wörterbuchs‘, des *Abrogans*, vorfindet (G. Baesecke). Das ist ‚wenige Jahre vor Karls des Großen Herrschaftsbeginn‘. Der Ansatz hätte gewiß auch in anderen Zeiten Parallelen und Fortsetzungen gefunden. Aber die Entwicklung wurde beschleunigt und zugleich gelenkt durch Karls Gedanken von der *theodisca lingua*: ‚Karl konnte in gewal-

tigern Vorausgriff für immer neue Teile des Gottesdienstes und Unterrichts Einführung der deutschen Sprache befehlen; die großen und kleinen Kärner schafften es. Mit Glossen hatte man schon begonnen, man schrieb alsdann auch deutsche Wörter erklärend über viele oder alle lateinischen der Zeile und erhielt vollständige deutsche Wortreihen ohne Satzbau, sog. Interlinear-Versionen, aus denen (nach Erkenntnis auch der grammatischen Formen und Zusammenhänge) weiterhin wirkliche Übersetzungen wurden, und kam schließlich zu eigenen, sogar zu dichterischen Werkstücken, aber immer nur nach lateinischen Vorbildern'. Diese Entwicklung zeigt weithin Spuren der fränkischen Vorherrschaft; G. Baeseke spricht geradezu von einer ‚fränkischen Überflutung des rechtsrheinisch-deutschen Schrifttums‘ und hebt den Einfluß einer an den Hof sich anlehnenen Sprachform hervor, die im Grunde schon in einer längeren Entwicklung über das Mundartliche hinausgewachsen war. Wie das auch im einzelnen sich abspielen mag, - wir haben alle Berechtigung zu sagen, daß dem Einsatz der Idee der *theodisca lingua* ein durchaus gleichwertiger Ansatz zur Aktivierung dieser deutschen Sprache zur Seite ging, und wenn der Begriff des *theodiscus* mit Absicht keinen Einzelstamm betont in den Vordergrund stellte, so war auch die *theodisca lingua* so wenig an das Fränkische gefesselt, daß noch Ludwig der Fromme ‚einem Sachsen den Auftrag zur poetischen Übertragung der Bibel geben konnte, damit deren Verständnis bei dem ganzen seiner Herrschaft unterworfenen Volk *Theudisca loquens lingua* (so drückt es in der Heliandvorrede wohl Hrabanus Maurus selbst aus) gefördert werde‘ (F. Maurer). Die angebahnten Entwicklungen setzten sich also fort, selbst im religiösen Bereich, obwohl ‚die Synode von Inden nur drei Jahre nach Karls Tode jene Beschlüsse faßte, die diesem Teil seines Lebenswerkes den Todesstoß gaben‘ (H. de Boor).

Und diese Idee der *theodisca lingua* behalt nun auch in dem heraufkommenden *diutisk* die Führung. Das, was sie für das erwachende Volksbewußtsein leistet, hat sein Vorspiel in dem Einfluß auf die Ausgestaltung der Sprache selbst. Es gilt, ‚daß die ideelle (aber noch nicht faktisch vorhandene) Einheit der Sprache der sich erst allmählich anbahnenden tatsächlichen sprachlichen Ausglei-  
 chung vorarbeitet\* (F. Maurer). Das wird vor allem in den Kreisen fruchtbar, die das amtliche *theodiscus* zunehmend mit eigenem Gehalt füllen, es durch *teutonicus* vertiefen und

den Ertrag in das ahd. *diutisk* des 9. Jahrhunderts überleiten. Dort, wo das eigene Deutsch, die *nostra barbaries quae est theotisca*, in die Studien über Goten und Runen einbezogen wird, wo zuerst die *Theotisci*, die Deutschsprecher, uns als Sprachgemeinschaft vorgestellt werden, dort finden wir auch die höchste Blüte althochdeutscher Schriftsprache. Das ‚Ostfränkische von Fulda kommt unter Hraban und seinem vielgewandten Kanzler Rudolf über wenige Stufen zu einer auch in der Schreibung außerordentlich starken Gleichmäßigkeit. Es ist die Sprache, die mit ihrem Konsonantengerüste unter allen Formen dem heutigen Schriftdeutsch am meisten gleicht, die nach Ort wie Zeit in der Mitte unserer Überlieferung liegt und obendrein selbst die Anfänge einer Schriftsprache über den Mundarten verwirklicht‘. Und wenn Walahfrid Strabo seit 842 diese Schriftsprache nach der Reichenau mitnimmt und in der dort schon regen schriftlichen Tradition festigt, so gilt für die Zeit nach 850 gewiß das, was G.Baesecke sagt: ‚Walahfrids Kanzlei hat sich mit ihrer ursprünglich fuldischen Schreibregelung noch weiter als die seiner Vorgänger und Nachfolger über die Ortsmundarten zu einer Schriftsprache erhoben, und sie hat sich namentlich in der mächtigen Überlieferung seiner Bibelglossen allmählich absinkend über Deutschland verbreitet. ‚Schriftsprache‘ wäre schon deshalb richtig, weil es sich hier überall um Geschriebenes handelt. Die Bezeichnung wird aber auch in ihrem heutigen Sondersinne nicht dadurch unrichtig, daß ihre Grundlage nach Ort und Zeit so schmal ist. Hier war die höchste Entwicklung des Karolingischen Deutsch erreicht‘.

So läßt sich genug beibringen, um zu belegen, daß dem Aufkommen des Sprachgedankens in ahd. Zeit eine deutliche hochsprachliche Entwicklung zugeordnet war. Und insbesondere finden wir im zweiten Drittel des 9. Jahrhunderts hoch- und schriftsprachliche Formen, die sowohl dem Einzugsbereich wie der Wirkung nach geeignet waren, der wachsenden Idee *diutisk* in ihrem Kern soviel Gehalt zu geben, daß sie schließlich den Ansatz der Volksidee tragen konnte. Wenn wir hier vor allem die schriftsprachliche Seite hervorheben, so ist damit nicht gesagt, daß die anderen hochsprachlichen Funktionen nicht zur Geltung gekommen wären. Die Art, in der das Mundartliche überbaut wurde, ist namentlich in der Entwicklung von Fulda und Reichenau eindrucksvoll zu beobachten. Und daß diese ahd. Anfänge ganz besonders der Aufnahme von Ergebnissen

fremder Sprachen dienten, ergibt sich bereits aus der engen Bindung der Schreibschulen an die Klöster. Man hat an dieser Eindeutigkeit namentlich lateinisch-kirchlichen Sprachgutes gerne die Schwächen und Unvollkommenheiten hervorgehoben. Aber wer einmal die Bestleistungen der Übersetzerarbeiten durchgeht, wird auch diesen hochsprachlichen Wirkungen besser gerecht werden; man denke etwa an das, was nach lateinischem Vorbild im Bereich der Zeitformen an neuen Sehweisen hinzugewonnen wurde (H. Brinkmann), oder an die vielgestaltigen Versuche, in den abgestuften Formen der Lehnbildungen, vom Lehnwort über die Lehnprägung bis zur Lehnbedeutung hin, Gedanken faßbar zu machen, die schließlich nach vielen Ansätzen doch zu unentbehrlichen Bestandstücken des Deutschen geworden sind (W. Betz). - So kam in alledem doch das Eigengesetz der Hochsprache zur Geltung und damit jene voranführende Wirkung, die dem Gedanken des Überbauens der Mundarten seine eigentliche Triebkraft verleiht. Und damit war nicht nur die angelegte Sprachgemeinschaft in die Wechselwirkung gegenseitiger sprachlicher Förderung gelangt; es waren zugleich so viele aus der verwirklichten Sprachgemeinschaft erwachsende Möglichkeiten spürbar, daß jenes Gefühl der Zusammengehörigkeit, des Aufeinanderangewiesenseins, der natürlichen Ergänzung lebendig wurde, das die Grundlage jedes von innen gewachsenen, dauernden und fruchtbaren Volksbewußtseins ist. So verstehen wir auch von der rein sprachlichen Entwicklung aus, daß die Zeit um 900 reif war, um einen dem Leitbild erfüllter Sprachgemeinschaft zugeordneten Volksbegriff so wirksam werden zu lassen, daß er immer mehr Lebensgebiete erfaßte, bis hin zu der seither spürbaren Idee des *regnum Teutonicorum*. Und die geschichtliche Kraft der Muttersprache ist so stark geworden, daß sie seither diesen Zusammenhalt vom Geistigen her sichern konnte gegen alle Gefahren, die ihn bedrohten. Wir müssen die Stärke der aus der bewußten Sprachgemeinschaft erwachsenen Bindung um so mehr hervorheben, als die Weiterentwicklung im Sprachlichen selbst zunächst diesen Anfängen nicht entsprach. Die spätere Geschichte des Althochdeutschen ist eher die eines Verfalls als eines Wachstums. Geben wir noch einmal dem besten Kenner das Wort: „Wie eingengt, wie schwach aber dies geschriebene Althochdeutsch immer noch war, könnte man schon daraus ersehen, daß es fast verschwand, als das König- und Kaisertum an die Niederdeutschen über-

ging. Es ist, als hätte es auch in seinen alten Grenzen doch eines besonderen Schutzes bedurft: der fehlte jetzt, und nun brach auch der Ungarnsturm herein, der so manche Schreibstätte zerstörte oder veröden ließ. Es bleibt oft wenig mehr als das Weitergeben halb unterirdischer Glossen, alter und neuer, das noch seiner Prüfung harret. Sonst müssen wir uns aus lateinischen Berichten vergewissern, daß und wie damals die einheimische Dichtung weiterlebte, z. T. gerade in den Hauptorten der Ottonen, die nun auch dem Hochdeutsch zur Kolonisation im Sachsenlande verhalfen' (G. Baesecke). Gewiß geht das, was in ahd. Zeit namentlich im Religiösen erarbeitet war, nicht ganz verloren (Th. Frings); aber die Kontinuität sinkt ins örtlich Beschränkte zurück. Das eine ist sicher: von einer stetigen Weiterentwicklung der hochsprachlichen Ansätze kann im 10. Jahrhundert keine Rede sein. Zwar hat die Sprachgeographie Belege für das Übergreifen sächsischer Bildungen nach Mittel- und Süddeutschland in dieser Zeit, und sie bezeugen uns die weitere Wirksamkeit der *deutschen* Spracheinheit (F. Maurer). Aber im Hochsprachlichen ist uns wenig greifbar, und die erstaunlichen Sprachleistungen, die Notker der Deutsche im Ausgang des 10. Jahrhunderts vollbrachte, sind so wenig allgemein und dauerhaft, daß G. Baesecke mit ihm geradezu die hochsprachliche Entwicklung des Althochdeutschen abbrechen läßt: 'es ist das hineingeborene Geschick des Althochdeutschen, daß es mit Notker noch einmal und von einem einzigen getragen aufstieg und mit seinem Tode abstürzte, nun auf immer'.

Überschaut man diesen sprachlichen Gang der althochdeutschen Zeit, so erkennt man erst recht die Einmaligkeit der Umstände, die dieser selbst noch mit allen Schwierigkeiten des Anfangs behafteten Sprachform die Gelegenheit gaben, in der Wechselwirkung mit ihrer Sprachgemeinschaft so nachhaltig zu wirken, daß sie der wachsenden Volksidee den Weg weisen konnte. Es bleibt eine der folgenschwersten Tatsachen der deutschen Geschichte, daß hier eine Idee aufleuchtete, deren Stärke bezwingend war, auch wenn ihre Erfüllung noch der Zukunft vorbehalten blieb. Und wer die geschichtlichen Daten nebeneinander hält, möchte fast etwas Symbolisches darin sehen, daß die Muttersprache, nachdem sie durch ihre verstärkten Wirkungen der Idee *Deutsch* zum Durchbruch verholfen hatte, zunächst wieder zurücktrat in die Unauffälligkeit, mit der sie immerfort ihre volkhaften Leistungen für jede Sprachgemeinschaft vollbringt.

### 3. Das höfische Deutsch

Wenn man wie G. Baesecke mit dem 10. Jahrhundert einen Abbruch der althochdeutschen Sprachentwicklung ansetzt, so ist das natürlich richtig zu verstehen. Die Entwicklung stand nicht von einem Tag zum andern still; die Schreibstuben starben nicht plötzlich aus. Noch weniger ließen sich die Sprachwellen aufhalten, die in dem Vortragen der Sprachneuerungen von Ort zu Ort, von Mittelpunkt zu Mittelpunkt die deutlichsten Wegweiser für Gang und Richtung der Strömungen des Lebens sind. Vielleicht sind Vorgänge wie die Nord-Süd-Wanderung der r-Metathese (*brunn - born*) mit F. Maurer als Hinweise dafür zu fassen, daß die Zeit der Sachsenkaiser den Gedanken der *deutschen* Einheit weiterpflegte. Zum mindesten zeugen sie für ein gewiß dem Wechsel der Schwerpunkte folgendes, aber nie aufhörendes Wirken der gewachsenen Sprachgemeinschaft. Aber was sich geändert hatte, das war die Bewußtheit hochsprachlicher Strebungen und die Ausstrahlungskraft der Mittelpunkte, an denen diese ansetzen konnten. Die Rolle der Klöster hat sich in den Reformversuchen des 10. und 11. Jahrhunderts zunehmend gewandelt. Und vor allem konnte das, was der Hof der Karlinger an hochsprachlichen Entwicklungen angebahnt hatte, durch die Ottonen nicht gradlinig fortgesetzt werden. Was auf lange Sicht eine Quelle von Bereicherung und Erneuerung nicht nur für die Sprache war, das wechselnde Hervortreten der Stämme und kulturellen Mittelpunkte, das war zu Beginn des Weges zur Hochsprache eher ein Hindernis, und mancher Ansatz mußte abbrechen, ehe er in einer dauerhaften Entfaltung seiner Möglichkeiten wirksam geworden war.

So ist denn auch die geschichtliche Wirksamkeit der deutschen Sprache in den ersten Jahrhunderten des erneuerten *Imperium Romanum* nicht in auffälligen Erscheinungen zu verfolgen. Sie rückt eher in den Hintergrund auf manchen Lebensgebieten, auf denen sie schon namhafte Leistungen zu verzeichnen hatte; was uns von Dichtungen des 10. und 11. Jahrhunderts erreicht hat, ist fast ausnahmslos in lateinischer Sprache niedergelegt, auch dort, wo der einheimische Untergrund sichtbar ist. Aber sie muß doch im Allgemeinbewußtsein eine festere Stellung gehabt haben, als es danach scheinen möchte. Mag auch Notker der Deutsche um die Jahrtausendwende eine einsame Höhe darstellen, sein geläufiger Gebrauch von *in diutiskun* ‚auf deutsch‘ allein würde uns bestätigen, daß seiner Zeit die Rede von der *deutschen*

Sprache geläufiger war als noch der Umgebung Otfrids von Weißenburg. Und wo uns dann wieder ein beachtlicheres Zeugnis deutscher Dichtung begegnet, im Annolied des ausgehenden 11. Jahrhunderts, da fehlen auch in dem überraschend vollständigen und betonten Kreis der *diutischiu liute* und der *diutschiu lant* nicht die, die *diutischin sprechin*.

Vielleicht ist es kein Zufall, daß gerade dieses erste verstärkte Betonen der Idee *Deutsch* in einem Zeugnis aus dem Kölner Raum auftritt. Der Gedanke liegt nahe, daß die Gebiete westlich des mittleren Rheins, die bei der Entfaltung des ahd. *diutisk* einmal eine Rolle gespielt haben, aus dem Fortbestehen der dabei wirksamen Bedingungen auch später noch Anstöße gewannen. Beobachtungen über Form und Verwendung treffen zusammen, um die Weiterentwicklung des Gegensatzpaares *deutsch-welsch* als von dorthier besonders bestimmt erscheinen zu lassen. Und was das Annolied allgemein erkennen läßt, das bekräftigen für die Sprache die Kölner Schreinsurkunden, in denen schon im 12. Jahrhundert das Deutsche angewandt wird. So glaubte man auch, daß manche sprachlichen Wellen der Salierzeit (Mouillierung wie *Kinder* zu *Kinger*; Vordringen von *i*, *u*, *ü* gegen *ie*, *uo*, *üe*) in ihrer Verbreitung mindestens zum Teil auf Anstöße aus dem Kölner Raum zurückgingen. Für eine landschaftliche Schriftsprache mindestens war dort der Boden offenbar schon im ausgehenden 11. Jahrhundert gut vorbereitet.

Aber solche landschaftlichen Ansätze, wie sie unter vergleichbaren Bedingungen auch anderwärts bestanden haben, konnten die für die Vertiefung der *deutschen* Sprachgemeinschaft nötige Stärke nicht erreichen. Sie wurden auch bald überholt durch die Sprachform, in der das Mittelhochdeutsche seine Hochblüte erreichte, die höfische Sprache. Es ist hier nicht der Ort, um die weitläufigen Erörterungen über die Entstehung, Verwendung, Geschlossenheit, innere und äußere Reichweite dieser Form deutscher Sprache vorzutragen. Uns kommt es darauf an, ihre geschichtliche Wirksamkeit abzuschätzen und in diesem Sinne aufzuzeigen, was sie zur Erfüllung der deutschen Sprachgemeinschaft beitragen konnte. Die wichtigsten Gesichtspunkte sind folgende: Die höfische Sprache hat über ein Jahrhundert hindurch die stärksten sprachlichen Kräfte entfaltet. Wenn man sie im wesentlichen der Zeit der Hohenstaufen zuordnet, so wird das gerechtfertigt dadurch, daß Aufkommen, Blüte und Verfall des höfischen Rittertums diesem

Zeitalter im Kulturellen das Gepräge gaben. Insbesondere ist die Blüte höfischer Sprache auf die Jahrzehnte um 1200 zusammengedrängt. Die Reichweite höfisch-ritterlicher Sprache übertrifft alles, was wir bisher an überbauenden Sprachformen im deutschen Raum antrafen. Wie verschiedener Herkunft auch die Träger der höfischen Dichtung gewesen sind, - die Sprache ihrer Werke zeigt sie alle unter dem bestimmenden Einfluß eines einheitlichen Sprachwollens. Zum mindesten werden auffällige mundartliche Sonderzüge gemieden, und es sind nur geringfügige Spuren, an denen sich etwa die oberdeutsche Heimat Hartmanns von Aue oder Walthers von der Vogelweide genauer fassen ließe. Auch niederdeutsche Dichter wie Albrecht von Halberstadt ordnen sich bewußt ein, und bereits an dem Sprachgebrauch eines der frühesten, Heinrichs von Veldeke, läßt sich das Vermeiden niederfränkischer Eigenarten dort beobachten, wo er sich an einen höfischen Hörerkreis wendet. In diesem Sinne ist die höfische Sprache sicher das eindrucksvollste Zeugnis für ein Sprachwollen, das in dem Zurückdrängen der sondernden Eigentümlichkeiten eine gesamtdeutsche Geltung erstrebt.

Dieser übermundartliche Charakter erschwert auch die Antwort auf die Frage, auf welcher landschaftlichen Grundlage die höfische Sprachform erwachsen ist. Man hat aus der Bindung der ritterlichen Blüte an die staufische Machtentfaltung auch eine räumliche Beziehung zwischen höfischer Sprache und staufischen Kernlanden abgeleitet. Davon dürfte so viel haltbar sein, daß das nördliche Schwäbische zusammen mit Teilen des Ostfränkischen als das Gebiet angesehen werden kann, in dem sich die meisten lautlichen Züge der höfischen Sprache als bodenständig wiederfinden. Es scheint allerdings, als ob das Bild unserer Textausgaben noch zu sehr durch die Vorstellung eines ‚Normalmittelhochdeutschen‘ bestimmt wäre. Und die Frage gewinnt noch ein besonderes Aussehen dadurch, daß die Sprachgeographie wenig Zeugnisse für eine merkliche sprachliche Ausdehnungskraft dieses Raumes in staufischer Zeit kennt.

Gerade dadurch werden wir verstärkt darauf hingewiesen, daß die Daseinsbedingungen der höfischen Sprache eher unter einem anderen Gesichtspunkt faßbar werden. Das höfische Deutsch ist die Standessprache der ritterlichen Welt. Und so folgt auch ihre Entwicklung dem Verbreitungszug des Rittertums in Deutschland. Was für die französischen Lehnwörter des Ritterwesens, für den Ein-

schlag niederfränkischer Bestandteile offensichtlich ist, das geht auch in der Weiterentwicklung nicht verloren und läßt die schließlich vorbildliche Sprachform nicht so sehr als Ausprägung einer bodenständigen Entwicklung erscheinen, sondern als Einformung eines aus vielen Quellen gespeisten Ertrages in die Sprachübung der vorherrschenden Gruppe. Es kann also die höfische Sprache in ihrem Bestand und in ihrer Wirkungskraft nur verstanden werden aus den Lebensbedingungen des Rittertums im staufischen Reich. Und diese Bedingungen sind im Großen zu kennzeichnen als Einbeziehen Deutschlands in eine europäische Bewegung, die nach langer Vorgeschichte bereits die Zeichen einer kommenden Wende trug. In diesem Sinne hat auch die höfische Sprache etwas von dem Charakter einer Spätblüte.

Man kann das am besten erkennen, wenn man die ritterliche Sprache befragt, in welcher Weise sie ihren hauptsächlichen Gedankengehalt gestaltet hat. Man braucht nicht in den Vordergrund zu stellen, was an dem höfischen Epos zunächst auffällt, die Fülle des Fremdgutes, in dem Ritter und Burg, Kampf und Turnier uns begegnen; das geht vorwiegend die äußere Seite des Ritterwesens an und bleibt so weit vom Wesentlichen entfernt, daß die Dichtung Walthers von der Vogelweide fast ohne aufdringlichen Gebrauch von *tjoste* und *massenîe*, von *armîe* und *parlieren* auskommt. Es gilt zu Recht, daß der Kern des Ritterwesens, sein sittlicher Gehalt und seine wesenhaften Äußerungen mit altem einheimischem Sprachgut gefaßt sind: *êre*, *triuwe*, *hoher muot* und wie alle die Rittertugenden heißen, sind gewiß neu gewertet, aber durchaus im Anschluß an die überkommenen Gehalte, und selbst dort, wo der Mitklang fremder Vorbilder so deutlich ist wie in der Dreiheit des *utile*, *honestum* und *summum bonum* läßt Walthers *varndez guot*, *êre* und *gotes hulde* nicht das Gefühl der Fremdheit aufkommen. Und doch steht die Art, wie das alte Sprachgut noch einmal den Notwendigkeiten einer neuen Zeit gefügig gemacht wird, im Zeichen einer Spätblüte, auch von der eigenen sprachschöpferischen Kraft aus gesehen. ‚Nicht Wortschöpfung, sondern Bedeutungswandel ist die Arbeit der ritterlichen Dichter an der deutschen Sprache. Immer neu wird das, was man an Wörtern hat, gruppiert, wechselseitig in immer andere Beziehungen gesetzt. Reizvoll zu sehen ist es, wie vielfältig schillernd diese Sprache, besonders in der Lyrik, ist, wie viele Schattierungen das gleiche Wort erhalten kann‘ (F. Karg). So erscheint vieles in der höfi-

schen Sprache als letzte Verfeinerung, als Anpassung uralten Sprachbesitzes an die Einmaligkeit ritterlichen Lebens, und damit eben doch zugleich als ein Abschluß, dem weder der Tiefe noch der Breite nach eine Dauerwirkung beschieden sein konnte.

So mußten denn Bestand und Wirkung der höfischen Sprache mit dem Absinken der ritterlichen Kultur auch zu Ende gehen. Mit ihrer Kennzeichnung als einer ‚ständisch begrenzten Gemeinsprache‘ (A. Bach) ist wohl das Höchste umschrieben, was sie zur Erfüllung deutscher Sprachgemeinschaft beitragen konnte. Betonen wir nochmals: sie ist eine der schönsten Blüten am Stamme deutscher Sprache; aber der verfeinerte Formwille, der ihr über die Anlässe höfischen Lebens und die Gelegenheiten dichterischer Verwendung hätte Leben verleihen können, war nicht in dem Sinne Allgemeingut, daß die ihr aus den drei Wurzeln der überlandschaftlichen Geltung, der Anverwandlung fremden Sprachgutes und des eigenen Gestaltungswillens zuwachsenden Kräfte dauerhafte Wirkungen hätten zeitigen können. Die ständische Bindung bestimmt das höfische Deutsch von allen Seiten: nicht nur in dem Kreis seiner Träger und dem Umfang seiner Verwendung; ständisch gebunden sind auch wesentliche Teile seines Gehaltes, die Blickpunkte seines Begreifens und die Maßstäbe seiner Wertungen. Und wenn schon der Stärke der Ausprägung nach ‚ein Vergleich mit der Gemeinsprache unserer Tage kaum angängig ist‘ (A. Bach), so traf sie in der Wechselbeziehung von Muttersprache und Sprachgemeinschaft nur einen so begrenzten Teil der Sprachgemeinschaft, daß ihre Wirkungen das Leben der Gesamtheit nicht entscheidend mitgestalten konnten.

### c) Die Wende des 13. Jahrhunderts

In dieser Lage finden wir also die Muttersprache der Deutschen im 13. Jahrhundert, in einer Zeit, in der immer mehr Bewegungen zusammentrafen, um ihr den Charakter einer Wende auf allen Gebieten des Lebens zu geben, einer Wende, von der auch die Sprache nicht unberührt bleiben konnte. Man wird gewiß nicht zu rasch von Wendezeiten reden dürfen und wird genau zu prüfen haben, was von den Veränderungen, die jedes Jahrhundert bringt, wirklich eine tiefere Bedeutung hat. Aber die Wandlungen, die sich im 13. Jahrhundert ankündigen und vollziehen auf den Gebieten des Geistigen, des Staatlichen, des Wirtschaftlichen erscheinen so umwälzend, daß die Neigung

mancher Historiker, hier den Anfang der europäischen Neuzeit zu sehen, wohl verständlich ist. Jedenfalls ist für Deutschland die Wendung zu neuen Formen des Lebens allenthalben zu beobachten. Was die bildende Kunst mit dem Übergang von der Romanik zur Gotik am augenfälligsten zeigt (die Pläne, die schon ausgereift waren, als 1248 der Grundstein zum Kölner Dom gelegt wurde, mögen die Einordnung veranschaulichen), das hat sein Gegenstück in der Philosophie (Albertus Magnus 1193-1280), im Religiösen (Schriften der Mystik seit der Mitte des Jahrhunderts), im Kirchlichen (rasches Wachsen der Franziskanerklöster seit 1220). Die grundlegende Veränderung im staatlichen Bereich kommt in den Bedingungen, die zum Interregnum, der ‚kaiserlosen Zeit‘ führten, deutlich zum Ausdruck; die neue Stellung der Territorialfürsten seit 1223, das Aufstreben der Nachbarstaaten sind ebenso im Auge zu behalten wie die Auswirkungen gesamteuropäischer Veränderungen, wie des Abtretens von Byzanz 1204, der Festsetzung der Mongolen in Kiew (1240), des Abklingens der Kreuzzugsbewegung usw. Nimmt man hinzu die gesellschaftlichen Veränderungen, die sich im Verfall des Rittertums zeigen, die neuen wirtschaftlichen Bedingungen, die in dem Aufblühen des Städtewesens sichtbar werden, so wird man den ‚neuen Geist‘, das geänderte Grundverhältnis zu den beherrschenden Kräften des Lebens weder übersehen noch leugnen können. Sollten in diesem Geschehen die sprachlichen Kräfte unberührt und untätig geblieben sein? Wir haben tatsächlich Hinweise genug, daß sich im 13. Jahrhundert auch die Einstellung der Deutschen zu ihrer Muttersprache ändert. Und indem wir diese Anstöße in ihrem Verhältnis zu den Bedingungen des gesamtdeutschen Sprachraums sehen, werden wir aufs neue auf den Gedanken der Wechselwirkung geführt, zu der Einsicht, daß sprachliche Verhältnisse, so sicher sie durch die Sprachgemeinschaft herbeigeführt sind, nun ihrerseits zurückwirken, als Anstöße so gut wie als Hemmnisse, aber immer mit der Kraft des ‚objektivierten Geistes‘.

### 1. Neue Anforderungen und Möglichkeiten

Wenn wir nach Stellen ausschauen, an denen eine veränderte Einstellung zur Muttersprache sich bemerkbar machen konnte, so kann die Überlegung voranhelfen, welche Anforderungen die Zeit auf dem Gebiet der Sprachstellung, und welche Möglichkeiten für den Einsatz der Muttersprache gegeben waren.

In beidem handelt es sich nicht um festliegende Übungen, und insbesondere eine Zeit, die so unter der Vorherrschaft einer wesentlich literarischen Kultursprache stand wie das europäische Mittelalter unter der des Lateins, wird hier immerfort Spannungen in dem Verhältnis zu den Landessprachen spüren.

Wer die Haltung des Mittelalters auf sprachlichem Gebiet verstehen will, muß ja in erster Linie das Grundverhältnis der europäischen Landessprachen zu der Stellung des Lateins als der gemeinsamen Schriftsprache beachten. Über die europäische Bedeutung des Lateins braucht man kein Wort zu verlieren. Ein jeder weiß, welche Verbreitung die Sprache Roms mit dem Wachsen des römischen Imperiums gewonnen hatte, und wie dauerhaft ihre Wirkungen als Kultursprache des westlichen Mittelmeerraumes und als Landessprache der ganzen Romania geblieben sind. Ebenso bekannt ist, wie dann auch nach dem Untergang des römischen Reiches das Latein als Sprache der Kirche nicht nur den staatlichen Verfall überdauert hat, sondern nun als Sprache des römischen Christentums zu neuer, und womöglich noch gesteigerter Wirksamkeit gelangte. In fast allen mittel- und westeuropäischen Ländern war das Latein nicht nur die Grundlage im Religiösen, sondern auch der Ansatz für alle an schriftsprachliche Überlieferung gebundenen Bereiche des Wissens; in dieser Rolle der Schriftsprache beherrscht das Latein weite Gebiete des mittelalterlichen Geistesleben (zum Mlat. vgl. L. Bieler).

Dieser Zustand hatte viele Vorteile, aber auch unverkennbare Nachteile. Man wird die Vorteile heute weniger übersehen als je: was die Vermittlung des klassischen Erbes für jedes einzelne Volk, und die Gesamtwirkung des Lateins für die Bildung des Abendlandes (und für ganz Europa) zu bedeuten hatte, läßt sich leicht ermessen an der Frage, wie es wohl um Europa stünde, wenn auch das Latein durch den Sturm der Völkerwanderung ausgelöscht worden wäre. Das Latein war für diese Zeiten nicht nur ein Vorteil, sondern geradezu eine Notwendigkeit, und die feste Stellung, die es sich auch noch im geistigen Leben des Mittelalters bewahrte, ist nur zu begreiflich. - Aber auf die Dauer mußten sich auch die Nachteile bemerkbar machen, die aus dem Nebeneinander zweier Sprachen notwendig entspringen. Jede Sprache ist eine Ganzheit eigener Prägung; in ihrem Weltbild, ihren Wirkungsrichtungen gestaltet sie sich einen Einflußbereich von eigener Gesetzlichkeit, und in dem Anspruch der Mutter-

sprache steckt die aus dem Grundgesetz der Gliederung der Menschheit in Sprachgemeinschaften herrührende Forderung der Ausschließlichkeit (wodurch die sekundäre Aneignung weiterer Sprachen nicht gehindert ist). So erscheint es unmöglich, die Lebensäußerungen einer Gemeinschaft auf verschiedene Sprachen zu verteilen, ohne daß dabei ernsthafte Gefahren entstehen: Aufspaltung der Sprachgemeinschaft in solche, die sprachlichen Zugang zu allen Bereichen haben, und solche, denen die Vorbedingungen dazu fehlen; Aufspaltung der Lebensbereiche (auch über manche immer notwendige fachliche Besonderung hinaus) nach verschiedenen Mittelpunkten der sprachlichen Verarbeitung, wodurch notwendig der volle Kreislauf des sprachlichen Arbeitens unterbrochen wird. Solche Verhältnisse lassen sich bis zu einer gewissen Grenze ertragen, und zwar um so eher, je besser die normale Form gefunden wird, in der dieses Nebeneinander zu einem Miteinander werden kann. Dem Sinne des Gesetzes der Sprachgemeinschaft entspricht es am ehesten, daß die Ergebnisse, zu denen die verschiedenen Sprachen gelangt sind, im Austausch fruchtbar gemacht werden, und zwar in der Form der Anverwandlung von Hochsprache zu Hochsprache. So wird einerseits die nötige Mannigfaltigkeit der Gesichtspunkte beim ‚Umschaffen der Welt in das Eigentum des Geistes‘ gesichert; anderseits ist grundsätzlich die Möglichkeit gegeben, daß die für Alle wichtigen Erkenntnisse auch Allen zugänglich werden. Bleibt dieser Weg zu lange verschlossen, so erwachsen aus der Muttersprache der Beteiligten Abwehrkräfte, die alle Schranken zu beseitigen suchen, die der vollen Entfaltung der Sprachgemeinschaft entgegenstehen.

Dieser Zustand war bei den Deutschen offenbar im 13. Jahrhundert erreicht. Es erscheint wie ein Ausschnitt aus einer größeren Bewegung, die damals durch die europäischen Länder geht, und die auf eine zunehmende Wertung der Muttersprache drängt. In Südfrankreich, in Italien hatte ein Bestreben eingesetzt, das schon um 1300 in Dantes *De vulgari eloquentia* einen Höhepunkt erreichte. Es war dabei ein Doppelpes im Spiele. Einmal hatten alle diese Länder in den Hochleistungen ritterlicher Dichtung die Kraft ihrer eigenen Sprache erprobt und die Grenzen, die ihr an vielen Stellen das Latein bot, gespürt. Und das um so mehr, als eines der Kennzeichen der Wende des 13. Jahrhunderts der Übergang zur Laienschriftlichkeit war. ‚Entscheidend war diese Zeitspanne (1220

bis 1260) deshalb, weil in sie ein Kulturwandel fiel, zu dem der sich damals auch für Deutschland durchsetzende Übergang zur Laienschriftlichkeit gehörte. Nur mit ihrer Hilfe wurde eine intensivere, mit einer weltlichen Verwaltung arbeitende Staatsführung überhaupt erst möglich' (F. Rörig). Gewiß lag dem schreibenden Laien ebenso wie dem Territorialfürsten der schriftliche Gebrauch der eigenen Landessprache oft näher als dem Geistlichen, und so wird auch der Wandel im Staatlichen zu einem Anlaß, der neue Anforderungen an die Muttersprache stellt und mithilft, die Vorherrschaft des Lateins auf weiteren Gebieten in Frage zu stellen.

So fehlt es nicht an Anstößen, die auch bei den Deutschen der Muttersprache erhöhte Wirksamkeit verschafften. Ein Lebensgebiet nach dem anderen meldet sich mit seinen Forderungen. Hatte das Latein der Kirche unter der weitsichtigen Anleitung Karls des Großen zuerst begonnen, der Muttersprache den nötigen Platz im Bereich des Religiösen einzuräumen (ein Beginn, der dann allerdings nicht seine folgerichtige Fortsetzung fand), so finden wir nun Rechts- und Staatsleben auch in schriftlicher Form der Muttersprache die Rolle zuweisen, die sie im mündlichen Verkehr immer haben mußte. Nichts ist kennzeichnender als die schriftliche Fassung des einheimischen Rechts im Sachsen- und Schwabenspiegel (1220 bis 1274); selbst ein Eike von Regow fühlte sich erst durch den Wunsch seines Auftraggebers, des Grafen Hoyer von Falkenstein, ermutigt, die erst lateinisch verfaßte Rechtssammlung in die Muttersprache ‚zurück zu übersetzen‘. - Dem geht zur Seite das Urkundenwesen. Jenen frühesten Kölner Schreinsurkunden, die noch ins 12. Jahrhundert zurückgehen, folgen im 13. Jahrhundert mehr und mehr deutsche Urkunden aus anderen Städten, und nicht zufällig bringt das Jahr 1235 mit dem Mainzer Landfrieden das erste deutsch ausgefertigte Reichsgesetz. - Auch die mehr wissenschaftlichen Bereiche erschließen sich der Muttersprache: noch in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts gehören die ersten deutsch geschriebenen Chroniken, und im religiösen Schrifttum bereiten seit 1250 zahlreiche deutsch abgefaßte Bücher der Mystik und der Predigt eine Gestalt wie den Meister Eckehart vor.

Es ist aber nicht bloß eine äußere Ausweitung in der Verwendung deutscher Sprache, sondern auch mancherlei, was auf eine Wandlung des inneren Verhältnisses zur Muttersprache hin-

weist. Der Gedanke vom Recht auf die Muttersprache ist dem deutschen 13. Jahrhundert durchaus geläufig und spricht deutlich aus der Bestimmung des Sachsenspiegels, daß jeder nur in seiner Muttersprache vor Gericht verklagt werden durfte (E. Hoyer). Anderseits wachsen die Spannungen an den Sprachgrenzen. Die von Herzog Mieszko III. und seinen Nachfolgern nach Polen gerufenen deutschen Mönche, Siedler und Bürger sahen sich noch im Laufe des 13. Jahrhunderts in einer Lage, in der Eingaben und Verfügungen des Gnesener Erzbischofs Jacob Swinka die berechtigte Sorge um die muttersprachliche Seelsorge der Einheimischen nicht mehr deutlich abgrenzen von einer Kampfansage gegen das Deutsch der Zugewanderten (Th. Grentrup). Und in diese Spannung gehören auch Zeugnisse wie das oft herangezogene bei Hugo von Trimberg: *Niemen kan ouh wol he-diuten knechtisch, jüdisch und heidenisch, syrisch, windisch, kaldeisch; swer daz mischet in tiutsch getihte, diu meisterschaft ist gar ze nihte.* Das alles sind Anzeichen dafür, daß es mit der Unbeachtetheit, in der die Muttersprache die drei Jahrhunderte der Hochblüte des *Sacrum Romanum Imperium* begleitet hatte, vorbei war. Weder die Selbstverständlichkeit des Besitzes erschien so gesichert, noch die Rangordnung zum Lateinischen so unbestritten wie bisher. Allenthalben erhoben sich neue Aufgaben, zeigten sich neue Möglichkeiten. Wie konnte die deutsche Sprache in der früher geschilderten Lage ihnen entsprechen?

## 2. Grenzen der sprachlichen Kraft der Altstämme

Darüber, daß das Bedürfnis nach einer voranführenden hochsprachlichen Form des Deutschen im 13. Jahrhundert lebendiger als je gespürt wurde, wird kaum eine Meinungsverschiedenheit bestehen; die neu sichtbaren Aufgaben mußten es besonders nachhaltig wach halten. Wie stand es aber mit den beiden anderen Bedingungen, die bei jeder kulturellen Neuerung erfüllt sein müssen: der Reife und dem Anstoß führender Kräfte? War der sprachliche Stand des Deutschen reif, um unter der Hand sprachmächtiger Persönlichkeiten die hochsprachliche Form zu liefern, die all diesen Aufgaben entsprechen konnte? Vom Ergebnis aus müssen wir mit Nein antworten, und die Suche nach den Gründen dieses Versagens führt uns an Grenzen heran, die offenbar mit bestimmten Grundverhältnissen im Aufbau des deutschen Sprachraumes zusammenhängen.

Halten wir zunächst fest, daß die Sonderstellung der höfischen Sprache, die aus ihrer ständischen Gebundenheit folgte, dadurch unterstrichen wird, daß keine der genannten neuen Aufgaben von ihr aus eine Lösung findet. Weder die Kanzlei noch die Rechtssprache, geschweige denn die Mystik oder die Predigt kann auf der Grundlage der höfischen Sprache weiterbauen, es fehlt die Verbindlichkeit, die über das - schließlich zu vervollständigende - Sonderwortgut hinaus dieser Sprachprägung Widerhall und Wirkungskraft hätte geben können. (Damit sollen beschränktere Fortwirkungen der höfischen Sprache nicht geleugnet werden.)

Wie sah es mit anderen Ansätzen aus? Wenn es noch eines Beweises für die Dringlichkeit der neugestellten sprachlichen Aufgaben bedürfte, so würde er geliefert durch die Vielfalt von gleichzeitigen Versuchen schriftsprachlicher Art. Das frühe Auftreten deutscher Sprache in den Kölner Urkunden ist ein Ausschnitt aus einer Entwicklung, die besonders durch das wirtschaftliche Leben bedingt wurde. War sie an dieser Stelle zugleich begleitet von einer noch vorhöfischen landschaftlich-rheinischen Literatursprache, so setzt sie sich an anderen Stellen in der Form einer reineren Geschäftssprache durch. Im 13. Jahrhundert ist bereits im Einflußbereich der Hansa eine niederdeutsche Schreibsprache entwickelt, die dem Charakter der norddeutschen Städte als Mittelpunkten großräumigen Handels entsprechend sich als eine Verkehrssprache ohne allzu starke örtliche Bindungen darstellt. Vielleicht sind hier selbst bereits Anregungen aufgenommen, die von der frühen Blüte der flämischen Städte ausgingen. Dort liegen besonders frühe Ansätze von Schriftsprache vor, die zugleich so rasch und weit über die geschäftlichen Bedürfnisse der Verkehrssprache hinauswachsen, daß sie bereits im 13. Jahrhundert Schriftwerke von bleibendem Wert ermöglichen und als Grundlage für die weitere Entwicklung einer *dietschen* Schrift- und Hochsprache wirksam bleiben. - ,Schreibsprachlandschaften‘ bereiten sich zur gleichen Zeit auch anderwärts vor. In Süddeutschland, dem Charakter namentlich der südwestdeutschen Städte als Nahmarkttorten entsprechend, erscheinen sie besonders fest an die eigene Landschaft gebunden. Es muß damit gerechnet werden, daß auch in diese Schreibsprachen ältere Überlieferung hineinwirkt. ,Diese bestand aus landschaftlich gebundenen Schreibschulen, deren Schreibgewohnheiten einmal an die Überlieferung, dann mehr oder weniger an Eigen-

Schäften der gesprochenen Sprache anknüpften. Das starke Anwachsen der Schreibtätigkeit im 13. und 14. Jahrhundert erschütterte zunächst die Überlieferung dieser Schreibschulen, so daß gesprochene Sprache stärker in die Schreibsprache einfließt, als das etwa im Beginn des 13. Jahrhunderts der Fall war. Wie stark wir mit Schreibschulen rechnen müssen, verrät schon die verhältnismäßig große Flüssigkeit und Glätte der Schreib- und Sprachformen in den ersten deutschen Urkunden des 13. Jahrhunderts' (L. E. Schmitt).

So vielfältig aber auch diese Ansätze von Schreibsprachen waren, so barg doch keiner von ihnen die Möglichkeiten, die zu einer gesamt-deutschen Hochsprache hätten führen können. Die Hindernisse lagen dabei noch nicht einmal vorwiegend in ihrer räumlichen und meist auch sachlichen Begrenztheit; es wirken sich vielmehr vor allem die dauerhaften Bedingungen aus, unter denen der deutsche Sprachraum das ganze Hochmittelalter hindurch stand. Mit besonderem Nachdruck hat Th. Frings darauf hingewiesen, daß 'der politisch und kulturell zerrissene Boden des Altlandes die Kraft zur Bildung einer geeinten deutschen Hochsprache verloren' hatte. Diese Ansicht stützt sich auf Beobachten und Abwägen der inneren und äußeren Kräfte der deutschen Sprachlandschaften im Verlauf des Mittelalters. Wir heben davon so viel heraus, wie für unser Hauptvorhaben, die Erkenntnis der geschichtlichen Kraft der deutschen Sprache, wichtig ist.

Es ist noch einmal auszugehen von der Tatsache, daß am Anfang der deutschen Sprache nicht die Gleichheit, sondern die Mannigfaltigkeit steht: nicht ein angesetztes 'Urdeutsch' entwickelt und spaltet sich zu der späteren Gliederung des deutschen Sprachraums, sondern ein festlandgermanischer Raum stellt nach dem Wirbel der Völkerwanderung seine sprachliche Ordnung wieder her und läßt die zusammengehörigen Mundarten über manche uralten räumlichen Bedingungen, über ererbte und erworbene Gegensätze hinweg zu einer neu gewonnenen Einheit zusammenwachsen. Die deutsche Sprache ist also eine Aufgabe, der Sache nach angelegt in unverkennbarer Sprachgemeinschaft, der Verwirklichung nach aber gebunden an eine Vielheit geschichtlicher Bedingungen, unter denen die sprachlichen Kräfte selbst eine wichtige Stelle einnehmen. Erschwert wird diese Aufgabe dadurch, daß in einem so großen Raume naturgemäß Extreme einander gegenüber treten, die je nach dem Zusammenspiel des Ganzen sich zu

Gegensätzen verfestigen oder von einer geeigneten Mitte aus überbaut werden können. Die Ausbildung dieser ‚Mitte‘ ist die Kernaufgabe der deutschen Sprachgeschichte, und die richtige ‚Funktion‘ der deutschen Sprachgemeinschaft hängt weithin davon ab, wie vollkommen diese Mitte den Austausch zwischen allen Einzelgliedern vermitteln und für das Ganze die Aufgaben erfüllen kann, die einer Hochsprache obliegen. Die Stufen ihrer Verwirklichung lassen sich in den Bewegungen verfolgen, die das Hinderliche überwinden und das Überbauende stärken.

Da die Wende des 13. Jahrhunderts eine sprachliche Lage vorfand, in der die hochsprachlichen Ansätze des Althochdeutschen abgebrochen, die des Mittelalters in ihrer Auswirkung begrenzt waren, kam es für die Weiterentwicklung der Hochsprache wesentlich auf die innere Kraft der Sprachräume an, die die bisherigen Ansätze getragen hatten. Wie weit waren alte Gliederungen, wie sie Th. Frings mit Alpendeutsch, Binnendeutsch und Küstendeutsch zu fassen sucht, noch mitbestimmend? Wie weit hatten geschichtlich wirksame Gebilde wie das Fränkische, das Alemannische, das Bayrische, das Sächsische den Notwendigkeiten einer Hochsprache vorgearbeitet?

Die entscheidende Tatsache ist, daß nirgends eine tragfähige sprachliche Mitte zu sehen ist. Im Gegenteil, die Räume, die zu dieser Arbeit des Ineinanderverarbeitens und Oberbaus besonders geeignet waren, erscheinen in ihrer Leistungsfähigkeit eher geschwächt als gestärkt. Das, was Th. Frings, ausgehend von ältestem räumlichem Gegenspiel, verstärkt durch die Spannung von Binnendeutsch und Alpendeutsch, geschichtlich sichtbar in dem Gegensatz von Franken und Alemannen, als sprachliche ‚deutsche Querspur‘ aufzeigt, war unbezungen geblieben. Eine Zeitlang hatte es geschienen, als ob Sprachwellen von beiden Seiten die Furche überspülen und ihre Wirkungen überdecken könnten. So tiefgreifende Sprachneuerungen wie die nordwestliche Diphthongierung von *ô* und *ê* zu *uo* und *ie* und die südliche 2. Lautverschiebung machen nicht im Raum Speyer-Würzburg Halt, sondern die erstere erfaßt den ganzen Alpen-Donauraum, während die letztere, wenn auch gestaffelt, immer weiter nach Norden vordringt. Im 9. Jahrhundert war gerade an jener bedeutsamen Stelle des Rhein-Maingebietes bei Mainz die Möglichkeit einer Überbrückung der Gegensätze, einer Zusammenfassung und Einigung der sprachlichen Kräfte gegeben. Die Ansätze starben mit dem Zusammenbruch

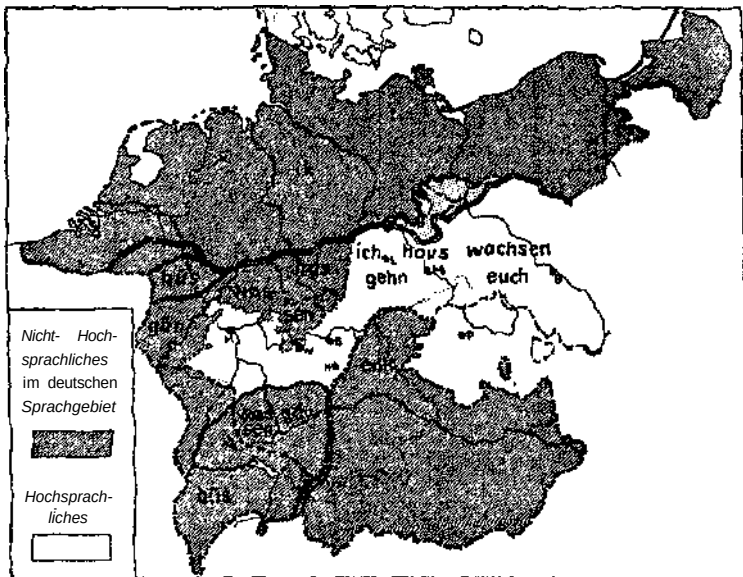
des karolingischen Frankenreiches um 900. Die alte Bruchstelle klaffte tiefer denn je. Die Rheinlinie zerfällt endgültig in zwei Hälften' (Th. Frings).

Diese aus der Verlagerung des staatlichen Schwergewichts folgende sprachliche Lage ist nicht nur gleichbedeutend mit dem Steckenbleiben der Ansätze zu einer althochdeutschen Hochsprache. Sie verbaut auch für Jahrhunderte eine Erneuerung dieser Lösung, weil die natürlichste Linie eines gemeindeutschen Ausgleichs, die Rheinstraße, wirkungslos wurde. Was wir statt dessen finden, ist die Entwicklung von ‚Blöcken‘, die sich mit jeweils eigenem Schwergewicht nebeneinanderstellten. Unmittelbar an der Rheinlinie ‚ein fränkisches Nordwestgebiet, das sich früh und auch weiterhin durch das ganze Mittelalter dem Süden und Südosten und allen Neuerungen öffnet‘. Aber dieser ‚Stufenlandschaft mit dem Kleinstaat als sprachlichem Ordner‘ (Th. Frings) fehlt die Kraft, diese Leistung des Verarbeitens und Aneignens zurückwirken zu lassen zur Stärkung einer tragfähigen Mitte. - Demgegenüber ist der alemannische Südwestblock ein Beharrungsgebiet, das seine sprachliche Kraft nach Süden richtet in fortschreitender Eindeutschung der Westalpengebiete. Die außerordentliche politische Zersplitterung wirkt selbst in der staufischen Blütezeit so stark, daß die ‚südwestdeutsche Sprache nicht in dem Maße die Sprache einer geschlossenen Landschaft in einer flächenmäßig geschlossenen Macht war, wie das die fränkische oder die sächsische gewesen ist‘. Zum guten Teil als Folge der Bedingungen der Siedlung hat der Südwesten nicht den Charakter einer wirkungskräftigen Kernlandschaft gewonnen. ‚Dieses Schicksal teilt die Sprache: das Oberrheinland, der Südwesten ist sprachliches Rückzugsgebiet geworden‘ (F. Maurer). - Eigenartig ist die Konstellation der Bedingungen, die die sprachliche Wirkungskraft des bayrischen Südostens bestimmen. Die Möglichkeit zur Bildung eines Flächenstaates war günstiger als in den bisher besprochenen Gebieten; aber sie kam erst verhältnismäßig spät zur vollen Wirkung, sei es, weil sie in der Doppelheit einer bayrisch-wittelsbachischen Westhälfte und einer österreichischen Osthälfte verlief (Th. Frings), sei es, weil Bayern ‚in den früheren Jahrhunderten am meisten abseits und selbständig geblieben war, deshalb die sprachlichen Neuerungen nicht aufgenommen hatte‘ (F. Maurer) und so auch erst später sein volles Gewicht im Ganzen geltend machen konnte, als es ihm sonst zugestanden hätte. Es kommt

hinzu, daß die bayrische Westgrenze sprachlich recht stark unterstrichen ist und daß der Weg, auf dem der Austausch vor allem mit der Rheinstraße erreicht werden konnte, dadurch noch verlängert wurde. So stark die sprachlichen Anstöße sind, die später, als das Schwergewicht des Reiches nach dem Südosten verlagert wurde, etwa mit der Diphthongierung von *î, û, ü* große Teile des deutschen Sprachgebietes erfaßten, - bei der entscheidenden Wende des 13. Jahrhunderts war dieser Einschlag noch wenig spürbar, und für diese Zeit gilt jedenfalls, was Th. Frings über die sprachliche Stellung des Donauraumes sagt: ‚Er zeigt sprachliche Einigung in sich, schriftsprachliches und verkehrssprachliches Einheitsstreben; neue Bewegungen gingen von ihm aus. Die sprachliche Einigung Deutschlands aber konnte auch von ihm nicht kommen.‘ - Wie die sprachlichen Kräfte des sächsischen Niederdeutschlands vor allem durch die Ausbildung der hansischen Verkehrssprache angezogen wurden, und wie die alte Eigenstellung des Küstendeutschen sich im niederländischen Dietsch früh eine zu feste Ausprägung schaffte, als daß von diesem äußersten Rande her das Geschehen wesentlich hätte mitbestimmt werden können, war schon zu sagen.

Das ist der Befund, der zu der Frage führt, was dann noch übrig blieb als mögliche Grundlage und voranführende Kraft für die Verwirklichung des so dringlich gewordenen Strebens nach einer gesamtdeutschen Hochsprache. Um das zu veranschaulichen, ist eine Karte sehr dienlich, in der Th. Frings - zwar vom Erfolg und vom heutigen Stand aus, aber doch dem Grundgesetz der geschilderten Kräfteverteilung entsprechend - darstellt, ‚wo wesentliche Stücke der neudeutschen Schrift- und Hochsprache in der gesprochenen Sprache des Volkes nebeneinanderliegen‘. In dem Ausgrenzen der Gebiete, die dem nhd. *ich* das niederdeutsche *ik*, dem nhd. *euch* das südöstlich-bayrische *enk*, dem nhd. *wachsen* das west- und niederdeutsche *wassen*, dem nhd. *haus* das südwestlich-alemannische, rheinische, hessisch-thüringische, niederdeutsche *hûs*, dem nhd. *gen* das südwestlich-alemannische, rheinische, niederdeutsche *gân* entgegenstellen - jedes einzelne davon als Beispiel für wichtige sprachliche Züge -, hebt sich ein verhältnismäßig kleines Gebiet heraus. ‚Wir stoßen auf das schmale Band der Mainstraße, auf die Straße Mainz, Würzburg, Bamberg, die Straße geistlicher Staaten. Das ist gewiß eine Herzlage und eine Sammelstelle, auf die wir schon einmal stießen, aber ohne staatliche Bedeutung, ohne

Stoßkraft, in Eigenleben befangen wie die anderen Räume.' Das Betrachten dieser Karte läßt eines unmittelbar erkennen: wenn dies alles war, was als mögliche ‚Mise‘ für die neuen sprachlichen Anforderungen zur Verfügung stand - und für das 13. Jahrhundert ist das Band eher noch schmaler und schwächer anzunehmen -, dann war eine Lösung der Aufgabe auf dieser Grundlage unmöglich. Dann besteht die Folgerung von Th. Frings zu recht: ‚Denn deutsche Altland war die Kraft der sprachlichen Einigung entschwunden‘.



Hochsprachliches und Nichthochsprachliches  
im deutschen Sprachgebiet

(Nach Th. Frings, Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache, Hakke 1948, S. 90, Karre 42.)

### 3. Die zusätzliche Sprachkraft des Ostraumes

In der Art, wie sich uns die Muttersprache in der deutschen Geschichte des Hochmittelalters darstellte, war eigentlich nicht allzuviel von ihrer geschichtlichen Kraft sichtbar. Gewiß, ihre primäre Leistung mit dem Schaffen und Erhalten der geistigen Einheit der Sprachgemeinschaft ist unverändert. Aber darüber hinaus ist ihr Eingreifen in die Geschichte auf dem Wege der Wechselwirkung zwischen der Muttersprache und den Zielsetzungen der Sprachgemeinschaft als ganz schwer zu erkennen. Die großen Entwicklungslinien der Sprache erschienen uns als durch räumliche, staatliche, politische Verhältnisse bedingt, die Möglichkeiten der Entwicklung zur Hochsprache durch den Wechsel der Herrscherhäuser, die Verlagerung der politischen Schwerpunkte u. a. entscheidend beeinflußt. Ist nicht doch im Grunde das sprachliche Leben in viel höherem Maße eine Folge als eine **Trie b k r a f t** der geschichtlichen Entwicklung?

Unsere Überlegungen hatten von vorneherein zu betonen, daß die Muttersprache unter den geschichtlichen Kräften eine der ‚selbstverständlichsten‘ ist, daß sie für gewöhnlich ihre Leistungen unauffällig und unbeachtet vollbringt, und daß wir schon besonders günstige geschichtliche Zeitpunkte suchen müssen, um deutlichere Hinweise auf die Art ihrer Mitwirkung zu finden, Stellen, an denen nachweislich Anstoß und Führung nur aus sprachlichen Bedingungen entstammen können. Einen solchen Zusammenhang der Bedingungen läßt die Fortentwicklung der hochsprachlichen Ansätze im Deutschen erkennen.

Die Grenzen für alle auf die Hochsprache (und damit auf die volle Erfüllung der Wechselwirkungen zwischen Sprache und Sprachgemeinschaft) zielenden Entwicklungen hatten sich bisher von drei Seiten aus gezeigt. Einmal im **Ansatz**, insofern die in dem möglichen Anwendungsbereich gegebenen Forderungen sie nicht über Standessprachen hinauswachsen ließen. Sodann in der **inneren Stoßkraft**, insofern selbst eine Hochblüte wie die höfische Sprache stärker eine letzte Verfeinerung von Überkommenem als ein schöpferisches Vorbereiten von Zukünftigem umschließt. Schließlich in der **Breite des Fundaments**, insofern sich eine ‚Mitte‘, an der das in der Idee *Deutsch* selbst vorgezeichnete Ideal des gleichberechtigten Zusammenwirkens aller Stämme hätte wirklich werden können, nicht mit der nötigen

Tragfähigkeit ausgebildet hatte und vielleicht überhaupt nicht mehr zu realisieren war.

Diese Grenzen im Sprachlichen waren natürlich auch Grenzen in der Verwirklichung der Idee des *Deutschen*, auf dem Wege von der angelegten zur erfüllten Sprachgemeinschaft. Sie drohten zu Hindernissen zu werden auch für die Auswertung der neuen Anstöße, die die Wende des 13. Jahrhunderts brachte. Es ist nun sehr aufschlußreich, die Art zu überdenken, in der jetzt sprachliche und allgemeine Bedingungen ineinandergriffen, um eine fruchtbare Weiterentwicklung zu ermöglichen.

Das erste Hindernis, die Beschränkung der hochsprachlichen Entwicklung auf Formen von ständischem Wert, hing aufs engste damit zusammen, daß die Kernbereiche vor allem des Schriftsprachlichen durch das Latein besetzt waren. Diese Vorherrschaft der fremden Sprache wurde im Prinzip und in der Praxis in den verschiedenen europäischen Ländern zu verschiedenen Zeiten überwunden, jedoch so, daß wir die darin sich auswirkende ‚Entdeckung der Muttersprache‘ (L. Weisgerber) als wesentliches Bestandteil der europäischen Wende des 13. Jahrhunderts ansehen können. Ihre äußeren Bedingungen sind vor allem mit dem früher erwähnten Übergang zur ‚Laienschriftlichkeit‘ gegeben; ihre Anstöße sind ebenso praktischer (Verwaltung und Wirtschaft) wie ideeller Art (sprachliche Hochleistungen vor allem in der Dichtung). Ihre Wurzel aber ist darin zu sehen, daß die Spannung zwischen Muttersprache und Hochsprache so groß geworden war, daß die Muttersprache auf eine Überwindung der darin beschlossenen Gefahren hindrängte. Ihre Rechtfertigung gibt kein geringerer als Dante. Was er 1304 in seiner Schrift *De vulgari eloquentia* zusammenfaßt, ist die ausdrückliche Anerkennung der Gründe, die die volle Wechselwirkung zwischen Muttersprache und Sprachgemeinschaft erzwingen. Was er an Werten der Muttersprache hervorhebt, daß sie als unmittelbare Fortsetzung der ältesten menschlichen Sprache jedem Menschen von Natur zuwächst und so den gemeinsamen menschlichen Sprachaufgaben am besten dient, läßt zugleich die *grammatica*, d. h. jede nicht organisch zur Muttersprache gehörige Hochsprache, als Hemmnis für die Erfüllung der Aufgaben der ganzen Sprachgemeinschaft - Dante bezieht ausdrücklich Frauen und Kinder ein - erscheinen. Es geht hier tatsächlich um die geistige Geschlossenheit einer ganzen Sprachgemeinschaft, und wenn dabei

Dante das *vulgare* zu Ehren bringt, an ihm das ‚gewöhnliche‘ als ‚Natürliches‘, das ‚Volkstümliche‘ als ‚Urtümliches‘ sehen lehrt, so ist er der Wortführer einer Bewegung, die mit der Kraft des ‚Naturrechtlichen‘ das zu erreichen sucht, was in der Gliederung der Menschheit in Sprachgemeinschaften angelegt und ermöglicht ist. — Diese Zusammenhänge waren in den romanischen Ländern im Laufe des 13. Jahrhunderts schon weithin wirksam geworden; aber auch für das Deutsche haben wir seit 1230 verstärkte Anzeichen dafür, daß die eigene Sprache auf eine Überwindung der Grenzen hindrängt, die das Vorhandensein der lateinischen Schriftsprache ihrer vollen Wirksamkeit entgegensetzt.

Aber hat das Deutsche auch die nötige Kraft, um die ihm bisher verschlossenen Bereiche zu übernehmen? Es war ja kein Zufall gewesen, daß das Latein im frühen Mittelalter eine so starke Stellung im ganzen Abendland gewonnen hatte. So viele Bereiche und Formen geistigen Lebens waren durch es erschlossen worden, daß die Sicherheit, mit der es seinen Platz über den Landessprachen einnahm und bewahrte, wohl verständlich ist. Und wenn in den Ansätzen althochdeutscher Hochsprache das Deutsche bemüht war, aus eigenen Sprachmöglichkeiten Anteil an diesen Gebieten zu gewinnen, so waren die dabei eingesetzten Mittel der Aneignung (Lehnbildungen im weitesten Sinne) sicher nicht geeignet, die beherrschende Stellung des Lateins zu erschüttern. Dieses Verhältnis konnte sich nur ändern, wenn bei und neben diesem Bemühen der Anverwandlung wirklich schöpferische eigene Sprachkräfte Leben gewannen und sich zu einer Wirksamkeit entfalteten, die der des Vorbildes gleich kam und nun kraft ihrer muttersprachlichen Werte sich durchsetzte. Solche Erscheinungen treffen wir erst im Deutschen des 13. Jahrhunderts an. Nicht ohne Grund hatte uns bei früherer Gelegenheit die Frage, ob sich die großen Epochen deutscher Sprachgeschichte in Wandlungen des Weltbildes der Muttersprache fassen ließen, auf sprachliche Neuerungen des 13. Jahrhunderts geführt (Bd. II S. 212 ff.). Es war dort auf erste Zeugnisse einer Sprachgestalt hinzuweisen, die sich in ihrem inhaltlichen Aufbau deutlich von der höfischen Sprache abhebt, und die mit ihren schöpferischen Neuerungen vor allem Züge aufweist, die in der Entwicklung der neuhochdeutschen Hochsprache zunehmend hervortreten (Reichtum an Neubildungen; Hervortreten der Bildungsweisen auf *-heit*, *-nis*, *-ung*; die Rolle des substantivierten Infinitivs; der Ausbau der trenn-

baren Verbalkomposita mit *arte-* und *abe-*, *hin-* und *her-*, *ûf-* und *umbe-* usw. Dabei ein zunehmendes Überwinden der ständischen Sehweisen und Wertungen im Wortschatz zugunsten einer allgemein anwendbaren Begrifflichkeit; die sprachliche Verselbständigung der einzelnen Lebensbereiche usw.). Zweierlei wird uns jetzt an diesem Geschehen besonders wichtig. Diese neue sprachliche Sicht wirkt sich aus auf einem Gebiet, dessen gedankliche Bewältigung gewiß auch schon in lateinischer Sprache versucht war, das aber mit ganz besonderer Eindringlichkeit die schöpferischen Kräfte der Muttersprache wachruft, auf dem Gebiet der Mystik. Wenn die Mystik in ihrem Ringen mit der Sprache ganz allgemein auf die Quellen der eigenen Muttersprache hingeführt wird, so wird sie zugleich zum Ausschöpfen all der Möglichkeiten veranlaßt, die in dieser schlummern und vielleicht noch gar nicht erschlossen wurden. Ihre sprachlichen Arbeiten können uns daher als Vorzeichen dessen gelten, was diese Sprachform auch für andere an sie herantretende Aufgaben zu bieten hat. - Wichtig ist uns nun aber auch der Raum, in dem dieser sprachliche Fortschritt erzielt wird. Schriften wie die ‚Vom fließenden Lichte der Gottheit‘ der Mechthild von Magdeburg sind um 1250 die ersten Anzeichen des ‚literarischen Erwachens des deutschen Ostens‘ (F. Karg), und sie weisen uns damit auf die Gebiete, die tatsächlich die Kraft hatten, den Weg zur gemeinsamen Hochsprache zu bahnen.

Die Aufgabe, den deutschen Sprachraum durch eine vollgültige Hochsprache zu überbauen, erschien nach den Ergebnissen von Th. Frings dadurch fast unlösbar, daß keine funktionsfähige ‚Mitte‘ da war, die die Ergebnisse aller Teilgebiete hätte zusammenfassen können, ohne daß eine lange und einseitige Vorherrschaft eines Teiles die Beiträge der anderen überdeckt hätte. Das, was als Mainstraße die besten Vorbedingungen bot, war zu wenig gefestigt und einflußreich, als daß von dort aus der gemeinsamen Hochsprache wirksam hätte vorgearbeitet werden können. Bei dieser Sachlage ist es nun außerordentlich wichtig, das Bild der ‚hochsprachnächsten‘ Gebiete noch etwas weiter zu verfolgen (o. S. 113). Es zeigt sich nämlich, daß diese Mainstraße noch eine Fortsetzung nach Osten gewann, und daß mit dem 13. Jahrhundert die Sprachentwicklung in den wiederbesiedelten Ostgebieten Bedingungen geschaffen hatte, die eine bessere Grundlage für den sprachlichen Überbau des gesamtdeutschen Gebietes bot. Die größte volkliche Leistung des deutschen Mittelalters hat auch

zur Erfüllung der deutschen Sprachgemeinschaft wesentlich beigetragen. Im Zusammenhang mit dem Wachsen der Hochsprache sind vor allem folgende Tatsachen wichtig.

Die Siedler, die seit dem 10. Jahrhundert - und besonders stark im 11. und 12. Jahrhundert - die Ostbewegung trugen, stammten aus allen deutschen Stämmen, und in ihrer Sprache verkörperten sie alle mundartlichen Ausprägungen deutscher Sprache. Die Gesamtbedingungen der Ostsiedlung brachten es nun mit sich, daß eine geradlinige Fortsetzung der Heimatmundart nur in wenigen Fällen möglich war; vielmehr führte das Zusammenleben von Siedlern verschiedener Herkunft zum Abschleifen der auffälligsten mundartlichen Besonderheiten, zur Ausbildung von Sprachformen, die man als ‚Ausgleichssprachen‘ gekennzeichnet hat. Damit wurden wesentliche Hindernisse, die die Altstämme kaum mehr überwinden konnten, in dem weniger traditionsgebundenen Osten durch die sprachliche Entwicklung selbst unwirksamer gemacht. - Von diesen neu erwachsenden Ostdeutschen ‚Ausgleichssprachen‘ hat nun die eine besondere Wichtigkeit erlangt, die vor den Toren Thüringens entstand. Thüringen selbst war seit der frühen Einverleibung ins Frankenreich (531) durch ständige fränkische Ostsiedlung mainaufwärts in eine Entwicklung einbezogen, die vom Main weiter nach Saale und Elbe strebte; es wird dann in der großen Siedlungsbewegung des Hochmittelalters mit den anschließenden obersächsischen Gebieten in eine sprachliche und staatliche Verbindung gebracht, die diesem mitteldeutschen Osten eine unerwartete Bedeutung verlieh. Sprachlich ist dieser Raum dadurch gekennzeichnet, daß er ‚von drei Siedelbewegungen mit drei klar erkennbaren Ausgangspunkten ergriffen wurde. Es sind zu scheiden: eine niederdeutsche Bewegung der Linie Magdeburg-Leipzig; eine mitteldeutsche Bewegung der Linie Erfurt-Leipzig-Breslau; eine oberdeutsch-mainfränkische Bewegung der Linie Bamberg-Meißen-Dresden.‘ ‚Beim Aufmarsch der Altstämme aus der Linie Regensburg-Magdeburg schuf vor allem der Zusammenstoß der beiden letztgenannten Siedlerströme, die zugleich die kräftigsten waren, die Mischung der Mitteldeutschen und der Mainfranken in der Mark Meißen, ein sprachlich Neues. Der Sprachzustand des rheinisch-fränkischen Nordwestens mit seiner alten Überschiebung von Süd und Nord und die mainfränkische Kreuzung von Mittlerem, Südlichem und Südöstlichem fügte sich im Gemisch der Siedler zu einer neuen Durchschnitts-

Sprache, dem meißnischen Deutsch. Alte, nie abgestorbene Keime gehen auf. Der vermittelnde Sprachzustand der Mainlinie **wird** in Fortführung ältesten Strebens aus dem erstarrenden Altland über Bamberg und Nürnberg ins Neuland hinübergehoben' (Th. Frings).

#### 4. Die Vorbereitung der gemeinsamen Hochsprache

Man muß diese in der jüngsten sprachgeographischen Forschung namentlich durch Th. Frings und seine Schule erarbeiteten Ergebnisse sehr nachhaltig in die Überlegungen über die geschichtliche Kraft der Muttersprache einbauen. Denn sie zeigen uns, wie aus den sprachlichen Geschehnissen selbst etwas vorbereitet wurde, was nicht nur für die interne Entwicklung der Sprache, sondern noch weit mehr für die Wechselbeziehung zwischen Muttersprache und Gemeinschaft Bedeutung gewann. Die sprachlichen Aufgaben, die in der Wende des 13. Jahrhunderts mit einbeschlossen waren, stießen auf günstigere Bedingungen, als die frühere Zeit sie bot; die sprachliche Gesamtlage war reif für eine Entwicklung, die einem längst bestehenden und zur Verwirklichung der Idee des *Deutschen* zuinnerst zugehörigen Bedürfnis die Erfüllung brachte: die gesamtdeutsche Hochsprache war in greifbare Nähe gerückt.

Unter welchen Anstößen diese Aufgabe nun im späteren Mittelalter schrittweise gefördert wurde, ist hier nicht im einzelnen zu verfolgen. Es ist eine wechselseitige Bedingtheit, in der alte und neue Anforderungen ihre sprachliche Erfüllung fanden aus einer zukunftsweisenden, schöpfungskräftigen »inneren Form' und einer weitverständlichen, zum Überbau geeigneten »äußeren Form'. Man hat auf verschiedene wichtige Stellen dieses Weges hingewiesen. Für die »innere Form' bleibt immer noch jener Ansatz genauer zu prüfen, den F. Karg in Magdeburg oder besser in thüringischen Zusammenhängen zu fassen suchte, anknüpfend an die seit 1225 sich rasch verbreitenden Franziskanergründungen (an die Prediger wie David von Augsburg und Berthold von Regensburg anzuschließen sind), verstärkt durch die ganz wesentlich mit Thüringen zusammenhängende geistige Strömung der Mystik der Zisterzienserinnen von Helfta und vor allem des aus der Nähe von Gotha stammenden Meisters Eckhart, weit verbreitet durch die an die älteste Ballei Thüringen anknüpfenden Bewegungen des Deutschordens. „Im Zeichen dreier großer Mönchskulturen, der

Franziskaner, der Dominikaner und der Deutschherren entwickeln sich (im Raume Magdeburg-Eisenach-Leipzig) die neuen Grundlagen des Sprachaufbaus, und sie tragen vermöge ihrer Verbindungen nach dem gesamtdeutschen Gebiet diese Sprache weit über die Grenzen Thüringens und Obersachsens hinaus.' - Klarer sehen wir für die äußere Form, insbesondere die Regelung der Schreibweise. Die Ausstrahlungskraft der meißnischen Ausgleichssprache erweist sich einmal in der weiteren sprachlichen Gestaltung der ostdeutschen Sprachlandschaft. ‚Zusammen mit jüngeren Sprachbewegungen nach der Mark und weiter nach Nordosten entwächst dem thüringisch-obersächsischen Raum eine nur schwach und großräumig gegliederte ostmitteldeutsche Siedlersprache, deren Lebensbereich sich in weit klaffendem Winkel nach Osten öffnet. Mit dem Scheitelpunkt an der mittleren Saale oder um Erfurt strebt der nördliche Schenkel dem Stettiner Haff zu, der südliche geht quer durch Böhmen bis in die Karpaten‘ (L. E. Schmitt). Es ist zu erwarten, daß eine so wirkungskräftige Sprachform erst recht Geltung gewann, wenn sie zu einem geregelten schriftlichen Ausdruck kam. Die genaue Untersuchung der thüringisch-obersächsischen Schreibsprache läßt die Bedeutung der Schulstadt Erfurt deutlich werden, die vor der Gründung der Universitäten in Prag, Leipzig und Rostock in ihrem *Studium generale* einen weitreichenden Einfluß ausübte. In seiner Blütezeit zwischen 1250 und 1350 ist Erfurt für die Leiter der Kanzleien weit über die Wettinischen Lande hinaus die vornehmste Ausbildungsstätte. - Als letztes kommt dann hinzu die wechselseitige Förderung von geschäftlichen und geistigen Anstößen. ‚Die Ausbildung der deutschen Geschäftssprache und der mystischen Prosa in der Volkssprache in Thüringen im Ausgang des 13. und der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts erfolgt durch blutsverwandte Träger, den niederen Adel und das städtische Patriziat Gest- und Mittelthüringens.‘ ‚Sprache der Predigt, Sprache mystischer Prosa, Sprache der Bibel, deutsche Geschäftssprache und alles aus gleicher Sprachlandschaft, aus gleichem Bluts- und Kulturkreis im Zeitraum zwischen 1250 und 1350! Damit ist in Thüringen der Grund gelegt für die neuhochdeutsche Literatursprache, für ihre äußere und innere Sprachform. Diese Grundlegung der neuhochdeutschen Hochsprache als Schreib- und Sprechsprache, als Sprache des täglichen Lebens und der Literatur, in ihrer äußeren und inneren Sprachform ist ein in der deutschen Sprachgeschichte tief erregen-

**der und** einmaliger Ablauf innerhalb von zwei bis drei Generationen‘ (L. E. Schmitt).

Es ist tatsächlich ein Geschehen von fast dramatischer Spannung, in dem wir die Muttersprache in dieser Wendezeit den neu auftretenden Forderungen nachkommen sehen. Vergessen wir nicht: ‚Der Übergang vom Latein zur Volkssprache im 13. Jahrhundert, den wir in dem mystisch-religiösen Schrifttum wie bei der Geschäftssprache verfolgen, beruht hier wie dort auf biologischer Nötigung zur Muttersprache‘ (L. E. Schmitt). Es gab kein Ausweichen mehr vor diesen sprachlichen Forderungen, und davon, wie sie erfüllt wurden, hing für die ganze weitere Entwicklung der deutschen Sprachgemeinschaft unübersehbar viel ab. Und es ist ja nicht so, als ob nur im ostmitteldeutschen Raume sprachlich gearbeitet worden wäre. Die Sprache der Hanse lebt und wächst weiter. Der Südosten, mit den Habsburgern in den Vordergrund des staatlichen Geschehens gerückt, entfaltet eine außerordentliche sprachliche Ausdehnungskraft, die sich in Bewegungen wie dem Vordringen der Diphthonge *ei*, *au*, *äu* anschaulich verfolgen läßt. Das, was sich später bis zum ‚gemeinen Deutsch‘ Kaiser Maximilians verdichtet, ist ein sehr ernsthafter Ansatz zu einer Hochsprache, aber in seiner Bindung an einen der Grenzüräume vom Gesamtdeutschen aus eine Lösung unvollkommener und gefahrenvoller Art. Man denke sich die weiteren Auswirkungen solcher Entwicklungen von den Rändern her (-auch das Dietsche im niederfränkischen Raum ist ja noch nicht in der späteren Verselbständigung des Niederländischen aus dem Gesamtdeutschen herausgewachsen, so deutlich auch schon seine Eigenstellung sich abzeichnet, auch in Vorstößen rheinaufwärts -) insbesondere etwa im Zusammenhang mit Ereignissen wie der Reformation und dem Dreißigjährigen Krieg. So werden die neuen Bedingungen, die in der Sprache selbst ausgebildet waren, im Endergebnis mächtiger als alle anderen Kräfte, die an der hochsprachlichen Entwicklung arbeiteten. ‚Das neue Deutsch war im Munde der Ostsiedler vorgeformt und wurde gesprochen, lange bevor es seit dem 13. Jahrhundert in die Schreibstube einzog. Es ist ein Gewächs des neudeutschen Volksbodens, eine Schöpfung des Volks, nicht des Papiers und des Humanismus‘ (Th. Frings). Inmitten aller Geschehnisse, durch die Verbreitung, die der Staat der Wettiner dem meißnischen Deutsch schaffen konnte (Th. Frings), durch den gewaltigen Auftrieb, den die sprachliche Großtat Martin Luthers dem Ostmitteldeutschen (ebenso seiner

Heimat Eisleben wie des Brauches der „sechsischen cantzelei“, nach der er schrieb) gab, durch all das, was an geschichtlichem Einschlag die Einzelschicksale der wachsenden Gemeinsprache mitgestaltete, hindurch blieb die von niemand vorausgesehene und vorausberechnete, aber gerade darum um so wirksamere Art entscheidend, in der die neu-hochdeutsche Hochsprache sich selbst vorbereitet hatte und in der Entfaltung des muttersprachlichen Gesetzes die Kräfte bereitstellte, die später ihre Leistungen sicherten. Wie weit sie in der Wechselwirkung mit ihrer Sprachgemeinschaft diese selbst mitgeformt hatte, sollte sich bald genug erweisen.

#### IV. DIE ERSTE WIRKUNG: DIE MUTTERSPRACHE UM 1500

Was sich in der europäischen Wende des 13. Jahrhunderts mit dem Gedanken des Eigenrechts der Volkssprache angekündigt hatte, das kommt zu deutlicher Wirkung an der Stelle, an der das Walten einer neuen Zeit offenkundig wird, in den Jahrzehnten um 1500. Dieser Durchbruch der Neuzeit ist in allen europäischen Ländern auch mit deutlichen Veränderungen im Bereich der Sprache verknüpft. Und zwar kann man sagen, daß die großen Sprachgruppen Europas ihre Muttersprachen zu dieser Zeit in jeweils eigener Weise ‚entdecken‘ (L. Weisgerber). So wie 1492 wenige Monate vor der Entdeckung Amerikas die erste spanische Grammatik dem Entdeckervolk seine Sprache als die *compañera del imperio*, die Genossin des Reiches, vor Augen stellt, so wird noch in manchen anderen Ländern die Macht, die in der eigenen Sprache beschlossen ist, mit ihren möglichen Auswirkungen bewußt. Im Bereich der deutschen Sprache bleibt dieser Gedanke mehr im Hintergrund. Gewiß hatte die Ostsiedlung auch Fragen der Sprachpolitik aufgeworfen, und insbesondere für die wendischen Gebiete waren auch staatliche Maßnahmen unumgänglich (K. Hugelmann). Aber der Gedanke, die eigene Sprache zum Mittel der Reichspolitik zu machen, spielt bei den Deutschen kaum eine Rolle. Langsam löst sich zwar aus dem *Sacrum Romanum Imperium* im Laufe des 15. Jahrhunderts der Gedanke der *Deutschen Nation* heraus (dem *heilgin riche und allin dutsehen landen* 1409; im *heiligen Römischen rych der Duytsehen nacion* zuerst in Köln 1474); aber noch ist die staatliche Entwicklung ohne jede bewußte Beziehung zu dem sprachlichen Geschehen. Was die deutsche Sprache damals ihren Trägern bedeutete, kam auf ganz andere Weise zur Geltung. Nicht als ob ihre geschichtliche Kraft geringer gewesen wäre als in den romanischen Ländern. Aber die Richtung, in der sie ihre Träger führt, ist zunächst die einer geistigen Verselbständigung. Das deutsche Anliegen im Bereich der Sprache kommt am deutlichsten zum Ausdruck in der Tatsache, daß in diesen Jahrzehnten zuerst das Wort *Muttersprache* im

hochdeutschen Bereich auftaucht. Wenn an seinem Durchsetzen Martin Luther einen besonderen Anteil hat, dann sehen wir zugleich, daß es die großen geistigen Bewegungen der Zeit sind, in denen sich der Gedanke der eigenen Sprache Geltung verschafft. Und wenn gerade dieses Wort durch seine starke Gefühlsbetontheit auffällt, so weist das darauf hin, daß der Kern dieses Geschehens in einem Wandel des inneren Verhältnisses der Sprachgemeinschaft zu ihrer *Muttersprache* zu suchen ist. Es ist eine eigene Richtung, in der die Kräfte der Muttersprache sich auswirken und Gedanken und Handlungen der *Deutschen* in dieser Zeit beeinflussen; aber es ist zugleich ein wesentlicher Schritt für die Verwirklichung der Idee des *Deutschen*. Wir versuchen, den Gehalt dieses Geschehens aufzuzeigen, indem wir zunächst den äußeren Aufstieg der Muttersprache (A.Daube) verfolgen, ihre zunehmende Beachtung und Verwendung auf allen Lebensgebieten; dahinter aber fassen wir den Wandel des inneren Verhältnisses, der zunehmend die Werte der eigenen Sprache bewußt werden läßt und auszuschöpfen trachtet; und im Hinblick auf die geschichtliche Tragweite suchen wir die Erneuerung zu würdigen, die damals die deutsche Sprachgemeinschaft gewann, indem sie in einer Zeit des Aufbruchs, der Spannungen und Spaltungen auf vielen Gebieten des geistigen und öffentlichen Lebens die einigende Kraft der Muttersprache festigte als Grundlage für die Fortführung *deutscher* Geschichte.

#### a) Der Aufstieg der Muttersprache

Bei all dem, was mit der Vorbereitung der deutschen Hochsprache zusammenhing, war zu betonen, daß es sich in den Formen eines natürlichen Vorgangs abspielte. Gewiß waren es unzählige Anstöße des täglichen Lebens, die zu Überlegungen, zu Lösungen, zu Verfahrensweisen auf sprachlichem Gebiet zwangen. Aber das geschah nicht aus einer Übersicht über das, worum es im Grunde ging, heraus, noch weniger nach einem Plan, der irgend der Größe der Aufgabe, die letztlich dahinter stand, angemessen war. Von denen, die an dem inneren Ausbau etwa der Sprache der Mystik arbeiteten, wußte keiner, daß hier sich Entwicklungen von großer Zukunft anbahnten, so wenig wie die, die das Meißnische Deutsch regelten, ahnten, daß ihr Tun einmal das Gesamtdeutsche bestimmen würde. Der Fortschritt, der nun in der Zeit um 1500 erreicht war, läßt sich schon äußerlich ablesen

an dem Grade der Bewußtheit, mit der jetzt die Fragen der Muttersprache angefaßt wurden. Nichts ist charakteristischer als die Tatsache, daß nun auch in hochdeutscher Sprache ein eigenes, kennzeichnendes Wort für die Größe, um die es geht, auftaucht, eben das Wort *Muttersprache*. Und wir sehen, wie das Hochkommen dieses Wortes mitten darinsteht, als Folge und als Ursache, in den Bemühungen, die damals sich der deutschen Sprache zuwandten, und die ihr ebenso gedanklich ihren Platz zu sichern suchten, wie sie ihre Wirkung durch die zunehmende Verwendung in allen Bereichen voll zur Geltung brachten.

### 1. Der erste Beleg für nhd. Muttersprache

Für die meisten von uns ist es überraschend zu hören, daß das Wort *Muttersprache* in hochdeutschem Gebrauch verhältnismäßig jung ist. Wie sollte ein Wort, das uns so vertraut klingt, einmal im Deutschen gefehlt haben? Und wie sollte eine der Urtatsachen menschlichen Gemeinschaftslebens, etwas was buchstäblich das menschliche Leben von Anbeginn begleitet, erst so spät in das klare Licht menschlicher Bewußtheit getreten sein? Es mag auch hier gelten, daß die Entdeckung des Selbstverständlichen meist am schwierigsten ist, daß aber die endlich gewonnene Einsicht um so gewichtigere Folgerungen nach sich zieht.

So ist es gewiß ein wichtiger Hinweis auf eine verstärkte geschichtliche Wirksamkeit, wenn wir den Ausdruck *Muttersprache* kurz nach 1500 im Hochdeutschen durchdringen sehen. Der rein chronologische Befund ist der, daß sich die ersten gesicherten Belege 1523 und 1524 in Schriften Luthers finden; deutlich in der Schrift »Wider die himmlischen Propheten« zur Frage der deutschen Messe: ‚es muß beyde text und notten, accent, weyse und geperde *aus rechter mutter sprach und stymme komen*‘, aber gewiß schon ebenso zu fassen am Schluß der Schrift ‚Vom Anbeten des Sakraments‘: ‚und solls alleyn *auhs seyner mutter sprach* tun‘. - Nun ist allerdings Luther nicht im unmittelbaren Sinne der Schöpfer des Wortes, sondern er setzt eine Prägung im Hochdeutschen durch, die damals ‚in der Luft lag‘. Wir sehen das daran, daß bereits 1522 der Luther nahestehende Augustinermönch C. Güthel in seinem ‚Gesprechbüchleyn‘ den Meister sagen läßt ‚rede *deyner muter sprach*, mach gutt teutch‘ (die Belege bei A. Daube). - Beide führen einen Sprachgebrauch weiter, der in doppelter Weise

vorbereitet war. Äußerlich erscheint hd. *Muttersprache* als eine Entlehnung aus dem Niederdeutschen, wo der Typ *modersprake* schon ein Jahrhundert früher belegt ist; anderseits finden sich auch im Hochdeutschen schon früher gelegentlich Wendungen wie *müeterlich deutsch* 1350 bei Megenberg und *muterlich zunge* im 15. Jahrhundert bei Oeheim. Diese letzteren stehen offenbar in Verbindung mit der Wendung *materna lingua*, die im Mittellateinischen seit 1119 erscheint.

Der Befund ist insofern auffällig, als er zu einem eigenartigen Zwiespalt in der Beurteilung dieser Wortprägung führt (vgl. L. Weisgerber und L. Spitzer). Der zeitlichen Folge der Belege nach steht *materna lingua* am Anfang, und so müßte das Mittellateinische als die Stelle angesehen werden, an der zuerst die charakteristische Sehweise der eigenen Sprache als *Muttersprache* sich ausgebildet hätte. Dagegen erheben sich jedoch zwei Bedenken: Zunächst ist auch das mittellateinische *materna lingua* eine ungewöhnliche Bildung, insofern der klassische Ausdruck *patrius sermo* ‚Vatersprache‘ war und demgegenüber *materna lingua* nicht nur der Sehweise nach eine wesentliche Änderung bringt, sondern auch in dieser Verwendung von *maternus* im Lateinischen vereinzelt steht. Man hat deshalb schon früher vermutet, daß das Mittellateinische selbst den Anstoß zu dieser Neuprägung aus einer der bestehenden Volkssprachen des Mittelalters bezogen hätte. In den romanischen Sprachen hat nun der Typ wenig Verbreitung, nur das seit dem H. Jahrhundert bezeugte frz. *langue maternelle* sitzt einigermaßen fest. Dagegen zeigen die germanischen Sprachen eine ausgeprägte Vorliebe für die Prägung *Muttersprache* in verschiedenen Abwandlungen: neben dem seit 1424 bezeugten ndd. *modersprake* das ndl. *moedertaal*, das engl. *mother tongue* (zuerst um 1380 bei Wyclif), das nordgerm. *módurmal* (zuerst um 1350). Der Befund ist so, daß er die Berechtigung gibt, in dem Typ *modurmál* eine eigenständig germanische Wortprägung zu sehen, die mit den frühesten Belegen für mlat. *materna lingua* mindestens gleichalt ist (M. Kristensen). Da nun kaum mit einer unabhängigen doppelten Entstehung dieser eigenartigen Prägung zu rechnen ist, muß man abwägen, ob das Mittellateinische oder das Germanische als Ursprungsstelle wahrscheinlicher ist. Eine ganze Reihe von Gründen der geographischen Verbreitung, der Wortbildung, der Festigkeit der Prägung spricht für das Germanische, und solange keine durchschlagenderen Gründe dagegen vorgebracht sind als die Einwürfe, mit

deren unverändertem Neudruck 1948 L. Spitzer seine eigene bereits abgewandelte Erklärung nicht gerade vertrauenswürdiger gemacht hat, wird man den Typ *móðurmál* als kennzeichnend für die Art ansehen, in der die Germanen ihre *Muttersprache* ‚entdeckt‘ haben.

Unter diesem Gesichtspunkt erscheint nun das Auftauchen des Wortes *Muttersprache* bei Luther als Abrundung eines Gebrauches, der in allen anderen germanischen Sprachen bereits länger bestand oder auch als die Wiederbelebung einer Sehweise, die den germanischen Völkern besonders naheliegt. Man kann vier Hauptformen unterscheiden, unter denen die Völker ihre eigenen Sprachen ‚entdecken‘ und ihr Verhalten zu diesen einrichten: die Sprache kann vornehmlich gesehen sein in ihrer Erkenntnisleistung (wie im griech. λόγος) oder in ihrem Überlieferungswert (wie im lat. *patrius sermo*) oder in ihrer Bedeutung als Machtmittel (als *compañera del imperio*) oder in ihrer volkhaften Kraft. Diese letztere Auffassung liegt unverkennbar der Prägung *Muttersprache* zugrunde, die in einer Linie liegt mit germanischen Parallelen wie *Muttererde*, *Mutterboden*, *Mutterland* (so älter als das nach lat. *patria* gebildete *Vaterland*), *Mutterstadt* (*Vaterstadt* erst spät), *Mutterhaus*, aber auch in den germanischen Sprachen vielfältig wiederkehrenden Prägungen wie *Mutterlicht*, *Mutterhimmel*, *Mutterluft* u. a. Diese Zusammensetzungen mit *Mutter-* zeigen in einer charakteristischen Gruppe die Kräfte beisammen, die als zeitlos waltend und lebensbestimmend gefühlt sind, und sie legen es nahe, auch in *Muttersprache* nicht so sehr die *Sprache der Mutter* als die *mütterlich wirkende Sprache* zu sehen, die ‚Mutter Sprache‘ ebenso in ihrem Verhältnis zum Einzelnen wie in ihrer Wechselwirkung mit der ganzen Sprachgemeinschaft. Beide Auffassungen mögen für unser Sprachgefühl sich vermischen, aber daß die zweite bei dem Aufkommen von *Muttersprache* eine Rolle spielte, wurde bereits durch die Parallelbildungen wie *Mutterzunge* (Seb. Franck) und *Mutterdeutsch* (Opitz) nahegelegt.

Aber ganz unabhängig von diesen Überlegungen wird man sagen können, daß das Durchdringen von hd. *Muttersprache* um 1500 ein deutlicher Hinweis darauf ist, daß die eigene Sprache für diese Zeit zu einem besonders stark gespürten Wert geworden war. Offenbar handelten die Deutschen dieser Zeit verstärkt als Sprachgemeinschaft, oder aber es hing für sie so Wesentliches davon ab, die Kräfte ihrer eigenen Sprache auszuschöpfen, daß sich ihnen

ein ausdrücklicher Hinweis darauf aufdrängte. Und auch die besondere Sehweise dieser Prägung war nicht zufällig. Gewiß müssen wir voraussetzen, daß in allen Sprachgemeinschaften die Muttersprache mit all den Leistungen gespürt wird, die wir nannten, ihrer welterschließenden Gedankenkraft, ihrer Bindung an Ursprung und Geschichte des Volkes, ihren Möglichkeiten geistiger (und politischer) Machtentfaltung und nicht zuletzt in ihrer gemeinschaftbildenden Kraft. Aber diese Wirkungsweisen treten offenbar wechselnd und mit verschiedener Stärke in den Vordergrund. Wenn die Deutschen um 1500 sich erneut ihrer Muttersprache bewußt werden, dann kann man wohl sagen, daß darin eine gerade Fortsetzung der Gedanken liegt, die bei der Prägung der Idee *Deutsch* selbst maßgebend waren, und daß in diesem Sinne das Durchdringen des neuen Wortes bestätigt, daß die Kräfte der Muttersprache in den dauernden Wechselwirkungen zwischen Sprache und Sprachgemeinschaft einem neuen Höhepunkt zustrebten. In einem gewissen Sinne ist der Gedanke der *Muttersprache* eine Fortsetzung, eine Neubelebung der Idee *Deutsch*. Wenn die Tatsache, daß das Hochdeutsche als letzter der germanischen Sprachräume an der Prägung *móðurmál* Anteil gewinnt, auf den ersten Blick überrascht, so findet sie ihre Erklärung darin, daß eben ein solches *Muttersprache* fast überflüssig war, solange das Wort *deutsch* in durchsichtiger Weise die *angestammte* Sprache bewußt hielt. Nun kündigt sich in der neu vor Augen gestellten Wortprägung ein Geschehen an, das in dem volkweit gewordenen *Deutschen* eine verstärkte Wirksamkeit der *Muttersprache* erforderte.

## 2. Die zunehmende ‚Verwendung‘ der Muttersprache

Daß das Wort *Muttersprache* sich in dem Denken der Zeit um 1500 einen Platz eroberte, nimmt nicht Wunder, wenn man beobachtet, in welchem Umfang der Tatbestand *Muttersprache* damals sich Beachtung verschaffte. Wenn wir zunächst auf die äußeren Bedingungen der ‚Verwendung‘ der deutschen Sprache sehen - wobei wir uns bewußt sind, daß in jeder Sprach ‚Verwendung‘ zugleich ein Wirksamwerden des Weltbildes der (Mutter-) Sprache beschlossen ist -, so können wir sagen, daß auf einer Reihe von Lebensgebieten das Deutsche Fortschritte machte oder in Bereiche des Sprach ‚gebrauchs‘ eindrang, die bislang dem Latein vorbehalten waren. Die

Arbeit an der Hochsprache hatte offenbar eine Stufe erreicht, die ebenso das Verlangen nach einer Bewältigung dieser Gebiete von der Muttersprache aus nahelegte, wie sie die Erwartung rechtfertigte, ein solches Vorhaben in einer ausreichenden Form verwirklichen zu können.

In welcher Weise die deutsche Sprache in den Lebensbereichen, deren sprachliche Fassung - mindestens in der Schriftsprache - zunächst in lateinischer Form erfolgte, Boden gewann, läßt sich nur in einer eingehenden kulturgeschichtlichen Erörterung darlegen. Auch das sind Vorgänge, die ihre Entwicklungszeit brauchen und die nicht gradlinig und in einem einzigen Anlauf zu denken sind. Wohl aber kann man entscheidende Stellen dieses Weges kurz kennzeichnen und in besonders günstigen Fällen durch Persönlichkeiten veranschaulichen, deren Wirken als charakteristisch zu werten ist. So mögen hier als Repräsentanten ganzer geistiger Strömungen die Namen einiger Männer stehen, deren sprachliche Hauptwirksamkeit nicht zufällig in dem hier besprochenen Zeitraum zusammentrifft: Martin Luther (1483-1546), Albrecht Dürer (1471-1528), Theophrast v. Hohenheim gen. Paracelsus (1493-1541) und Valentin Ickelsamer ([rd.1490-rd.1550](#)).

Was Martin Luther für die deutsche Sprache zu bedeuten hat, ist allbekannt. Die Wirkung seiner Sprachgewalt kann kaum überschätzt werden; und wenn auch die Wendung, die ihn als den ‚Schöpfer der neuhochdeutschen Sprache‘ kennzeichnet, mehr aussagt, als den Möglichkeiten eines Einzelnen entspricht, so ist der Hinweis, den das erstmalige Auftreten des Wortes *Muttersprache* in seinen Schriften bietet, schon aufschlußreich genug. Wir verfolgen seinen Einfluß auf die Entwicklung zunächst einmal so weit, wie er die Anwendung der deutschen Sprache im Bereich des Religiösen betrifft.

In Luthers Werk verdichtet sich ein Grundzug reformatorischen Wollens zur entscheidenden Tat: die volle Durchdringung des religiösen Bereiches von der Muttersprache aus. Luther selbst ist dabei weder Anfang noch Ende, wohl aber die Stelle, an der sich die innere Berechtigung des Anliegens mit der gewachsenen Kraft der Muttersprache zu einer bleibenden Wirkung vereinigte. - Die Notwendigkeit, der Muttersprache im religiösen und kirchlichen Leben einen ausreichenden Platz zu gewähren, ist zu offensichtlich, als daß sie jemals hätte ganz übersehen werden können. Und insbesondere das

Christentum ist nicht nur seinen Grundgedanken nach auf die Auswertung der Muttersprachen für die religiöse Erfassung der Menschen angewiesen, sondern es hat auch dem Recht der Muttersprache in vielfacher Weise vorangeholfen (Th. Grentrup). Das hindert aber nicht, daß die vielfältigen Beziehungen, die zwischen Sprache und Religion bestehen (o. Bd. III, S. 126), der Zeit und dem Erfolg nach in verschiedener Weise beachtet werden. In der Geschichte der Christianisierung der Germanen war keines der Probleme verborgen geblieben, auf die eine Weltreligion mit ausgebildetem Ritus, einem Kanon heiliger Schriften, einem festen Mittelpunkt, einer einheitlich gelenkten Überlieferung durch die Vielheit der menschlichen Sprachen gestoßen wird. Nun finden wir bei den Deutschen gewiß früh genug Ansätze, die ein christliches Leben im Gebet, im Gottesdienst, in der Predigt, in der Heilsbotschaft, im kirchlichen Schrifttum von der Muttersprache aus zu öffnen und zu stärken trachten. Aber es ist kein gradliniger Weg, und die Lösungen, die gefunden wurden, schwanken zwischen der Unwirksamkeit sklavischer Nachahmungen und dem Besten, was auf der Grundlage deutscher Mundarten möglich war. Nicht alles war auf Anhieb zu erreichen, und mochten auch die Schwierigkeiten, die die ersten Glaubensboten schon allein durch die Unmöglichkeit einer adäquaten sprachlichen Fassung um ihren wirklichen Erfolg zu bringen drohten (H. Boehmer), sich gemindert haben - es hatte doch auch seine Gründe, wenn noch um 1480 der Mainzer Kurfürst den Verkauf deutscher theologischer Schriften auf der Frankfurter Messe verbot, weil die deutsche Sprache nicht hinreiche, um diese Gegenstände unmißverständlich zu behandeln.

In diese Lage traf nun das Erneuerungsstreben der Reformationszeit. Wenn eines der Hauptanliegen der Neuerer der volle Gebrauch der Muttersprache im Religiösen war, so wird man die gegenseitige Abhängigkeit der Anstöße beachten müssen: ein Vertiefen des religiösen Lebens konnte besonders erreicht werden, wenn man den Zugang zu den Menschen auf den wirksamsten Bahnen der Muttersprache fand; umgekehrt zeigt allerdings auch die zeitliche Folge des Geschehens, daß eine nicht auf das Religiöse beschränkte Höherschätzung der Muttersprache in sich den Anstoß barg, auch dieses Gebiet mit neuen Kräften zu erschließen. Wenn diese Bemühungen sich verdichteten auf die deutsche Bibel, den deutschen Gottesdienst, die deutsche Theologie, so waren das nicht ganz neue

Forderungen; aber die Durchschlagskraft, die sie gewannen, zeigt, daß die Zeit reif war, um diesen weiten und wichtigen Lebensbereich in die Lebendigkeit der Verbindung mit dem Gesamtleben zu bringen, die nur durch die Muttersprache herbeigeführt werden kann. Und wenn insbesondere Luthers Bibelübersetzung alle vorangegangenen Versuche an Wirkung weit hinter sich ließ und eine den ganzen deutschen Sprachraum erfassende Verbreitung gewann, so zeigt sich darin nicht nur die Dringlichkeit des religiösen Anliegens und nicht nur die Gestaltungskraft eines Sprachmächtigen, sondern auch die Reife, zu der die Entwicklung der Hochsprache selbst gelangt war. Tatsache ist jedenfalls, daß überaus wirksame Lösungen gefunden wurden für die Verdeutschung der Heiligen Schrift, für das deutsche Kirchenlied (in dem Luther gegenüber dem ungestümen Drängen der Schwärmer den besten Beitrag zum deutschen Gottesdienst sah, wenn es eben ‚aus rechter Muttersprach und -stimme‘ komme), und daß auch die mystischen Ansätze der ‚Theologia deutsch‘ fortgeführt wurden in dem Gefühl, von dem Luther selbst sagt: ‚Ich danke Gott, daß ich in deutscher Zunge meinen Gott also höre und finde, als ich und sie mit mir allhier ihn nicht funden haben, weder in lateinischer, griechischer noch hebräischer Zunge‘. Es müssen schon echte religiöse Werte gewesen sein, die sich hier durch die Muttersprache vielen Deutschen erschlossen, und die in dem großen Anlauf, zu dem das geistige Leben Deutschlands im Beginn der Neuzeit ansetzte, das volle muttersprachliche Durchdringen des religiösen Bereiches zu einem Anliegen von ungeahnter Stärke machten.

Ist Luthers Sprachtat allbekannt und unbestritten, so darf man darüber aber nicht vergessen, daß die Muttersprache damals nicht nur im Religiösen Boden gewann, sondern daß zur gleichen Zeit auch andere, bisher dem Lateinischen vorbehalten Gebiete in deutscher Sprache erschlossen wurden. ‚In denselben Jahren, in welchen Luther an der Bibelübersetzung arbeitete, erscheint in Dürers Unterweisung der Messung‘ der erste mathematische Beweis in deutscher Sprache‘ (L. Olschki). Dürers Vorhaben ist nicht im ausgesprochenen Sinne ein wissenschaftliches. Er will das ganze ‚Werkstattwissen‘ in seiner Verbindung von Theorie und Praxis verständlich machen und insbesondere die Überlegungen und Grundbegriffe, die den eingelernten Verfahrensweisen vorausgehen, in muttersprachlicher Einprägsamkeit vorführen, damit die Leute der Werkstatt auch zu geistigen Herren ihres

Tuns werden. Am deutlichsten spricht er sich aus an der Stelle, wo er die Lösung des ‚delischen Problems‘ der Würfelverdoppelung beschreibt. ‚Dieweyl nun solichs ein ser nutze kunst ist und allen werckleuten dient, auch von den Gelerten in großer geheim und Verborgenhayt gehalten wird, wil ich die an den Tag legen und leren machen. Darumb nem ein yeglicher werckman der Acht, dieweyl die bisz auf disen Tag, als ich acht, in Teutscher Sprach nie beschriben ist worden.‘ Man kann wohl sagen, daß es Dürer darum ging, Werken und Wissen dadurch zusammenzuführen und zu steigern, daß sie beide ihre Verbindung in der gleichen geistigen Grundlage, der eigenen Muttersprache fanden. Zwei Dinge sind hervorzuheben. Einmal der Wert, den Dürer dieser Aufgabe beimißt (‚Die feine Ironie und der Nachdruck auf die eigene Leistung zeigen, daß Dürer sich seiner Tat wohlbewußt war und seinem Unternehmen große Bedeutung beimaß‘). Sodann die gedankliche Kraft, die Dürer aus der Muttersprache heraus entfaltet (‚Dürer will seinen Konstruktionen, die der Kunst und Technik eine exakte Grundlage geben sollen, eine wissenschaftliche Sicherheit geben und zugleich die wissenschaftlichen Erkenntnisse jedem zugänglich machen. Dies bewirkt ein vollständiges Umdenken und die Formulierung von komplizierten, bis dahin lediglich durch manuelle Fertigkeit überlieferten und gelernten Verfahren durch Worte und Zeichen. Dies ist Dürers erstaunlichste schriftstellerische Leistung. Man kann sie erst richtig verstehen und würdigen, wenn man durch die Prüfung des Textes feststellt, wie sich Dürers Umdenken mathematischer Erkenntnisse vollzieht, und wie er die widerspenstige, erst im Entstehen begriffene deutsche Sprache gefügig macht zu einer anschaulichen und nicht mißzuverstehenden Beschreibung technischer Dinge und geometrischer Gebilde‘). Das sind Ergebnisse, die natürlich nicht allein vom Willen Dürers abhingen, sondern uns zeigen, daß auch hier die Voraussetzungen in der Muttersprache soweit gefördert waren, daß sich solche Anliegen melden und erfüllen konnten.

Ging es Dürer mehr um die Verbindung von Praxis und Wissen, so finden wir doch zur gleichen Zeit auch in einigen wissenschaftlichen Bereichen Belege dafür, daß die Ansprüche und Möglichkeiten der Muttersprache gespürt wurden, wenngleich hier die Wegstrecke bis zur Erfüllung am weitesten war. Als Beispiel mag uns die Heilkunde dienen. Weder Zeit noch Ort ist gleichgültig in der Beobachtung, daß 1518 der Kolmarer Arzt Lor. Fries (Phrisius de

Colmaria) seinen ‚Spiegel der Arznei‘ betont der deutschen Sprache zuordnet und dabei als einer der ersten hervorhebt, daß die deutsche Sprache mindestens ebenso würdig und fähig sei, wissenschaftlichen Zwecken zu dienen, wie alle anderen. ‚Auch bedünkt mich Teutsche Zung nit minder würdig, daß alle Ding darin beschrieben werden, denn Griechisch, Hebreisch, Latinisch, Italianisch, Hispanisch, Französisch, in welchen man doch gar bei alle Ding vertolmetschet findet. Sollt unser Sprach minder sein? Nein, ja wohl viel mehr, ursach daß sie ein ursprünglich Sprach ist, nit zusammen gebettlet von Griechisch, Lateinisch, den Hunnen und Gothen, als Französisch, auch mehr reguliert‘ (K. Sudhoff). Sieht man schon aus diesen Worten, daß hinter diesem Ausgreifen der deutschen Sprache in das Gebiet der Heilkunde recht bewußte Gründe stehen, so ist es ein noch tieferer Anlaß, der Theophrast von Hohenheim, Paracelsus genannt, zur Muttersprache hinführt. Halten wir hier zunächst nur die äußere Tatsache fest, daß er ‚als erster auf einer deutschen Hochschulkanzel in deutscher Sprache vortrug‘ (K. Sudhoff; es muß jedenfalls 1527 in Basel gewesen sein), und daß er nach dem Zeugnis seines Hausgenossen Oporinus viele seiner Schriften unmittelbar in deutscher Sprache verfaßt hat (‚... wenn er am betrunkensten war und nach Hause gekommen, mir etwas von seiner Philosophie zu diktieren pflegte, so schien sie so ordentlich zusammenzuhängen, daß sie von einem nüchternen Menschen nicht hätte verbessert werden können. Ich war beflissen, sie ins Latein zu übertragen, und es gibt auch einige von diesen Büchern, die teils von mir und teils von andern ins Latein übersetzt worden sind\*‘; vgl. A. Daube). Es wird später noch davon zu sprechen sein, welche Gründe diesem Vorstoß der Muttersprache in den wissenschaftlichen Bereich zugrunde lagen, einem Geschehen, das nicht weniger bemerkenswert bleibt, wenn es zunächst noch nicht zu einem breiten Vordringen der deutschen Sprache in die wissenschaftliche Arbeit führte.

Eine Stelle ist allerdings noch besonders zu nennen, an der die deutsche Sprache in der Wissenschaft Fuß faßte. Es ist die Wissenschaft von der deutschen Sprache selbst. Auch das ist kein Zufall, daß uns im gleichen Jahre 1527 die erste grammatische Schrift des viel gewanderten Valentin Ickelsamer begegnet. Äußerlich hat diese »Rechte Weis, auffs kürztzist lesen zu lernen\* noch viel Ähnlichkeit mit den Rechtschreib- und Leseanweisungen, wie sie schon das ausgehende

15. Jahrhundert kennt, und wie sie in toter Nachahmung lateinischer Vorbilder ein paar Regeln für das Umgehen mit deutscher Schrift bieten. Auch Ickelsamer kann seine Herkunft von dieser Seite nicht verleugnen. Aber es klingt doch schon ein neuer Ton an, der hinweist auf den Verfasser der ersten ‚Teutschen Grammatica‘ von 1534, die - so bescheiden sie an Umfang und Inhalt ist - als erstes Zeugnis wissenschaftlicher Beschäftigung mit der deutschen Sprache gelten kann. Was vorangeht, ist entweder Erläuterung zu lateinischer Grammatik oder unselbständige Übertragung des fremden Vorbildes auf die eigene Sprache. Bei Ickelsamer dagegen setzt sich etwas Neues durch. Nicht nur, daß es ihm dabei um die *Muttersprache* geht (er ist der erste nach Luther, bei dem uns das neue Wort begegnet), daß es nach ihm ‚allen Teutschen ain schand und spott ist, das sy anderer sprachen Maister wölln sein, und haben jre aigne angeborne muter sprach noch nye gelernet oder verstanden‘. Er sucht tatsächlich der eigenen Sprache gerecht zu werden (‚der hat uns noch lang kain Teutsche Grammatic geben oder beschriben, der ain Lateinische für sich nymbt und verdeutsch sy, wie ich jr ettwa wol gesehen‘), und zwar nicht nur aus praktischen Gründen, sondern wegen des Geheimnisses und der Kraft, die in ihr beschlossen sind; die aber kann man nicht verstehen, ‚man wisse und verstehe dann jren innerlichsten und tieffsten grund und Ursprung‘ (die Belege bei A. Daube). Es wird später noch davon zu sprechen sein, was alles an Vorbedingungen zusammenkommen mußte, um hier den Anstoßen zur Beschäftigung mit der deutschen Sprache so viel Eigenwert und Durchschlagskraft zu geben, daß sie den tatsächlichen Beginn einer wissenschaftlichen Erschließung der deutschen Sprache bringen konnten.

Diese Namen müssen hier genügen, um uns Vorgänge zu vergegenwärtigen, in denen sich der Umschwung in der ‚Verwendung‘ der Muttersprache in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts in überraschendem Zusammentreffen fassen läßt. Es ist damit der Kreis der Lebensgebiete, der sich der Muttersprache neu oder verstärkt erschließt, durchaus nicht erschöpft. Nicht überall läßt sich das Geschehen an so unmittelbar einleuchtenden Beispielen veranschaulichen, und nicht überall ist die Wendung so schroff, wie sie sich etwa im Leben eines Ulrich von Hutten darstellt. ‚Aus seinem Tatwillen kommt er zum deutschen Wort ... als der Gemeinschaftsform des Volkes und seines Dichters ...

,Latein ich vor geschriben hab  
das was eim yeden nit bekandt  
yetzt schrey ich an das vatterlandt  
teutsch nation, in irer sprach  
zu bringen dissien dingerach‘.‘ (P. Hankamer.)

Aber die Tatsache ist unverkennbar, daß dem Auftauchen des neuen Wortes *Muttersprache* tatsächlich eine außerordentliche Stärkung der Stellung der deutschen Sprache im gesamten Leben zur gleichen Zeit entspricht. Was sich hier in den Formen der zunehmenden ‚Verwendung‘ der Muttersprache äußert, das ist tatsächlich ein Überstrahlen der Kräfte der Muttersprache auf weitere Bereiche, und es entspringt einer neuen Einstellung zur eigenen Sprache, die sich unter den Deutschen durchgesetzt hatte. In der Wechselwirkung zwischen Muttersprache und Sprachgemeinschaft hatte der Gedanke der Sprachgemeinschaft verstärkte Anstöße gewonnen, deren Formen und Ursachen wir nun zu verstehen suchen müssen.

#### b) Die Aufwertung der eigenen Sprache

Bringt die Erschließung weiterer Lebensbereiche von der Muttersprache aus neue ‚Verwendungs‘möglichkeiten und damit Anstöße der Entfaltung für die Sprache selbst, so sind als ebenso wichtig die Rückwirkungen zu beachten, die dieses sprachliche Geschehen innerhalb der Sprachgemeinschaft hervorbringt, und die insgesamt auf eine Erweiterung und Verstärkung des inneren Lebens der Gesamtheit hinauslaufen. In Aufnahmebereitschaft und Widerhall zeigt sich erneut die kennzeichnende Wechselwirkung, in der Muttersprache und Sprachgemeinschaft sich gegenseitig steigern. Und so ist auch das, was wir in der Zeit um 1500 beobachten, nicht nur ein äußerer ‚Aufstieg‘, sondern ebenso sehr eine innere ‚Aufwertung‘ der Muttersprache, und die letztere ist sogar sicher die Grundlage für den ersteren. Auch zeitlich gehen die Hinweise erhöhter Einschätzung den Belegen verstärkten Gebrauches voraus, und sie machen uns darauf aufmerksam, daß der Kern dieses Geschehens in einer Veränderung des inneren Verhältnisses der Deutschen zu ihrer Muttersprache zu sehen ist. Wie dabei die Kräfte der Sprache selbst diese Entwicklung vorantreiben, wird offenbar, wenn wir die Stellen beachten, an denen sichtbar wird, als was die Menschen dieser Zeit ihre Muttersprache empfanden. In diesem

Sinne verfolgen wir die Erörterungen, die das Verhältnis des Deutschen zu den drei ‚heiligen‘ Sprachen des Mittelalters angehen, weiter die Bemühungen, die Werte und Kräfte der eigenen Sprache zu ergründen, und schließlich die Äußerungen, die uns die gefühlsmäßige Einstellung zur Muttersprache verraten. Auf allen drei Gebieten läßt sich zeigen, daß nicht nur die Erfordernisse der verschiedenen Lebensbereiche einen erhöhten Einsatz der Muttersprache hervorriefen, sondern daß die aus dem Grundverhältnis von Muttersprache und Sprachgemeinschaft entspringende ‚Aufwertung‘ der eigenen Sprache den Anstoß zur sprachlichen Eroberung weiterer Gebiete des Gemeinschaftslebens enthielt.

### 1. Das Deutsche und die drei ‚heiligen‘ Sprachen

Wer das Verhalten des Mittelalters auf dem Gebiete der Sprache verstehen will, muß nicht nur die tatsächliche Vorherrschaft des Lateinischen als Schriftsprache beachten. Noch folgenschwerer als diese war die ideelle Stellung der Landessprachen, die sich im Gefolge der Lehre von den drei ‚heiligen‘ Sprachen ergeben mußte. Ihr Gehalt liegt seit den Tagen der Kirchenväter fest: Hilarius, Augustin, Hieronymus sind für die Folgezeit die Kronzeugen dafür, daß unter allen Sprachen dem Hebräischen, dem Griechischen und dem Lateinischen eine besondere Stellung zukomme. Diese aus den besonderen Bedingungen des Erwachsenens der christlichen Kirche zu verstehende Ansicht wird früh gestützt durch den Hinweis auf die drei Sprachen der Kreuzesinschrift und wird dann noch ergänzt durch die Vorstellungen von dem Alter der Sprachen: das Hebräische erscheint als Sprache des Paradieses und damit als ‚Ursprache‘ der Menschheit, und so vereinigen sich Gesichtspunkte des Alters, des Wertes und der Auserwähltheit, um das Hebräische zusammen mit dem Griechischen und dem Lateinischen als die Sprachen erscheinen zu lassen, die nicht nur dem Range nach den übrigen vorausgehen, sondern die auch an Wirkungskraft alle anderen übertreffen, und deren Gebrauch daher die sicherste Gewähr für das Erreichen der vordringlichsten Ziele, namentlich des christlichen Lebens, bot.

Diese Lehre faßte auch auf deutschem Boden früh Fuß. Alkwin erkennt den Vorrang des Hebräischen als der Mutter aller Sprachen ebenso an, wie der Ire Clemens, der Grammatiker am Hofe Karls des Großen, die *tres sacrae linguae*, die drei heiligen Sprachen, allen übr-

gen voranstellt. Auch die führenden einheimischen Gelehrten, Hrabanus Maurus u. a. schließen sich an, und die Anschauung des deutschen Hochmittelalters spricht noch deutlich aus Hugo von Trimberg: ‚Wenne aller sprache lererin / ist kriechisch, so muoz jüdisch sin / der sprache muoter über alliu lant... Aber aller sprache künigin / über alle die werlt is latin.‘ (Für die Belege vgl. J. Schwering.)

Diese Einschätzung der drei heiligen Sprachen konnte nicht ohne Folgen für die Bewertung der eigenen Sprache sein. Schon Karl der Große mußte durch die Frankfurter Synode von 794 gegen die Meinung, man dürfe Gott nur in den drei heiligen Sprachen anbeten, hervorheben lassen, daß der Mensch von Gott in jeder Sprache erhört werde. Und wo zu dieser ideellen Höherstellung die tatsächliche Überlegenheit der Schrift- und Kultursprache hinzukam, da war für lange Zeit den Ansätzen, die vom Muttersprachlichen immerzu ausgehen, die Entwicklung versperrt. In Verbindung mit den biblischen Nachrichten von der babylonischen Sprachverwirrung und der Trennung der Völker war die Stellung der drei heiligen Sprachen zwar nicht in einheitlicher, aber doch in jedem Fall noch sehr fester Form gesichert. Es ergab sich folgendes Bild (vgl. A. Daube):

I. Dem Alter nach erscheinen a) das Lateinische und das Griechische als nachbabylonisch, aber besonders ehrwürdig; b) das Hebräische als vorbabylonisch, als erste Sprache und Mutter aller späteren.

II. Dem Werte nach finden sich die Gedanken besonderer Wertfülle und Heiligkeit zusammen unter dem Maßstab des biblischen und des ursprünglichen Gehaltes. a) Der Wahrheitsgehalt wird in gleicher Weise für das Hebräische, Griechische und Lateinische abgeleitet aus ihrer Stellung als Sprachen des Kreuzes und der Heiligen Schrift. b) Dem Hebräischen eignet darüber hinaus ein besonderer Ursprünglichkeitsgehalt, insofern es gesehen ist als Sprache des Paradieses, als Sprache Adams und damit als menschliche Ursprache.

Es war sicher nicht leicht für die Landessprachen, ihr Eigenrecht gegenüber diesem so vielfach gesicherten Vorrang der heiligen Sprachen sichtbar zu machen. Zwar scheint der Gedanke der *lingua quarta* ziemlich früh sich angemeldet zu haben (E. Eisen Tolk vermutet irischen Ursprung und findet ihn bei Notker wieder). Aber das war doch ein sehr weiter und verworrener Umweg, auf dem die Muttersprache nur langsam wieder ins richtige Blickfeld kam.

In diesem Zusammenhang sind nun die Bemühungen zu sehen, die das Deutsche den drei heiligen Sprachen anzunähern trachten. Das ist ein Vorgang, der sich durch mehrere Jahrhunderte hindurchzieht, und bevor ein voller Erfolg im Sinne einer grundsätzlichen Ebenbürtigkeit erreichbar war, mußte zunächst ein Vorurteil nach dem anderen abgebaut werden. Es treffen nun in der Zeit um 1500 so viele Bemühungen in diesem Sinne zusammen, daß man sie durchaus als charakteristische Hinweise auf ein Anliegen wesentlicher Art ansehen kann.

Vielleicht sind überhaupt hier die ersten deutlichen Ansätze einer Aufwertung der eigenen Sprache zu finden. Denn bereits in den Jahren vor 1500 beginnt in den Kreisen der Humanisten ein Bemühen, das unbedingt in diesen Zusammenhang gehört. Seit man das Griechische auch in Deutschland wieder genauer kennenlernte, ist eine Neigung zu verfolgen, Zusammenhänge zwischen der griechischen und der deutschen Sprache aufzuzeigen. Das mag in gewissem Umfang dem etymologischen Trieb entspringen, der als eine Art ‚menschliche Urbeschäftigung‘ Verbindungen zwischen dem Sprachgut sowohl der eigenen wie einer fremden Sprache suchen läßt (s. Bd. III. S. 42 ff.). Es mag auch verstärkt worden sein durch manche Züge der Herkunftssagen deutscher Stämme, in die halbgelehrte Volksetymologien auch die Griechen hineingezogen hatten (ebenda S. 76 f.). Aber das reicht nicht aus, um die Hartnäckigkeit zu begründen, mit der man Tausende von Beispielen zusammentrug, um die Übereinstimmung des Deutschen mit dem Griechischen zu beweisen. ‚Nach Trithemius Zeugnis sammelte Johann von Dalberg, das Haupt des Humanistenkreises in Heidelberg, ein paar tausend griechische Ausdrücke, die im Griechischen und im Deutschen die gleiche Bedeutung haben. (Es spielen dabei Beispiele eine Rolle wie griech. *θηρ* – dt. *Tier*, griech. *γῆ* – dt. *Gau*, griech. *πρηνή* – dt. *Bach*, insgesamt Zusammenstellungen, die sich wissenschaftlich nur selten halten lassen.) Dasselbe berichtet Aventin von Conrad Celtis. Er selbst bezog 1517 als erster der humanistischen Grammatiker eine solche Zusammenstellung deutsch-griechischer verwandter Wörter in den lateinischen grammatischen Unterricht ein. In engem Anschluß an ihn versuchte 1518 Irenicus nachzuweisen, daß das Deutsche mit dem Griechischen und dem Lateinischen viel gemeinsamen Bestand habe (und dabei oft dem Griechischen näherstehe als dem Latein). 1520 nahm Althamer den Gedanken vom Griechischen

als einem Bestandteil des Deutschen in seine Scholien auf.' Und so treffen noch viele Nachrichten zusammen (die Belege bei A. Daube, S. 12), um uns dieses eigentümliche Bemühen als etwas erkennen zu lassen, was mehr als eine bloße Spielerei war. Sucht man die Beweggründe bewußt zu machen, so findet man das Zusammenspielen von zwei Gedanken: das eine ist der Wunsch, das Deutsche möglichst in die Nähe einer der drei heiligen Sprachen zu bringen (wobei deutlich die Nähe zum Griechischen der zum Latein vorgezogen wird); das andere ist die Absicht, deutsches Wortgut als uralte zu erweisen und ihm dadurch Ansehen und Wert zu verschaffen. In beiden Anliegen sind die deutschen Humanisten, namentlich die von Heidelberg und Straßburg, Wortführer einer Bewegung, die unmittelbar auf eine Höherwertung der eigenen Sprache zielte.

Wir finden das auch dadurch bestätigt, daß von diesen Humanisten der erste Vorstoß gegen die Grundidee von den drei heiligen Sprachen ausgeht mit dem Ziel, auch die eigene Muttersprache ihnen gleich- oder gar überzuordnen. Schon 1501 meldet sich bei H. Bebel ein Versuch, den zeitlichen Vorrang der deutschen vor der griechischen Sprache in Anspruch zu nehmen. Und daß darin nicht nur gelegentliche Spekulationen von Gelehrten stecken, sondern revolutionisierende Gedanken, die ‚in der Luft‘ lagen, bestätigt jener oberrheinische Revolutionär, von dem noch zu sprechen sein wird, wenn um 1510 unter seinen umstürzlerischen Gedanken auch die Behauptung einen wichtigen Platz einnimmt, daß Adam im Paradies deutsch gesprochen habe, das Deutsche also die Ursprache der Menschheit sei (s. u. S. 151). Man kann die Gewalt, die hinter solchen Ansprüchen steht, ermessen an der Tatsache, daß es noch viel zu früh war, um sie im Allgemeinbewußtsein durchzusetzen, und daß es noch an die zweihundert Jahre dauern mußte, bis die Hierarchie der drei heiligen Sprachen wirklich durchbrochen war.

Aber gerade die Zusammenhänge der Weiterentwicklung beweisen klar, daß die ersten Verfechter dieses Anspruchs nicht als Einzelgänger handelten. Vielmehr sind sie Bahnbrecher für eine Idee, die in der Wechselwirkung zwischen Muttersprache und Sprachgemeinschaft reif geworden war, Leute, die in der dafür kennzeichnenden Verschlingung von Ursache und Folge der stärker gespürten Muttersprache einen erhöhten Wert zu erkämpfen suchten, damit (vielleicht weniger nach

dem Willen der einzelnen Wortführer, aber durchaus im Sinne der dahinter stehenden Kräfte der Sprache) diese selbst nun in erhöhter Wirksamkeit an der Erfüllung der Sprachgemeinschaft arbeiten konnte. Denn was sich hier auf der gelehrten Ebene abspielt, das ist auf ganz andere als ‚bloß gelehrte‘ Folgerungen angelegt. In dem Anspruch auf Annäherung, Gleichberechtigung, Überordnung in der Rangordnung der Sprachen steckt das Pochen auf entsprechende Einschätzung der »Verwendung‘ der eigenen Muttersprache, der Anspruch auf Anerkennung der mit ihr erzielten Ergebnisse. Und das sind auch nur Auswirkungen eines Grundgefühls, das in der Bewährung der Muttersprache die Bestätigung für den Eigenwert der Sprachgemeinschaft findet. Es wird später noch davon zu sprechen sein, welche Rolle diese Zusammenhänge in den Vorstellungen vieler Völker, im Besitz der ‚Ursprache‘ zu sein, spielten. Das eine ist jedenfalls sicher, daß jedes Bemühen um eine ‚Aufwertung‘ der eigenen Sprache innerhalb der geltenden Meinung von dem Rang und dem Alter der menschlichen Sprachen ein Symptom dafür ist, daß die Beteiligten sich verstärkt als Sprachgemeinschaft fühlen und aus dieser Stellung heraus Pläne und Ziele ihrer Handlungen gestalten. So ist der ganze Verlauf der Auseinandersetzungen über das Verhältnis des Deutschen zu den drei heiligen Sprachen für uns ein besonders wichtiger Hinweis, um die Art der geschichtlichen Wirksamkeit der Muttersprache zu erschließen. Daß die überlieferten Vorstellungen in der Zeit um 1500 bezweifelt und bestritten werden, wäre allein schon ein beachtenswertes Symptom, weil es erkennen läßt, daß die Sprachgemeinschaft sich nicht mehr bei dieser Ordnung beruhigt. Daß es gerade die Humanisten sind, die aus der Beschäftigung mit fremden Sprachen die Stellung der eigenen Muttersprache zu überdenken beginnen, bestätigt, daß auch der Sinn der Gliederung der Menschheit in Sprachgemeinschaften mit im Spiele ist. Die Beobachtung, welche Werte der ‚heiligen‘ Sprachen nun im einzelnen auch für die eigene Muttersprache beansprucht werden, eröffnet noch einen genaueren Einblick in die Ziele, die der Sprachgemeinschaft zu dieser Zeit wichtig waren, und die - auch über die auffälligste Stelle ihres Auftretens hinaus - uns erkennen lassen, in welchem Sinne diese Menschen als Sprachgemeinschaft auf den Gang der geschichtlichen Gesamtentwicklung einwirkten.

## 2. Die Werte der deutschen Sprache

An welchen Stellen das Bemühen, der eigenen Muttersprache erhöhte Achtung zu verschaffen, ansetzen mußte, kann man aus der Übersicht darüber entnehmen, durch welche besonderen Werte die heiligen Sprachen hervorgehoben waren (o. S. 137). Alter, Würde, Heiligkeit, Urkraft, das sind Punkte, um die sich die Überlegungen verdichten, ohne daß immer das Ganze in seinen Zusammenhängen vor Augen stehen mußte. Wenn wir Luther, Dürer, Paracelsus, Ickelsamer, Hutten als Vorkämpfer nannten, die im Grunde auf derselben sprachlichen Linie stehen, so ist damit nicht gesagt, daß diese Männer um ihren Zusammenhang wußten oder gar in verabredeter Weise den gleichen Weg verfolgten. Sie setzen vielmehr an ganz verschiedenen Stellen an, und ihre Ziele sind durchaus nicht die gleichen. Aber ihre Wirkungen vereinigten sich, weil sie demselben Grundanstoß entsprangen; und ihre Bemühungen um die deutsche Sprache gewannen Raum, weil sie in der Gedankenfolge einer allgemeinen Aufwertung der Muttersprache darin standen. Daß diese selbst auf dem noch breiteren Untergrund einer neuen Einschätzung des Sinnes der Gliederung der Menschheit in Sprachgemeinschaften zu sehen ist, zeigen die später zu besprechenden Gedankengänge des Petrus Mosellanus; nicht zufällig stammt seine Rede über den Sinn des Studiums der verschiedenen Sprachen aus Leipzig und aus dem Jahre 1518.

Wir verfolgen, ohne uns an eine strenge zeitliche Folge zu halten, die Einschätzung der muttersprachlichen Werte, die dem sprachlichen Bemühen der in jenen Namen verkörperten Strömungen zugrunde lagen. Die Mannigfaltigkeit der Strebungen läßt sich am ehesten überschauen unter dem doppelten Gesichtspunkt des Hervorhebens der religiösen Werte der Muttersprache und des Suchens nach den Urwerten der deutschen Sprache. Dabei wird die Frage nach dem Verhältnis dieser beiden Grundrichtungen und dem Verlauf ihrer gegenseitigen Steigerung nicht unwichtig sein für die Art, wie wir uns das Einsetzen der geschichtlichen Kraft der Muttersprache vorzustellen haben.

Die religiösen Werte der Muttersprache. Wenn man das Grundverhältnis Luthers zur deutschen Sprache kennzeichnen soll, so ist zu sagen, daß sein Vorgehen durchaus gelenkt wird durch die Erfordernisse des religiösen Bereiches. Das besagt, daß die Vielgestaltigkeit der zwischen Sprache und Religion bestehenden Beziehungen (o.

Bd. III S. 126) auch Einschätzung und Verwendung der Muttersprache in Luthers Werk bestimmt, wobei dieses selbst allerdings nicht zuletzt durch das Grundverhältnis zur Sprache als ein ‚reformatorisches‘ gekennzeichnet ist. - Dementsprechend hat auch Luther selbst seine Anschauungen von der Sprache nie in systematischer Form auseinander-gesetzt. Geht man die Zusammenstellung der einschlägigen Einzelbemer-kungen aus Luthers Werk durch, so stößt man bald auf den be-kannten Zwiespalt in der Einschätzung des Wortes. Das Wort ist ihm der gewisseste Halt des Glaubens, und ist doch aus sich allein eine unzulängliche Grundlage: ‚Gleich wie auch das wort on geist und glauben nicht genug ist, das yemand gewis mache, so ist doch das Mittel, da durch der geist und gewisse glaube kompt.‘ In der Auflösung dieses Widerspruchs steckt das innerste Sprachanliegen Luthers. ‚Es klingt wie ein *circulus vitiosus*: der Geist und Glaube muß da sein, um das Wort richtig aufzunehmen und zu verstehen, und wiederum ist das Wort das Mittel, durch das der Glaube erzeugt wird. Aber es ist kein Zirkel, es zeigt uns, wie sehr die Kräfte Wort und Geist miteinander und durch einander wirksam sind‘ (L. Meyer).

Aber schon allein die Überzeugung von der ‚hinführenden‘ Wirkung des Wortes mußte sich in Luthers Stellung zur Muttersprache auswirken. Der leitende Gedanke ist, daß in der Fassung des heiligen Wortes sich im Grunde die Bestimmung jeder Sprache erfülle. Dabei ist die Bedeutung der Sprachen vornehmlich in ihrer vermittelnden Rolle gesehen und ihre Rangordnung grundsätzlich nach ihrem biblischen Wert festgelegt. Die Schrift an die Ratsherren aller Städte deutschen Lands von 1524 zeigt alle wesentlichen Gesichtspunkte dieser Jahre beieinander: ‚Die sprachen sind die scheyden, darynn dis messer des geystes stickt. Sie sind der schreyn, darynnen man dis kleynod tregt. Sie sind das gefess, darynnen man disen tranck fasset. Sie sind die kemnot, darinnen dise speyse ligt. Sie sind die körbe, darynnen man dise brot und fische und brocken behellt.‘ Und es ist die Auserwählung zur Bibelsprache, die dem Hebräischen und dem Griechischen die Würde heiliger Sprachen verleiht: ‚Denn Gott hat seyne schrifft nicht umb sonst alleyn ynn die zwo sprachen schreiben lassen: das alte testament ynn die Ebreische, das new ynn die Krie-chische ... Daher auch die Ebreische sprach heylig heysset... Also mag auch die Kriechische sprach wol heylig heysen ..‘ Von da aus kommt dann auch allen Sprachen eine Heiligung zu, in die das Evan-

gelium übertragen ist: die griechische Sprache ist heilig, weil ‚die selb fur andern dazu erwelet ist, das das newe testament drinnen geschriben würde, und aus derselben alls aus eym brunnen ynn andere sprach durchs dolmetschen geflossen und sie auch geheyliget hat‘. An dieser Heiligung nimmt also auch das Deutsche teil, seit es sich eben als Gefäß für das Evangelium bewährt hat: ‚Niemand hat gewust, warumb Gott die sprachen erfür lies komen, bis das man nu allererst sihet, das es umb des Evangelion willen geschehen ist.‘ Und die Bekräftigung für diese Wirkung entnimmt Luther dem Pfingstwunder: ‚Denn gleich alls da Gott durch die Apostel wollt ynn alle welt das Evangelion lassen komen, gab er die zungen dazu.‘

Man sieht leicht, welche Ansätze zur Höherwertung der Muttersprache in diesen Gedankengängen stecken. Das immer bestehende Bedürfnis nach der Verwendung der eigenen Sprache im religiösen Leben erhält über den praktischen Wert hinaus die innere Rechtfertigung durch die in der Schaffung der Vielheit der Sprachen und ihrer Bekräftigung durch das Pfingstwunder beschlossene Möglichkeit, daß mit der Übertragung der Heiligen Schrift jede andere Sprache an der Heiligkeit teilnehmen kann, die das Evangelium ihr zuführt. Ist die deutsche Sprache reif für das ‚Dolmetschen‘ der heiligen Schrift, dann ist auch ihr biblischer Wert gesichert. Die aus der Überzeugung von der ausreichenden Kraft der Muttersprache wachsende Bibelverdeutschung bringt rückwirkend dieser Sprache selbst eine neue religiöse Weihe. - Und die damit gewonnene Stellung der deutschen Sprache wirkt sich besonders im Verhältnis zum Latein aus. Nicht umsonst erkennt Luther nur den Originalsprachen des Evangeliums, dem Hebräischen und dem Griechischen, die Heiligkeit kraft ihrer Aus erwählung für das Wort Gottes zu. Vom Lateinischen ist nicht die Rede. Und darin bereitet sich der stärkste Stoß gegen das Latein vor. War der Gebrauch der Muttersprache seit dem 13. Jahrhundert auf manchen Lebensgebieten gegen das Latein vorgedrungen, hatte sich die Spannung selbst bei den Humanisten gezeigt, die das Deutsche enger an das Griechische anschlossen als beide an das Latein, so wurde hier nun der Anspruch des Lateins in seinem Kernbereich, im religiösen Leben erschüttert; und die Folgerung, daß das Deutsche mit gutem Recht die Stelle des Lateins in all seinen religiösen Verwendungen beanspruchen könne, führt diesen Gedanken gradlinig zu Ende.

Luther selbst zieht diese Folgerungen zunächst nur schrittweise, soweit

sie eben seinem unmittelbaren religiösen Wollen entsprachen. Obenan steht die Forderung der Übertragung des griechischen Bibeltextes in deutsche Sprache und damit die Tat der Reformation, die auf religiösem wie auf sprachlichem Gebiet die größten Wirkungen ausübte. Zurückhaltender war er in der Frage des Gottesdienstes, wo er die Werte der überlieferten Liturgie nicht übersehen konnte; die ‚Deutsche Messe und Ordnung Gottes diensts‘ von 1526 will ‚yn keynen weg die latinische sprache aus dem Gottis dienst lassen gar weg komen‘; hier wäre für Luther nach der grundsätzlichen Gleichstellung der Muttersprache durchaus folgender Weg denkbar: ‚wenn ichs vermöcht und die Kriechsche und Ebreische sprach were uns so gemeyn als die latinische und hette so viel feyner musica und gesangs, als die latinische hat, so solte man eynen sonntag umb den andern yn allen vieren sprachen Deutsch, Latinisch, Kriechisch, Ebreisch messe halten, singen und lesen‘. Dieses Nebeneinander der ‚vier Sprachen‘ begegnet noch öfters bei Luther und beweist aufs neue, daß er sich bei dem Durchsetzen der Muttersprache durchaus auf die religiösen Notwendigkeiten stützt und einen plötzlichen Abbruch ebenso zu vermeiden sucht wie ein Verschleudern der religiösen Werte, die in der Überlieferung der drei heiligen Sprachen des Christentums beschlossen waren.

Die Urwerte deutscher Sprache. Das sprachliche Wollen der Reformatoren war aber nicht einheitlich, und manche Züge weisen darauf hin, daß es in gewisser Weise ein Ausschnitt aus einer sprachlichen Bewegung war, deren Wurzeln noch über das Religiöse hinaus verzweigt waren. Luthers eigenes Verhalten deutet darauf hin, daß er bisweilen zu einem rascheren Vorgehen gedrängt wurde, als es ihm selbst nahe gelegen hätte. Man hat Luthers raschen Wandel in der Einstellung zum deutschen Kirchenlied im Laufe des Jahres 1523 auf einen äußeren Anstoß zurückgeführt, nämlich die Tatsache, daß zu dieser Zeit Thomas Münzer mit der Einführung deutscher Lieder in den Gottesdienst vorangegangen war (W. Lucke). In den Kreisen der Schwärmer ist das Drängen nach der Muttersprache viel stürmischer, und es ist gewiß kein Zufall, daß die beiden ersten Belege für das neue Wort *Muttersprache* (Ende 1523 und 1524) in Schriften stehen, in denen Luther sich mit den Gedanken der Schwärmer auseinandersetzt: hier war offenbar die Rede von der Muttersprache am dringlichsten (A. Daube). Das führt uns in einen Zusammenhang, der

uns noch tiefere, dafür aber auch noch schwerer faßbare Wurzeln für die Aufwertung der Muttersprache sehen läßt.

Wir knüpfen am besten an Valentin Ickelsamer an, den Freund Carlstadts und Schwenckfelds, den wir in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts mit grammatischen Arbeiten beschäftigt fanden. Wenn wir ihn als den Beginner deutscher Grammatik einbezogen, so ist es weniger wegen des sichtbaren Erfolges seiner Bemühungen. Was sein kleines Büchlein ‚Ein Teutsche Grammatica‘ bemerkenswert macht, ist der neue Antrieb, der hinter seinem Vorhaben steht. Noch war der Plan einer deutschen Grammatik nichts Selbstverständliches. Gewiß mühte man sich schon länger um Schreib- und Leseanweisungen. Aber die deutsche Sprache als eigenwertiger Gegenstand wissenschaftlicher Bemühungen, das war ein Schritt, der nur aus neuem Geist heraus möglich war. Wir können Ähnliches im Beginn der grammatischen Bearbeitung aller neueren europäischen Sprachen feststellen. Aber war es bei jener ersten spanischen Grammatik aus dem Entdeckerjahr 1492 der Gedanke von der Sprache als der ‚Genossin des Reiches‘, der diesen Fortschritt trug, so ist es bei Ickelsamer 1534 die Idee der *Muttersprache*: Ja billig ist es allen Teutschen ain schand und spott, daß sy anderer sprachen maister wöllten sein, und haben jre aigne angeborne muter sprach noch nye gelernet oder verstanden.‘ Und diese ‚angeborene deutsche Muttersprache‘ will er ‚allen Teutschen‘ nahebringen. Gewiß hat das Ganze sich nicht weit über eine Rechtschreiblehre entwickelt, aber diese ‚Lesckunst‘ kann nicht begriffen werden, ‚man wisse und verstehe dann jren innerlichsten und tieffsten grund und Ursprung‘, und dessen wird niemand habhaft, ‚Got lere in dann selbs‘.

Was ist das denn, was in der deutschen Muttersprache und ihrer Erkenntnis ‚ein hailige gab Gottes‘ sehen läßt? Alle diese Hinweise Ickelsamers (für die Belege vgl. H. Noll) entspringen den Gedanken, die ihn im Titel seiner Grammatik die *Etymologia der teutschen sprach und wörter* hervorheben lassen, und die ankündigen, daß er den Deutschen ihre Muttersprache in ganz neuer Weise erschließen wolle. Daß er es auf dem Wege über die Buchstaben tun will, weist uns die Spur des Weges, auf dem er vorangetrieben wurde. Der Gedanke einer Etymologie über die Buchstaben hatte im deutschen Kulturraum zu Ende des 15. Jahrhunderts Fuß gefaßt, und in seiner Übertragung auf die deutsche Sprache liegt der Anlaß, der uns Ickel-

samer wichtig macht als Vertreter einer Strömung, die nun für die eigene Sprache ganz neue Werte beansprucht.

„Es ist in allen Sprachen, glaub ich, kaum ein lieblicher Ding, denn die Etymologien und Composition der Wörter erkennen und verstehen, dann es ist so künstlich ein Ding, das gleich etliche tiefe Geheimnisse allein unter den Buchstaben verborgen liegen, welches auch den Juden ein Ursach ist, das sie schier mit allen Buchstaben ihrer Sprache also schertzen und Philosophieren.“ Dieses Philosophieren der Juden bezieht sich auf die Geheimwissenschaft der Kabbala, aus der Joh. Reuchlin 1494 in kennzeichnender Sicht die Lehre *De verbo mirifico* „Vom wundertätigen Wort“ bekannt gemacht hatte. Unter den Wegen, den verhüllten Sinn des dem Moses geoffenbarten göttlichen Gesetzes zu erschließen, ist einer der ersten die *grammatica* im Sinne einer mystisch-magischen Buchstabenbetrachtung. Das Alphabet erscheint verbunden mit den Urkräften des menschlichen Lebens und des Kosmos, und dient ebenso dazu, vom Wort aus Aufschluß über deren Wirken zu erhalten, wie in der Auswertung solchen Wissens diese Urkräfte dem menschlichen Einfluß zugänglich zu machen. Diese kabbalistische Sprachdeutung ist ursprünglich ganz auf das Hebräische abgestellt und auch in ihrer Verbreitung durch Reuchlin zunächst durchaus bestimmt, den Wert dieser Sprache noch verstärkt zu betonen. Zu dem anerkannten Alter und der biblischen Heiligkeit kommt ihr ursprachlicher Wert hinzu; ihre Bestandteile sind wirklich »wundertätige Wörter«, weil sie gemäß der ihnen innewohnenden ursprünglichen Kraft ihre Träger mit dem Weltall und letztlich mit Gott verbinden.

Diese durch Reuchlin verbreiteten kabbalistischen Gedanken haben unter den Sprachkundigen der Zeit tiefe Wirkungen ausgelöst. Die Folgen im einzelnen aufzuweisen, ist schwierig, weil solche Gedankengänge stärker in den „Unterströmungen“ wirken, und - so wirksam sie sonst auch sein mögen - im Schrifttum nicht in entsprechender Deutlichkeit zu Worte kommen. Immerhin können wir das Weiterarbeiten an charakteristischen Umwandlungen dieser Lehre verfolgen. Agrippa von Nettesheim, der 1509 Vorlesungen über Reuchlins „wundertätiges Wort“ gehalten hatte, rückt deutlich von dessen einseitiger Wertung des Hebräischen ab, indem er betont: „es ist in allen Sprachen die gleiche Kraft“ (A. Daube). Von da aus ist es nur ein folgerichtiger Schritt, wenn die Teilhabe an dieser Urkraft auch für das Deutsche beansprucht wird. Und das ist das eigentlich Trei-

bende bei Ickelsamer: ‚In unsern teutschen Wörtern ist auch solcher kunst nit wenig. Aber es ist so gar in unbrauch, Unverstand und vergeß kommen, das ich glaub, das nitt ayn Nation sey, die jrer Wörter und sprach weniger verstand und ursach wisse und geben künd, dann die Teutschen.‘ Damit ist in aller Form der Anspruch, daß auch die eigene Muttersprache Anteil an dem Ursprünglichkeitsgehalt der Ursprache habe, erhoben und die Erforschung des Deutschen auf diese Werte hin als Aufgabe für die deutsche Grammatik gestellt. Es ist ein Gedanke, der in der Folgezeit noch außerordentliche Wirkungen zeitigte.

Aber Ickelsamer ist nicht der einzige und nicht der erste, der solchen Gedanken nachgeht. Aus ähnlichen Quellen wie Reuchlins Wundertätiges Wort‘ fließen die Gedanken von der adamischen Sprache. Das Beispiel des Paracelsus mag die Art veranschaulichen, in der diese zur Aufwertung der Muttersprache beitragen. Ihm ist im Zusammenhang mit seiner Heilkunde der Signaturenbegriff wesentlich geworden, als Wegweiser zu den geheimen Zusammenhängen der Kräfte. Und solchen Signaturenwert haben auch die Wörter, soweit sie nämlich auf die Sprache Adams zurückgehen: ‚die Kunst Signata lehret, die rechten Namen geben allen Dingen, die hat Adam unser erster Vater vollkommenlich gewußt und erkanntnuß gehabt. Dann gleich nach der Schöpfung hat er allen Dingen, eim jedwedern seinen besondern Namen gegeben, den Thieren, den Beumen, den Kreuttern, den Wurtzlen, also auch den Steinen, Ertzen, Metalen, Wassern etc. und wie er sie nun Taufft, und jhnen Nammen gab, also gefiel es Gott wol, dann es geschach aus dem rechten Grund, nit auss seinem gut Geduncken, sondern auss einer Prädestinierten Kunst, nemlich der Signata, darum ist er der erste Signator gewesen‘ (die Belege bei A. Daube). Auch ohne daß alle die Gedanken, die hinter solchen Anschauungen von den ‚richtigen‘ Namen stehen, auseinanderzusetzen wären, leuchtet ein, welchen Auftrieb die deutsche Sprache gewinnen mußte, wenn auch sie Anteil an dieser adamischen Sprache besitzen sollte. Dieser Schritt ist bei Paracelsus getan. Wir kennen zwar seine Begründung nicht. Aber Tatsache ist, daß er seine Beispiele für ‚richtige Namen‘ aus dem Deutschen nimmt (*Augentrost* und *Blutwurz* u. ä.), und daß er damit einen nicht an das Hebräische gebundenen Weg aufweist, auf dem das Deutsche an den Werten einer ‚Natursprache‘ Anteil gewinnt. Wie

stark seine Wirkung gewesen sein muß, ersieht man aus der Vielfalt der Folgerungen und Schlüsse, die noch lange Zeit hindurch aus diesen Gedanken abgeleitet wurden.

### 3. Die Muttersprache in neuer Einordnung

In dieser Weise lassen sich mannigfaltige Anstöße aufweisen, die geeignet waren, das innere Verhältnis der Deutschen zu ihrer Muttersprache zu festigen. Das geht natürlich Hand in Hand mit dem Streben, den Gebrauch der Muttersprache auf möglichst vielen Lebensgebieten durchzusetzen. Es handelt sich um eine Wechselwirkung, in der den zeitlichen Befunden nach die Höherwertung der Muttersprache dem äußeren Aufstieg vorangeht. Das Ineinandergreifen des Geschehens ist jedenfalls so zu deuten, daß in dem Grundverhältnis von Muttersprache und Sprachgemeinschaft eine Veränderung eintrat, die zu einer erhöhten Beachtung der eigenen Sprache führte. Sie ist herbeigeführt teils durch eine allgemeine Zeitströmung, die auf eine Veränderung in der hergebrachten gedanklichen Ordnung der Sprachen hindrängte, teils durch unmittelbare Anforderungen, die an die Sprache gestellt wurden, allerdings bereits im Zusammenhang mit der neuen Wertung der eigenen Sprache und dem Gefühl, daß sie ihrem Stande nach für die neuen Aufgaben gerüstet sei. Die gewonnenen Ergebnisse wirken dann wieder zurück auf die Sprachgemeinschaft und verstärken die bindende Kraft der Muttersprache: dadurch daß diese in immer weiteren Bereichen sich entfalten kann, wird ihre geistige Kraft dem Umfang wie der Tiefe nach verstärkt, und die neu gewonnenen ‚Verwendungsbereiche‘ sind ebenso viele Wege, aus den angelegten Möglichkeiten der Sprachgemeinschaft den Reichtum erfüllten Lebens zu gestalten. Um in diesem Ineinandergreifen von Ursachen und Folgen die geschichtliche Kraft der Muttersprache selbst richtig zu beurteilen, ist es nötig, das Aufkommen dieser neuen Ordnung noch etwas weiter zu verfolgen. Das Wachsen des muttersprachlichen Einflusses wird sichtbar in der Durchdringung neuer Lebensbereiche von der deutschen Sprache aus; aber die Bedingungen dieser Bereiche selbst geben keine ausreichende Erklärung für die Neuerungen (was sich auch darin zeigt, daß manche dieser Vorstöße etwa in der Wissenschaft zunächst noch vereinzelt bleiben). Das Streben der Menschen selbst nach der ‚Erfüllung‘ der Sprachgemeinschaft, so wie es in der

erhöhten Wertschätzung der Muttersprache sich ausdrückt, kann auch nicht die einzige Ursache sein, denn es setzt mindestens das Gefühl für die Notwendigkeit und Erfüllbarkeit dieser Aufgaben voraus. Die Muttersprache ihrerseits ist gewiß in jeder einzelnen ‚Verwendung von dem Tun der Sprachgemeinschaft abhängig; aber in dem Ausbau ihres Weltbildes gewinnt sie überzeitlichen Gehalt, und in der geistigen Umformung jedes Menschen im Zuge der Spracherlernung werden ihre Kräfte zu immer erneuten Anstößen weiteren Ausbaus. Man wird also mindestens die Bedingungen dieser drei Größen, Muttersprache, Sprachgemeinschaft und Lebensbereich in ihrem Zusammenhang prüfen müssen.

Wir können das deutsche Geschehen zwischen 1520 und 1530 noch etwas weiter aufhellen, wenn wir es in Beziehung setzen zu zwei Anzeichen, die wir kurz vorher beobachten. Sie zeigen uns das, was im Spiele ist, einmal in der Ausweitung des Grundanliegens ins Allgemeine, sodann in der Fortführung des Hauptgesichtspunktes ins Übersteigerte. Messen wir daran die tatsächliche Entwicklung, so ergibt sich folgendes Bild.

In Leipzig hielt 1518 Peter Schade, genannt Mosellanus, eine akademische Rede über das vergleichende Sprachstudium (genauer *de variarum linguarum cognitione paranda*; vgl. A. Daube). Die Rede gipfelt in den vier Hauptsätzen: Vor Gott liegen alle Sprachen offen (*Deus omnium gentium linguas intelligit*). Kenntnis der Sprachen ist eine engelhafte Gabe (*Angelicum est linguas nosse*). Einsicht in die Sprachen gehört zur himmlischen Glückseligkeit (*Item caelestis felicitatis est linguarum intelligentiam habere*). Je weiter einer im Studium der Sprachen fortschreitet, um so mehr nähert er sich dem Bilde Gottes (*Quanto plus in linguarum studiis quis profecerit, tanto propius Dei imaginem refert*). Das sind Sätze, die uns aufhorchen lassen, und die uns wohl etwas von dem weiteren Untergrund des folgenden Geschehens erkennen lassen (auch wenn Mosellanus infolge seines frühen Todes 1524 in die Ereignisse der zwanziger Jahre nicht wesentlich eingreift; er selbst fordert das Studium der drei heiligen Sprachen und steht in der Nähe von Reuchlin und Carlstadt). Offenbar war die Zeit reif für den Gedanken der Gleichheit aller Sprachen vor Gott (und damit der Ebenbürtigkeit untereinander). Dieser Gedanke, auf das Deutsche angewandt, mußte ein Anstoß sein, um die Stellung der eigenen Sprache zu stärken, die Verwendung der Muttersprache zu

fördern und das Studium auch des Deutschen zu beleben. Daß er gerade hier in Leipzig auftritt, kann damit zusammenhängen, daß unter den westslawischen Völkern Gedanken, die auf die ‚Unmittelbarkeit jeder Sprache zu Gott‘ hinauslaufen, am weitesten fortgebildet erscheinen, wie überhaupt ein erhöhtes Empfinden für die Muttersprache bei den Polen schon im 13. Jahrhundert, bei den Tschechen mindestens seit Hus bemerkbar ist. Vor allem unter Berufung auf das Pfingstwunder werden dort Werte der eigenen Sprache entdeckt, die über das, was gleichzeitig in Deutschland geltend gemacht wird, noch hinausgehen (E. Benz). Kaum einer der deutschen Reformatoren hat an dem ‚Strafcharakter‘ der ‚Sprachverwirrung‘ gerüttelt, allgemein gesprochen: die als einem Zustand menschlicher Unvollkommenheit entstammend gedeutete Vielheit der Sprachen wird einseitig in ihren Nachteilen gesehen. Der Osten weist demgegenüber auf die Vorteile der Vielheit der Muttersprachen hin, sieht schon in der Sprachverwirrung die angelegte Wohltat, die dann durch das Pfingstwunder der Sprache ins helle Licht gerückt wird (Anklänge bei Luther o. S. 143 werden nicht mit gleicher Konsequenz ausgebaut). Solche Gedanken mögen in Ostmitteleuropa besonders regen Widerhall gefunden haben, und man würde demnach eine erhöhte Aufgeschlossenheit für sprachliche Werte als Ansatz für das Wirksamwerden dieser Vorstellungen annehmen, die ihrerseits das Verlangen nach der Ausweitung der Muttersprache gestärkt und gerechtfertigt hätten, so wie die wachsende Kraft der eigenen Sprache die Durchführbarkeit sicherte. Damit wäre das Handeln der Sprachgemeinschaft im einzelnen Fall ausgelöst durch eine Einsicht, die sich in allgemeiner Form aus den Bedingungen der Muttersprache herausgestaltet hatte.

Führen solche Gedanken die Muttersprache aus der Wertordnung der drei heiligen Sprachen heraus, so gewinnt das Wunschbild von den Urwerten der eigenen Sprache erhöhte Anziehungskraft, und es kann sein Bestehen durch übersteigerte Ansprüche verraten. In diesem Sinne wird uns eine Handschrift aus der Zeit kurz nach 1500 wichtig, die zugleich die Wirkungskraft des Sprachgedankens wie weitere Folgerungen, die sich mit ihm verbanden, sichtbar macht. Ein unbekannter Verfasser aus dem Elsaß zeigt in einer zu Kolmar befindlichen Handschrift wohl alle die Fragen religiöser, staatlicher, gesellschaftlicher Art, die diese Zeit aufwühlten, beisammen, und die Art,

wie er die Verhältnisse und die Lösungen beurteilt, läßt seine Kennzeichnung als ‚o**ber**rheinischer **R**evolutionär‘ wohl verständlich erscheinen (O. Eckstein). Wenn wir somit schon darauf gefaßt sind, daß er auch über die Sprache Umstürzlerisches zu sagen hat, so ist man doch noch erstaunt, wie hier die Muttersprache gesehen ist: es ist die ‚heilige dudesche sproch‘ (ähnlich schon in der gegen Ende des 15. Jahrhunderts in Augsburg auftauchenden ‚Reformation des Kaisers Sigismund‘), die schon Adams Sprache im Paradies gewesen ist, die vor dem Turmbau von Babel nach Europa verpflanzt war und dort den Folgen der Sprachverwirrung entging. ‚Dar har kumpt das wir tuschen haben die sproche Ade.‘ Das Hebräische ist erst nachbabylonisch, das Latein gar ein spätes Gemisch aus drei (romanischen!) Sprachen. ‚Tusche die erst sproche ist. Und wirt uff daz lest alle sprochen abthun: Und daz Wort Christi erfüllen: Ein gloub, Ein Hirt, Ein Stal: Ein Herd: Ein sproch durch die gantze welt‘ (vgl. A. Daube). Es kommt uns hier nicht darauf an, diese ganze Verschrobenheit in ihren Bestandstücken und Wurzeln zu entwirren. Aber das eine wird man sagen können: wenn solche Ansichten um 1500 geäußert werden können, gewiß in der Übersteigerung des Revolutionärs, aber doch aus einem Untergrund und in einem Umkreis, der so etwas ermöglichte, dann versteht man, wie stark die Gedanken von der Ursprache, von den ursprünglichen Werten des Deutschen, von seiner Überlegenheit über andere Sprachen, von den in ihm beschlossenen Möglichkeiten damals umgehen. Die ‚heilige deutsche Sprache‘ spielt in den Reformprogrammen schon des 15. Jahrhunderts eine Rolle, und gegenüber dem Ausbruch des Revolutionärs sind die Formen, in denen dann Männer wie Luther, Dürer und Paracelsus ihre Rechte wahrnahmen, der maßvolle Vollzug eines geschichtlichen Prozesses, für den Zeit und Sprache reif waren.

### c) Eingreifen der Sprachgemeinschaft in die Geschichte

Der Kolmarer Anonymus, so verworren seine Anschauungen auch sein mögen, macht uns noch auf etwas anderes aufmerksam. Wir haben bisher die geschichtliche Kraft der Sprache wesentlich im Hinblick auf die inneren Wechselwirkungen zwischen Muttersprache und Sprachgemeinschaft gesehen; wie das Vorhandensein des muttersprachlichen

Weltbildes die Glieder der Sprachgemeinschaft geistig zusammenschließt und diese Zusammengehörigkeit auch bewußt werden läßt; wie das Arbeiten mit den muttersprachlichen Mitteln die verschiedenen Lebensbereiche erschließen hilft und das Verhalten auf diesen Gebieten mitbestimmt. Das sind natürlich auch alles geschichtlich wichtige Auswirkungen, aber sie sind so »selbstverständlich«, daß daran wenig auffällt und es nicht leicht ist, dem Außenstehenden einleuchtend zu machen, daß hier sprachliche Kräfte mitspielen, durch die der geschichtliche Verlauf in ganz bestimmter Weise mitgestaltet wird. Wir müssen aber noch weitere Formen einbeziehen, in denen die Sprachgemeinschaft geschichtlich wirksam wird. Nicht nur in ihrem eigentlichsten Bereich, in den Zwecken sprachlichen Erkennens und Schaffens, an denen sie ihren inneren Zusammenhalt ununterbrochen begründet und bestätigt, sondern darüber hinaus in den Funktionen, die einer erfüllten Sprachgemeinschaft insgesamt als einer geschichtlich wirksamen Größe zukommen. Es geht letztlich um Folgerungen, die sich aus dem Grundgesetz der Gliederung der Menschheit in Sprachgemeinschaften herleiten, nun aber im Hinblick auf die Aufgaben, die über die rein sprachlichen Zwecke hinausweisen. Denn sicher ist die Sprachgemeinschaft nicht Selbstzweck, sondern Teilkraft eines geschichtlichen Lebens, in dem Aufgaben anderer Art, Gemeinschaften anderer Begründung ihre Stelle haben. Und zu den Aufgaben der Sprachgemeinschaft gehört es, ihre primären Leistungen für die Erfüllung dieser anderen Aufgaben bereitzustellen und auszuwerten. Wie dieses Hineinwirken der Sprache durch die Sprachgemeinschaft in die Geschichte zu verstehen ist, läßt sich an den erörterten Vorgängen bereits veranschaulichen, und wir versuchen, diese Wirkungsformen im Verhältnis nach außen ebenso wie in den inneren Geschehnissen kurz zu umschreiben.

### 1. Das Nebeneinander der Sprachgemeinschaften

Als wir uns früher nach dem Sinn der Verschiedenheit der Sprachen fragten (Bd. I, S. 34ff.), kamen wir zur Bestätigung der tiefen Einsicht W. von Humboldts, daß die Verschiedenheit der Sprachen notwendig ist, um das sprachliche Menschheitsziel zu erreichen. In dem ‚Umschaffen der Welt in das Eigentum des Geistes‘ hat jede Sprache ihre eigene Stelle, insofern sie sich von einer Seite der dem Menschen erreichbaren Erkenntnis nähert; jede einzelne Sprache er-

schließt einen Aspekt der ‚in der Mitte‘ aller Sprachen liegenden Wahrheit. Keine von ihnen wäre imstande, diese Wahrheit objektiv zu fassen; aber die Subjektivität der verschiedenen Sprachen führt zu einem gewissen Ausgleich, und die Vielheit der Wege sichert die Menschheit vor einem einseitigen Sich-Festrennen in einer Sackgasse. Wer in diesem Sinne die Notwendigkeit der Vielheit der Sprachen bejaht, muß folgerichtig auch die Notwendigkeit der Vielheit von Sprachgemeinschaften anerkennen. Wir sahen schon: die Gliederung der Menschheit in Sprachgemeinschaften ist deshalb mit einer solchen Allgemeingültigkeit und Unverbrüchlichkeit gesichert, weil sie für die Durchführung geschichtlichen menschlichen Lebens unentbehrlich ist. In den Sprachgemeinschaften werden die Einzelnen zu geschichtlich handlungsfähigen Gebilden zusammengefaßt, sie sichern nach Raum und Zeit den Zusammenhalt, der ein Kulturleben tragen kann. Und in dem Austausch zwischen den Sprachgemeinschaften werden die Leistungen jeder einzelnen auch für die anderen fruchtbar gemacht, und in dem Wettbewerb der Sprachgemeinschaften liegt einer der wichtigsten Anstöße zum geistigen Fortschritt der Menschheit.

Verfolgen wir nun dieses Idealbild, die Menschheit in notwendiger Gliederung in Sprachgemeinschaften an der Verwirklichung ihrer geistigen Bestimmung zusammenwirkend, in die Tatsächlichkeit der Geschichte, so finden wir, daß seine Erfüllung durchaus nicht selbstverständlich ist. Man hat vielmehr den Eindruck eines zweiseitigen Schwertes und das Gefühl, daß der erreichbare Vorteil mit sehr vielen Gefahren beladen ist. Weder in der äußeren Ergänzung noch in der inneren Zusammenarbeit erscheinen die Wirkungen der Gliederung der Menschheit in Sprachgemeinschaften unmittelbar überzeugend, und selbst wenn man die Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit einrechnet, bleibt die Frage, ob nicht die Gefahren des Weges das Erreichen des Zieles vereiteln.

Am offensichtlichsten ist diese Problematik in dem äußeren Verhältnis der Sprachgemeinschaften zueinander. Es ist unverkennbar, daß die Gliederung der Menschheit in Sprachgemeinschaften zunächst Schranken schafft. Mögen die mundartlichen Übergänge zum Teil fließend sein, - irgendwo müssen auch die Sprachen aufeinanderstoßen, und an diesen Stellen stehen sich nun Sprachgemeinschaften fremd gegenüber. Eine häufig anzutreffende primitive

Verhaltensweise sieht nun in dem Andersartigen leicht das Lächerliche, in dem Unverständlichen das Gefährliche, in dem Fremden das Vogel-freie. Die wegen des gemeinsamen Menschheitszieles notwendige Verschiedenheit birgt in sich die Drohung gegenseitiger Verfeindung und Beeinträchtigung. Und diese Drohung wird um so gefährlicher, je weiter die - wiederum dem Menschheitsziel dienende - Entwicklung von Hochsprachen heranwächst und die durch die Sprachverschiedenheit erfaßten Lebensgebiete jeweils in besonderem Sinne prägt. Wie wird sich aus solchen Spannungen ein dem Sinn des sprachlichen Grundgesetzes entsprechendes Verhalten entwickeln?

Solche Fragen müssen sich am nachdrücklichsten in den Sprachgrenz-zonen stellen, und die Entwicklung der Deutschen hatte offenbar um 1500 eine Stelle erreicht, an der die Spannungen offenkundig wurden. Am deutlichsten sehen wir es an der sprachlichen Westgrenze. Sie hatte schon einmal ihre große geschichtliche Tragweite gezeigt, damals als sich aus der Völkermischung des Westfrankenreiches die schärfere Trennung herausgestaltete, deren Kennwort gerade das neu entstehende *Deutsch* war (o. S. 57). Es war ein geschichtlich notwendiger Verlauf, der die *deutsche* Sprachgemeinschaft auf die ihr obliegenden Aufgaben verwies. Aber im Sinne des Gesetzes der Gliederung der Menschheit in Sprachgemeinschaften war diese schärfere Trennung zugleich verbunden mit der Aufgabe, die darin beschlossene Entfremdung zu überbrücken, den Gefahren der Spannungen vorzubeugen und den fruchtbaren Austausch der eigenständigen Entwicklungen zu erleichtern. Das Problem des Zusammenlebens der deutschen und der französischen Sprachgemeinschaft war in seiner ganzen Breite gestellt und harrte einer Lösung im Sinne des sprachlichen Grundgesetzes. Was war zu dieser Lösung geschehen?

Was wir darüber wissen, ist zwiespältig. Sicher machte sich vielfach die primitive Ablehnung des Anderssprachigen geltend. So wie der Bericht über einen Zusammenstoß zwischen jungen Deutschen und Franzosen bei einer Zusammenkunft zwischen Heinrich I. und Karl dem Einfältigen (920 in Worms) bemerkt, daß die jungen Leute, durch die Verschiedenheit der Sprachen gereizt, nach ihrer Gewohnheit mit den Schwertern aufeinander losgestürzt seien, wird es noch öfters gegangen sein. Immerhin hören wir nicht allzuviel von Sprachkämpfen während des Mittelalters. Das hängt damit zusammen, daß einerseits im Heiligen Römischen Reich die deutsche Sprache nicht als Mittel der

Machtpolitik eingesetzt wurde, anderseits wenigstens von der deutschen Seite aus wenig Sprachangehörige in der Lage einer sprachlichen Bedrohung waren. Und vor allem: solange das Lateinische als Hochsprache galt, wuchsen die Gegensätze in den Sprachen kaum über mundartliche Spannungen hinaus, - allerdings war auch kaum mit einer fruchtbaren Auswertung der Sprachverschiedenheit zu rechnen (trotz des Einströmens französischer Wörter etwa im Zusammenhang mit dem Ritterwesen).

Diese ganze Lage muß mit dem Beginn der Neuzeit eine innere Veränderung erfahren haben. Diese war einerseits bedingt durch das Zurücktreten des Lateins. Die Ablösung des Lateins als Sprache der Verwaltung, der Urkunden, des Geschäftslebens durch die Landessprachen ließ im ausgehenden Mittelalter den Blick auf die Reichweite der Landessprachen immer wichtiger werden. Dazu wurde durch die muttersprachliche Erschließung neuer Lebensgebiete das Gewicht der Sprachgrenzen immer spürbarer. Was sich als Folge des Menschheitsgesetzes der Sprachverschiedenheit verstärkt ankündigte, brachte zunächst zunehmende Spannungen. Und in diese Spannungen hinein gehört auch der oberrheinische Revolutionär. Mit seiner Betonung der ‚heiligen deutschen Sprache‘, des Deutschen als Sprache Adams und damit als Ursprache der Menschheit zielt er nicht nur gegen das Latein, sondern auch gegen das Französische. Und damit steht er unmittelbar in einer Bewegung, die damals im Elsaß zu einer ideellen Auseinandersetzung mit dem Französischen geführt hatte. Insbesondere Straßburg war der Mittelpunkt einer Verteidigung von Raum und Recht der deutschen Sprache geworden. Und diese Auseinandersetzung gewann ein wesentlich anderes Aussehen als die mit dem Latein. Hinter dem Latein stand die Kirche, der Staat, die Wissenschaft; die Aufwertung der Muttersprache hatte gegenüber dem Latein den Charakter der Eroberung neuer Gebiete des eigenen Lebens von der Muttersprache aus. Hinter der französischen Sprache aber stand die geschichtliche französische Sprachgemeinschaft, und bei dem Aufeinanderstoßen mußten sich unmittelbare Probleme des Völkerlebens erheben.

Noch spielten sich die Dinge vornehmlich in der Form der gelehrten Auseinandersetzung ab. Aber ganz deutlich fühlen sich die Deutschen daran als Sprachgemeinschaft beteiligt. Auf die Vorgeschichte dieser Auseinandersetzungen ist hier nicht einzugehen

(einen wichtigen Anstoß gab dabei die Belagerung von Straßburg 1444 durch den Dauphin Ludwig mit der Begründung, daß das Haus von Frankreich sich einst bis an den Rhein erstreckt habe), ebenso wenig auf den gesamten Kreis des nationalen Humanismus, der sich damals von Peter von Andlau über Jacob Wimpfeling bis Beatus Rhenanus in eindrucksvollen Vertretern verfolgen läßt (vgl. E. von Borries, H. Rupprich u. a.). Im Kerne ist es ein Konflikt des Volksgedankens mit dem Raumgedanken, und es wird im Theoretischen die Auseinandersetzung vorausgenommen, die immer drängender Sprachgemeinschaft und Staat in Konflikt zu bringen drohte. Die Stellungnahme der Elsässer ist ganz auf dem Gedanken der Sprachgemeinschaft aufgebaut. *„En considérant la langue comme signe distinctif d'un peuple, ils soulèvent peu après 1500 cette grave question des nationalités qui, trois siècles plus tard, deviendra la pierre angulaire de la question d'Alsace“* (P. Levy). Gewiß ist für Wimpfeling der Nachweis, daß das Elsaß nie französischer Herrschaft unterworfen war, daß Pippin und Karl der Große deutschsprachig waren, und die Herrschaft der Karlinger als eine deutsche anzusehen sei, sehr wichtig. Aber das Entscheidende ist ihm die geltende sprachliche Zugehörigkeit, und dieser Gedanke ist besonders bei dem Schlettstädter Beatus Rhenanus weitergeführt, der im zunächst noch literarischen Streit um die deutsch-französische Abgrenzung den Begriff der Sprachgrenze als entscheidend für die Beurteilung der Zusammengehörigkeit herausstellte. Man versteht ihn in seiner Bedeutung, wenn man ihn zusammenhält mit den Argumenten der Verfechter des Raumgedankens, so wie sie etwa Robert Ceneau, der Bischof von Avranches 1557 ausspricht: *„La langue passe, mais les limites naturelles demeurent et Celles de la Gaule sont nettement indiquées, du Rhin aux Pyrénées et à la mer. C'est là qu'est la France une, bien que parlant des langues diverses“* (nach M. Klippel). Es kündigt sich ein anscheinend unvermeidbarer Konflikt an. Die Stellung der Deutschen als einer auf dem Sprachgedanken aufgebauten Gemeinschaft ist unzweifelhaft, und das Elsaß der Zeit um 1500 ist in seiner Haltung ebenso klar wie einheitlich, und wir verstehen die Gefühlsbetontheit, die den Colmarer Anonymus ebenso zu seinen Übersteigerungen verführt, wie sie den Colmarer Arzt Fries seine Rechtfertigung des Gebrauches deutscher Sprache (o. S. 133) mit einem Seitenhieb auf das Französische als *„von Griechisch, Lateinisch, den Hunnen und Gothen zusammengebettelt“*

verbinden läßt. Die Sprachgemeinschaften treten in Berührung miteinander, und zunächst sind die trennenden Auswirkungen der Gliederung der Menschheit in Sprachgemeinschaften spürbarer als die voranführende gemeinsame Aufgabe.

## 2. Die deutsche Nation

Was sich hier an der westlichen Sprachgrenze abspielt, ist die nach außen gekehrte Seite eines Vorgangs, der gleichzeitig im Innern die Sprachgemeinschaft in geschichtlichem Ausgreifen zeigt, sowohl im Bewußtwerden wie in der Verwirklichung. Von innen gesehen zielt das sprachliche Grundgesetz darauf hin, in der lückenlosen Gliederung alle Menschen jeweils in geschichtlich handlungsfähigen Gruppen zusammenzufassen und deren Tun nach den Gesetzen des Geistigen zu lenken. Die Menschen, die durch das Weltbild derselben Sprache zusammengehalten sind, sollen dadurch zunächst selbst in den Besitz einer dem Erbe der Jahrtausende entstammenden Grundlage geistig begründeten Verhaltens kommen; sie sollen aber im Ziel diese Teilhabe an der der Sprachgemeinschaft als ganzer zugeordneten Denkwelt vor allem im Sinne des Ganzen und damit der Wirksamkeit des Menschheitsgesetzes der Sprachgemeinschaft ausschöpfen. In der Sprachgemeinschaft ist grundsätzlich die Isolierung des Menschen als eines Einzelgängers überwunden, es ist die in der Kürze des Menschenlebens nie erfüllbare Notwendigkeit einer geistigen Grundlegung auf die Breite und Tiefe der Erfahrungen der ganzen Sprachgemeinschaft verteilt, es ist die Selbstbehauptung im Daseinskampf in einer der Menschenwürde angemessenen geistigen Form ermöglicht, es ist die Aussicht, mit den Ergebnissen eigener Arbeit zugleich die Zukunft mitzugestalten, eröffnet; kurz, in dem Gesetz der Sprachgemeinschaft ist der wichtigste Teil der Voraussetzungen beschlossen, die das Leben aus der Enge der individuellen Erfahrungen, der kurzsichtigen Strebungen, der primitiven Gewaltmittel, der Form des Kampfes aller gegen alle in die Form des Handelns aus geistiger Überlegung und Überlegenheit hinüberführen, wie es auf der Grundlage von Gemeinschaft und Überlieferung, von Begreifen und Durchschauen der Lebenswelt, von Überblick über eigene und fremde Ziele, von Voraussicht erreichbarer Erfolge, von gliedhaftem Mitwirken an einer dem Menschen als ζῶον πολιτικόν angemessenen Daseinsform möglich wird.

Aber auch hier ist der Weg zur Erfüllung des Sinnes der Sprachgemeinschaft recht weit. Nicht daß er vereitelt würde durch die natürliche Verschiedenheit menschlicher Gedanken und Strebungen; diese soll in der Sprachgemeinschaft gar nicht aufgehoben werden; aber sie soll von der Stufe der rein ichbezogenen und damit zerstörerischen Äußerung zu der in geistiger Auseinandersetzung zu gewinnenden Erprobung ihres Wertes emporgehoben werden. Eben- sowenig ist die Notwendigkeit, die Erfüllung bestimmter menschlicher Aufgaben in Gemeinschaften von anderer Grundlage und Reichweite zu suchen, dem Gesetz der Sprachgemeinschaft entgegen; aber die Tat- bestände wirtschaftlicher, rechtlicher, staatlicher, religiöser Gemein- schaft sind weder geleugnet noch verkleinert mit der Feststellung, daß sie ihre Zwecke nicht erreichen können ohne Beziehung zu dem Menschheitsgesetz der Sprachgemeinschaft. Auch hier ist es nun eine kennzeichnende Tatsache, daß die ungeheuere Bereicherung und Er- weiterung jedes Menschenlebens und jedes Kulturschaffens durch die Sprachgemeinschaft erkaufte ist mit der Gefahr, daß die Empfänger ihre Teilhabe an der Sprache mißbrauchen zu Handlungen, die gerade gegen den Sinn der Sprachgemeinschaft verstoßen. Und so wie der Sinn der Gliederung der Menschheit in Sprachgemeinschaften nur lang- sam sich in dem Ausschöpfen der Verschiedenheit zu gemeinsamer Be- reicherung durchsetzt, so erwächst innerhalb der einzelnen Sprach- gemeinschaft erst aus vielen Erfahrungen ein Bewußtsein dafür, was die Wirkungsebene der gemeinsamen Sprache an Mög- lichkeiten und Aufgaben umfaßt.

Einen wichtigen Einschnitt auf dieser Wegstrecke bildet nun der Übergang von unbewußter zu bewußter Sprachgemein- schaft. Wir sahen an der Entwicklung der Idee *Deutsch*, daß dem Schritt zur Erkenntnis der vorhandenen Sprachgemeinschaft eine solche Tragweite zukam, daß darauf ein neuer Volksbegriff aufbauen konnte. Das was damals um 900 als Leitbild für die deutschen Stämme auf- gestellt wurde, blieb der Idee nach für die ganze Folgezeit verbind- lich. Aber der Erfüllung nach unterlag es dem geschichtlichen Wandel, wobei der Grad des Erreichten in unmittelbarem Verhältnis zu der äußeren und inneren Stärke der Wechselwirkungen zwischen Sprache und Sprachgemeinschaft stand. Alles, was über die Entwicklung der deutschen Sprache zu sagen war, ist zugleich wesentlich für die Beur- teilung der inneren Entfaltung der deutschen Sprachgemeinschaft. Und

es war immer wieder darauf hinzuweisen, daß jede erreichte Stufe in der Verwirklichung der Hochsprache, jede Ausweitung ihres ‚Gebrauches‘ in den verschiedenen Lebensbereichen, zugleich eine Steigerung der Funktionen der Sprachgemeinschaft, eine Annäherung an den Sinn des Gesetzes der Sprachgemeinschaft bedeutete.

So ist es denn kein Wunder, daß die Neubelebung des Ansatzpunktes der Idee *Deutsch* in dem Begriff der *Muttersprache* Hand in Hand geht mit einer erneuten Selbstbesinnung der deutschen Sprachgemeinschaft. Das was im 9. Jahrhundert in der Sicht der *Theodisci*, der *Teutonici*, der *Diutschen* aufgetaucht war, das war zunehmend nähergerückt und greifbar geworden, und um 1500 verdichtete es sich zu dem Gedanken der *deutschen Nation*. Wiederum kann man sich an der Folge des Auftretens der Belege das Ineinandergreifen des Geschehens verdeutlichen und in der Wechselwirkung von Muttersprache und Sprachgemeinschaft das Vorantreiben der geschichtlichen Entwicklung beobachten. Es war früher schon von der eigenartigen Folge zu sprechen, in der im Fall der *Deutschen* Volksname, Landesname, Volks- und Sprachadjektiv auftauchen. Und wir hatten auch schon darauf hinzuweisen, daß bis ins hohe Mittelalter der Entwicklungsgang von dem Sprachadjektiv (*theodisca lingua*) über das Volksadjektiv *diutisk* zuerst zu Wendungen geführt hatte, wie sie die Zeit des Annoliedes (1100) mit *Diutischiu liute*, *Diutschiu lant* bietet. Und selbst die zusammenfassende Rede von den *Diutschen*, wie sie vielleicht die Kaiserchronik zuerst zeigt, steht lange vereinzelt. Aber auch dann noch bleibt es ein Unterschied, ob die Sprachgemeinschaft sich als eine Vielheit von Zusammengehörigen oder als Einheit von Zusammenwirkenden faßt. Diesen Schritt tut die Zeit um 1500 mit dem Durchdringen des Begriffes der *deutschen Nation*.

Es ist hier nicht der Ort, um auf die einzelnen Entwicklungsstufen des Begriffes der *Nation* im Mittelalter einzugehen, und auch die Vorstufen des Gedankens von der *deutschen Nation* müssen übergangen werden (vgl. A. Diehl u. K. Zeumer). In größerer Häufigkeit läßt sich der Ausdruck *natio Teutonica* oder *natio Germanica* seit etwa 1420 nachweisen. Dabei sind drei Tatsachen festzuhalten. Zunächst ist die Entwicklung der Formeln, in denen der Gedanke der *deutschen Nation* eine Rolle spielt, wesentlich in Zusammenhängen zu finden, die ein erstarkendes Nationalgefühl im neuzeitlichen Sinne erkennen lassen. ‚Die Formel *Heiliges Reich und deutsche Lande* findet

sich zum erstenmal 1409 in dem Schreiben König Ruprechts wegen des unter französischem Einfluß stehenden Konzils zu Pisa ... *Natio Germanica* im völkisch-politischen Sinne läßt sich zuerst nachweisen beim Deutschen Orden 1416, wenige Jahre nach Tannenberg. *Natio Theutonica* erscheint erstmals 1432 während des Konzils zu Basel, auf dem sich wieder ein Gegensatz zwischen Deutschen und Franzosen geltend macht. .. Ist es Zufall, daß wir die Formel ‚das Romische rych, der kayser, die fürsten und alle Dutsche nacio‘ in dem Abschied der geistlichen Kurfürsten um 1454 und ‚das heilig Römisch reiche und bevooran Teutsche nacion‘ in einem Schreiben 1461 finden, in dem neben dem Markgrafen von Brandenburg zwei Fürsten aus dem Westen des Reiches über den Zustand des Reiches klagen? Ist es ferner Zufall, daß wir die Formel ‚Heiliges Römisches Reich der deutschen Nation‘ zuerst bei dem Verweser des Stiftes Köln 1474 finden, während der Erzbischof Ruprecht unter dem Einfluß des Herzogs Karl von Burgund stand?‘ (A. Diehl). Man wird sicher zugeben, daß die Entwicklung dieser Formeln mit dem politischen Geschehen innerlich verbunden ist, und daß ihre Bedeutung so zu kennzeichnen ist: Je schärfer die Gegensätze gegen die fremden Nationen wurden, je mehr die Grenzgebiete des Reiches von den fremdnationalen Nachbarstaaten bedroht wurden, je mehr infolgedessen das Nationalbewußtsein der Deutschen erstarkte, um so klarer wurde in der staatsrechtlichen Formel der nationaldeutsche Charakter des Reiches herausgearbeitet.‘ Das ist also eine Entwicklung, die das 15. Jahrhundert durchzieht und den Gedanken, daß im Römischen Reich der ‚deutschen Nation‘ eine besondere Stellung zukomme, langsam zum Gemeingut macht.

Bemerkenswert ist nun, daß diese Entwicklung von *deutscher Nation* in enger Verbundenheit mit der *deutschen Sprache* erscheint. Zur Verdeutschung von *natio* wird regelmäßig der Ausdruck *Zunge*, *Gezung* gewählt: seit 1421 läßt sich die Rede von der *deutschen Zunge* kontinuierlich verfolgen, zum Teil in unmittelbarer Parallelität mit *natio Theutonica* usw. ‚Beachtenswert ist, daß *natio* in den deutschen Urkunden nicht mit *Geblüt*, sondern mit *Gezung* wiedergegeben ist. Die Vorstellung, daß ein Volk aus Menschen gleicher Abstammung besteht, die schon Herodot kannte und die im lateinischen Wort *natio* zum Ausdruck kommt, ist verdrängt durch die andere, bei den Deutschen längst eingebürgerte, daß ein Volk aus Menschen gleicher Sprache und damit gleicher Kultur gebildet ist‘ (A. Diehl). Wir wer-

den sagen, daß hier ein Handeln der Deutschen als Sprachgemeinschaft auch über den unmittelbaren Bereich des Sprachlichen hinaus mit der Geläufigkeit des Selbstverständlichen angesetzt wird. - Und so verstehen wir, daß nach 1500 der Gedanke der *deutschen Nation* ganz besonders betont ist bei denen, die an der Aufwertung und dem Aufstieg der Muttersprache den größten Anteil haben. Beide Begriffe, *Muttersprache* und *deutsche Nation* bestärken sich gegenseitig, und die Verbundenheit beider Vorstellungen mag nochmals an dem zeitlichen Zusammenfall veranschaulicht werden, in dem 1522 ‚ganz bestimmt die deutsche Nation als der deutsche Teil des Reiches dem außerdeutschen gegenübergestellt‘ wird (K. Zeumer).

Den Ertrag dieser Entwicklung faßt die Zeit um 1530 abschließend in recht eindrucksvollen Formulierungen zusammen. Die Folgerungen finden sich besonders vereinigt an den Stellen, an denen der Begriff *Deutschland* in den Vordergrund rückt. Noch ist es ein stärker geographischer als politischer Begriff, denn das Reich geht noch weit über *Deutschland* hinaus. Es ist also eher eine Selbstbegrenzung, wenn sich sogar schon in wörterbuchmäßiger Kürze 1537 die Angabe: *Germania: das gantz Teutschland so weit die Teutsche spraach gehet findet*. Allerdings schwingt dabei die Abwehr von Ansprüchen geschichtlicher Art mit: ‚Nun ist das gewiß, das Germania Teutschland sich all weg so weit hat erstreckt, so weit teutsch zung ist gangen‘, sagt Seb. Franck 1539. Und im Grunde ist man sich bewußt, daß zwei Sehweisen einander gegenüberstehen: ‚Man hat vor Zeiten viel Länder von einander geschieden durch Berg und Wasser, und also ging Gallia biß an Rhein, aber zu unseren Zeiten machen die Sprachen und Herrschaften unterscheid zwischen den Ländern, und darumb wird das Elsaß, Westereich, Braband, Hollandt, Gellern, und andere Teutsche Länder nicht Frankreich, sondern dem Teutschen Land zugeschrieben‘ (Seb. Münster vgl. A. Daube). So sind mit aller Deutlichkeit die beiden Begriffe der *deutschen Nation* und des *deutschen Landes* von dem Gedanken der Sprachgemeinschaft aus bestimmt, und der Gebrauch, der von diesen Ausdrücken gemacht wird, bezeugt die Lebendigkeit und Verbreitung dieser Vorstellungen.

Überblickt man das Ganze, so wird man sagen, daß die Zeit um 1500 die Entscheidung erneuert und bestätigt, die um 900 mit dem Herausstellen der Idee *Deutsch* gefällt worden war. So wie die *Deutschen* sich damals als Sprachgemeinschaft erkannt hatten, so sehen

sie sich auch nun in der *deutschen Nation* als Gemeinschaft gleicher Sprache. Und so wie damals die erkannte Sprachgemeinschaft geschichtlich handelnd auftrat, so werden auch nun durch den Gedanken der *deutschen Nation* weittragende Folgerungen ausgelöst. Aber es ist weit mehr als eine bloße Wiederholung. In der Zwischenzeit hatten sich Muttersprache und Sprachgemeinschaft wesentlich weiterentwickelt, und ihre Wechselwirkung bestimmte größere und wichtigere Lebensgebiete, als das um 900 möglich war. Was damals sich noch vor allem im Sich-Abheben von den Nachbarn, von den *Welschen* und *Wenden* erkannt hatte, das sah nunmehr seine Aufgaben viel stärker im Innern: der Ausbau des gemeinsamen Lebens von der *Muttersprache* her, das war der Kern des deutschen sprachlichen Wollens im Anbruch der Neuzeit. Und das, was um 900 noch mehr Idee war, das stand um 1500 bereit als deutsche Hochsprache. Nach vielen gescheiterten Ansätzen war die Form des sprachlichen Überbaus gefunden, die alle als Stück des Eigenen spüren, und deren Gestaltungskraft sich alle willig fügen konnten. Und der Aufgabenbereich der Hochsprache war so weit geworden, daß die Auswirkungen neuer sprachlicher Leistungen jeden verstärkt trafen. Sowohl in der Breite wie in der Tiefe war die Aufgabe, die angelegte Sprachgemeinschaft auszuschöpfen im Ausbau aller durch sie ermöglichten Kulturleistungen, ein gutes Stück vorangekommen. Mit der Kunst des Buchdrucks ver-  
hundertfachten sich die Wirkungen. Und wenn den Deutschen um 1500 die *Muttersprache* in neuer Bewußtheit vor Augen trat, so verstehen wir das als einen Ausdruck erhöhter Wirksamkeit, als einen Hinweis, daß ihre Kraft als Mittelpunkt geistigen Lebens so groß geworden war, daß sie den anderen tragenden Kräften des Lebens ebenbürtig erschien.

## V. DIE BEWÄHRUNG: „DAS EINZIGE BAND MENSCHLICHER EINIGKEIT

Stellt man das, was wir von Besinnung auf Muttersprache und Sprachgemeinschaft in den Jahrzehnten um 1500 beobachteten, in den Gesamtrahmen deutscher Geschichte hinein, so gewinnt es ein merkwürdig zwiespältiges Aussehen. Daß in der erneuten Bewußtheit der *muttersprachlichen* Kräfte ein verstärktes Ausschöpfen ihrer Möglichkeiten sich ankündigte, ist offensichtlich; und daß diese Arbeit nun die ganze Sprachgemeinschaft, die ganze *deutsche Nation*, angehen mußte, ergibt sich mit innerer Folgerichtigkeit aus dem Grundverhältnis von Muttersprache und Sprachgemeinschaft. Erhöhte Arbeit an den in der Sprachgemeinschaft angelegten Werten, das war die Aufgabe, die das 16. Jahrhundert sich deutlich gestellt hatte. - Sieht man demgegenüber die tatsächlichen Ereignisse des 16. Jahrhunderts, so gewinnt man einen ganz entgegengesetzten Eindruck: keine Zeit war von dem Bilde einträchtigen Zusammenwirkens mehr entfernt, nie haben sich spaltende Kräfte von solcher Tragweite und Dauer gezeigt wie in dem Reformationszeitalter. Im Zeichen des Ausbaues eigenständiger Leistungen gab es Ansätze, die später als trennende Wälle wirkten, Auseinandersetzungen, die nicht zum Wiederfinden auf höherer Ebene, sondern zur Spaltung in gegenseitigem Unverständnis führten. Und wenn das Gesetz der Sprachgemeinschaft nach innen gesehen nur den Sinn haben kann, daß im geistigen Ringen sich die Wege des Fortschreitens finden, an denen alle mitbauen können, so ist dieser Wegebau dem 16. Jahrhundert wenig geglückt. Es sieht fast so aus, als ob die Deutschen in der Aufwertung ihrer Muttersprache sich von deren Bindekraft noch einmal hätten überzeugen wollen, bevor sie sie einer Belastung aussetzten, die ihresgleichen bisher noch nicht gehabt hatte. Wenn es zu den inneren Aufgaben der Sprachgemeinschaft gehört, in der Vielheit geistiger Strömungen den Wert alter und neuer Anschauungen prüfend abzuwägen, dann haben die Auseinandersetzungen des Reformationszeitalters diese Möglichkeit ausgiebigst und doch nicht genug verfolgt. Nur zu oft hat sich die

Sprachgemeinschaft diesen Anforderungen nicht gewachsen gezeigt und ihre Entscheidungen schließlich den Kräften überlassen, die dem Geistigen am wenigsten angemessen sind, den Kräften der Gewalt und des Krieges.

Vielleicht läßt sich der Sinn dieses Geschehens überhaupt nur im Rückblick erkennen. In der Sicht des 16. Jahrhunderts überwiegt das Unzulängliche: ein Aufbruch, der nicht zum Ziel führte, ein Anlauf, der - hier früher, dort später - stecken blieb, ein Vorstoß, der manches eroberte Gelände wieder aufgeben mußte. Nimmt man das 17. Jahrhundert hinzu, so verschiebt sich das Bild etwas. Man möchte eher von einem Wettlauf sprechen, in dem spaltende und einigende Kräfte sich gegenüberstehen. Oder auch von einem Ringen, in dem die Sprachgemeinschaft mit anderen Gemeinschaftsordnungen, religiösen, staatlichen, rechtlichen steht; ein Ringen, das viele Kräfte vergeudete und harte Einbußen brachte, ein Ringen, dessen Form weithin den Werten, um die es ging, nicht angemessen war, von dessen Ertrag wir hier aber auch positive Werte verzeichnen können, insofern es mit einem Sieg der Sprachgemeinschaft endete. Die Stelle, von der aus sich solche Ausblicke ergeben, ist die Mitte des 17. Jahrhunderts. Es ist der nächste Zeitraum, der die Kräfte der Muttersprache in übergewöhnlicher Stärke spürt. Als Anzeichen können wir nehmen, daß keine Zeit so viele Loblieder auf die Muttersprache gesungen hat wie das Jahrzehnt des ausgehenden Dreißigjährigen Krieges. Suchen wir den Rahmen, in dem sich das abspielt, so stoßen wir auf die Vereinigungen, die unter dem Namen der Sprachgesellschaften eine beachtliche Stellung in der Geistesgeschichte des 17. Jahrhunderts einnehmen; wir finden eine Einschätzung der Muttersprache, die die Rede von der ‚uralten deutschen Haupt- und Heldensprache‘ geradezu als ein Modewort der Zeit erscheinen läßt. Aber es ist nicht nur Preis und Gefühl, es ist ebenso sehr Verantwortung und Arbeit, die sich im Mühen um die Pflege der Muttersprache auswirkt. Alle diese Formen der Anteilnahme an der Muttersprache sind Begleiterscheinungen einer Entscheidung, die damals fiel, - überschattet von dem äußeren Geschehen des Krieges und Elendes, aber in ihrer Zukunftsbedeutung von unübersehbarer Tragweite. Unter allen Kräften des deutschen Lebens bewährte sich die Muttersprache als das ‚letzte Band menschlicher Einigkeit‘. Und wenn wir von einem Sieg der Sprachge-

meinschaft reden, so meinen wir damit, daß durch Entwicklungen, die nur von den Kräften der Sprache aus zu verstehen sind, die Gefahren der Spaltung, die sich auf allen Lebensgebieten zeigten, schließlich doch noch überwunden wurden durch die einigende Wirkung der Sprachgemeinschaft; daß in einer der eigenartigsten Fügungen der deutschen Geschichte die Stelle, die den Ausbruch des religiösen Kampfes am deutlichsten kennzeichnet, zugleich den Ansatz zur endgültigen Einigung neuhochdeutscher Sprache bildet; daß den Deutschen die Grundlage, auf der ihr geschichtliches Leben als geistig bestimmter Gemeinschaft aufbaute, nicht nur erhalten blieb, sondern in neuen Zielen und Antrieben einen weiterführenden Weg aus dem ganzen Elend des großen Krieges bahnte.

#### a) Die uralte teutsche Haupt- und Heldensprache

Einem jeden, der in den Quellen aus der Mitte des 17. Jahrhunderts blättert, fällt auf, wie häufig sich die Worte steigern dort, wo von der Muttersprache die Rede ist. Es ist, also ob die einfache *deutsche Sprache* nicht ausreichte; zum mindesten wird sie als *Hauptsprache* gekennzeichnet oder durch das Beiwort *uralt* herausgehoben; und aus der Verbindung solcher Wendungen entstehen dann noch vollere Formeln (*die alte, redliche und herrliche teutsche Sprache* u. a.) bis zu der *uralten teutschen Haupt- und Heldensprache*, in der schon früh zahlreiche Autoren die angemessenste Form sehen, von der Muttersprache zu reden. Man könnte zunächst versucht sein, diese Eigentümlichkeit in dem Sinne als ‚barock‘ zu erklären, daß sie eben ein kennzeichnendes Beispiel barocker Wortfülle sei, der Häufung, Verstärkung, Wiederholung, wie sie dem Sprachgebrauch des Zeitalters besonders lag. Aber diese Erklärung reicht nicht aus. Auch gemessen an dem Sprachstil der Barockzeit behält das Wort von der uralten deutschen Haupt- und Heldensprache noch seine eigene Stellung, und wenn man es geradezu zu den Schlagwörtern des 17. Jahrhunderts gezählt hat, so ist damit mindestens richtig gesehen, daß an dieser Stelle ein besonderer Nachdruck, eine besondere Gefühlsbetontheit zu spüren ist. Und das ist uns ein äußerer Hinweis darauf, daß die Muttersprache für diese Zeit erneut an Wert gewonnen hat, daß an ihr eine neue Seite wichtig geworden ist, die uns als Anzeichen dafür dienen

kann, daß ihr in der Wechselwirkung mit der Sprachgemeinschaft erhöhte Aufgaben zufielen.

### 1. Die Lobreden auf die deutsche Sprache

Was sich der Folgezeit am lebendigsten eingeprägt hat, ist der Lobpreis, mit dem die Jahre um 1650 die Muttersprache überschüttet haben. In diesem Sinne mag als kennzeichnend der Gedanke von ‚Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz‘ vorangestellt werden, der 1644 in einer Dichtung des Straßburger Juristen H. H. Schill seinen ersten (wenn auch nicht vollendetsten) Ausdruck fand (vgl. P. Pietsch). Indem er selbst bereits ältere Stimmen sammelt, die der Ehre und dem Lob der Muttersprache gewidmet waren, vermittelt uns Schill einen Einblick in die Gedanken, die damals in Deutschland umgehen. Es sind nicht nur die Straßburger (die sich noch mit besonderen Ehrengedichten Schneubers u. a. beteiligt haben), die hier zu nennen sind, sondern aus allen Gegenden Deutschlands erklingen zur gleichen Zeit ähnliche Stimmen; in Lob und Abwehr vereinigen sich alle deutschen Gaue. Der Niederdeutsche Joh. Rist hatte 1642 zur ‚Rettung der edlen Teutschen Hauptsprache‘ aufgerufen ‚wider alle deroselben muthwillige Verderber und alamodisirende Aufschneider, in unterschiedenen Briefen, allen dieser prächtigsten und vollkommensten Sprach aufrichtigen teutschen Liebhaberen für Augen gestellt‘. In das Lob mischt sich der scharfe Tadel: so ‚Der unartig Teutscher-Sprach-Verderber. Beschrieben durch einen Liebhaber der redlichen alten teutschen Sprache‘ (wohl J. M. Moscherosch) 1643. Und G. P. Harsdörffer wirbt in einer ‚Schutzschrift‘ ‚für die Teutsche Spracharbeit und derselben Beflissene‘ (1644). Bis in das Volkslied hinein schlägt diese Bewegung Wellen. Spätestens 1638 findet sich der viel abgewandelte ‚Teutsche Michel. Das ist ein neues Klaglid und allamodisch ABC. Wider alle Sprachverderber, Zeitungschreiber, Concipisten und Cancellisten, welche die alte teutsche Muttersprach mit allerley frembden, lateinischen, welschen und frantzösisehen Wörtern so vielfach vermischen, verkehren und zerstören, daß sie ihr selber nicht mehr gleich sihet und kaum halber kann erkennet und verstanden werden‘. In zahllosen Zeugnissen wiederholt sich hier der gleiche Grundgedanke, der mit dem Lob auf die Muttersprache, ihre Schönheit, ihren Reichtum die Abwehr des Fremden verbindet. Und es hat schon seine Berechtigung, wenn man sagt, daß dieses starke Zunehmen der Loblieder

auf die deutsche Sprache gerade im Ausgang des Dreißigjährigen Krieges mehr als ein Zufall sein muß und als Hinweis auf eine tiefergehende Bewegung genommen werden darf.

Noch auffälliger als dieser Chor von Dichtern (-wenn auch nicht alles gleich wertvoll ist, so findet sich darunter doch manches, was uns auch heute noch anspricht-) ist das Verhalten der Grammatiker. Gewiß haben wir schon bei der Erwähnung von V. Ickelsamer darauf hinweisen müssen, daß es ein Zusammentreffen starker Anstöße religiöser und sprachmystischer Art war, das ihn zu seinem Vorhaben antrieb. Und das bleibt auch weiter sichtbar, daß kaum einer der folgenden Grammatiker es unterläßt, seinem Werk als Einleitung nicht nur Hinweise auf Zweck und Wert seines Unternehmens mitzugeben, sondern vor allem auch den Gegenstand, die deutsche Sprache, mit starken Worten hervorzuheben. Die erste ausführliche deutsche Grammatik, die ‚Teutsch Grammatik oder Sprachkunst‘ des L. Albertus von 1573 hebt in einer Einleitung von acht Abschnitten den Wert der deutschen Sprache heraus bis hin zu dem Satz von dem Ursprung der deutschen Sprache, *quae ob vetustatem paene adoranda est* - ‚fast anbetungswürdig ob ihres Alters‘. - Trotzdem ist man noch überrascht, wenn man Grammatiken des 17. Jahrhunderts aufschlägt. 1641 erschien von J. G. Schottel eine ‚Teutsche Sprachkunst‘, ‚darin von allen Eigenschaften der so wortreichen und prächtigen teutschen Hauptsprache ausführlich und gründlich gehandelt wird‘. Von diesem umfangreichen Werk (etwa 900 Seiten) wird gut das erste Drittel eingenommen von zehn ‚Lobreden von der uhralten Hauptsprache der Teutschen‘, in denen immer von neuem ‚dieser Haupt-Sprache Urankunft, Uraltertum, Reinlichkeit, Eigenschaft, Vermögen, Unvergleichlichkeit, Grundrichtigkeit‘ dargelegt und gepriesen wird.

Man mag sich das, was hier alles mitschwingt, veranschaulichen an Schotteis eigener Inhaltsangabe: ‚Die erste Lobrede begreiffet das haubtsächliche Vorhaben der Sprachkunst.. Die andere Lobrede helt in sich vielerhand Testimonia der Gelahrten von der Trefflichkeit der Teutsche Sprache, und wie und warum die Ausländer diese Hauptsprache verachtet und verächtlich allegiret haben, samt behüfiger Widerlegung derselben. - Die dritte Lobrede erzehlet weitläufftig von dem Uraltertuhm der Teutschen Sprache, und wird darin bewiesen, daß die itzige Sprache annoch im Grunde eben die uhralte

Teutsche Sprache sey: wird auch eines und anderes vom Ursprunge der Griechischen und Lateinischen Sprache angeführet: auch werden gewisse Epochas der Teutschen Sprache gesetzt. - Die vierdte Lobrede bringet etwas weitleufig hervor, was viele Authores von Ankunft und Eigenschaft der Teutschen Letteren halten ... Wird auch eines und anderes angeführet von der Hebräischen, Griechischen, Lateinischen und Französischen Letteren Art und Eigenschaft; und sonderlich klar und mit Exempelen erwiesen die Verwandtschaft der natürlichen Eigenschaft der Dinge mit den Teutschen Wörtern ... Die sechste Lobrede eröffnet etwas weitleufig die wunderkünstliche Art und Fügigkeit der Verdoppelung, samt denen daher entstehenden Doppelungs-Arten, mit Erklärung vieler schöner Wörter. Ein Liebhaber der Teutschen Hauptsprache wolle diese sechste Lobrede mit bedacht durchlesen, wird verhoffentlich derselbe denjenigen bey zustimmen gewilligt werden müssen, was viele gelehrte Leute von Vortreflichkeit der Teutschen Sprache bekräftiget haben. - Die siebende Lobrede vermeldet und beweiset, daß die Teutsche Sprache zu der Poeterey nach aller erforderter Liebligkeit und Reichtum geschickt sei, samt angezogenen Zeugnissen, daß die uhralten Teutschen sich derselben bedient... Die achte Lobrede deutet aus angezogenen vielen Zeugnissen dieses vornehmlich an, daß fast alle Europäische Sprachen, theils viele Wörter von der alten Teutschen Hauptsprache in sich annoch haben, theils von solcher Sprache ihre gänzliche Ankunft genommen. - Die neunde Lobrede legt vor Augen die unbegründete und ganz unnötige Bemühung der Criticorum, welche die Teutsche Hauptsprache aus anderen Sprachen herzuleiten und abzuzwingen geschäftig gewesen, samt angeführtem berichte, woher solcher Wahn und Fehlgedanken rühren; samt beigebrachten Ursachen, wie es komme, daß viele unter uns der Werthhaltung unserer Muttersprache Abhold und dero hochnützliche kunstmessige Ausübung zu verhindern bemühet seyn. - Die zehnde Lobrede gibt einen unvorgreiflichen Vorschlag, wie in Teutscher Sprache ein völliges Lexicon möge aufgebracht werden. . . . ‘

Diese Gedanken, dargelegt mit großer Eindringlichkeit, immer wieder unterbrochen vom Preis der Muttersprache, die ‚weit, räumig, tief, rein und herrlich, voller Kunst und Geheimnisse‘ ist, geben eine Vorstellung davon, was diesen barocken Lobrednern als Bild von der Muttersprache vorschwebte, und was sie in unentwegtem Bemühen in ihren deutschen Landsleuten lebendig und wirksam zu machen suchten.

## 2. Die Sprachgesellschaften

Man wird von vielem, was hier an Lobreden auf die deutsche Sprache angeführt wurde, sagen, daß darin die Saat aufgeht, die in den Jahrzehnten des Dreißigjährigen Krieges von den Sprachgesellschaften ausgestreut wurde. Tatsächlich können wir diese als eine Art von Mittelstellen ansehen, bei denen ebenso die Arbeit Gleichgesinnter sich zusammenfand, wie von ihnen selbst neue Anstöße ausgingen. Aber diese Gesellschaften selbst bedürfen einer Erklärung. Ist es lediglich die kulturelle Armut der Kriegszeit, die dazu führt, ihrer Existenz eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, oder stehen sie aus tieferem Grund an ihrer Stelle, als Anzeichen einer für das deutsche Leben wirklich wichtigen Bewegung? Und ist es richtig, wenn man diese Gesellschaften, die ja auch viel allgemeinere Ziele haben, als Sprachgesellschaften abstempelt?

Die äußere Geschichte der Sprachgesellschaften ist oft genug beschrieben worden (zuletzt J. H. Scholte). Es sind fünf größere Gründungen zu nennen, neben denen eine Anzahl von kurzlebigen hergehen. Die älteste ist die 1617 gegründete ‚Fruchtbringende Gesellschaft‘, von der die stärksten Anregungen ausgingen; ihr Mittelpunkt war Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen, der ihr auch bis zu seinem Tode 1650 eine reiche Wirksamkeit sicherte. Die nächste Gründung führt in den Südwesten. In Straßburg findet sich seit 1633 die ‚Aufrichtige Gesellschaft von der Tannen‘. Im Umkreis der seit 1621 zur Universität erhobenen Straßburger hohen Schule entstanden, hat sie namentlich in den 30er und 40er Jahren eine angesehene Stellung gehabt. An bekannte Dichter und Schriftsteller knüpfen an die ‚Deutschgesinnte Genossenschaft‘, der ‚Löbliche Hirten- und Blumenorden an der Pegnitz‘ und der ‚Elbschwanenorden‘. Sie führen nach Norden und nach Süden. Den Mittelpunkt der ‚Deutschgesinnten Genossenschaft‘ (1642 in Hamburg gegründet) bildete Ph. von Zesen. Die Pegnitzschäfer sammelten sich seit 1644 in Nürnberg um G. Ph. Harsdörffer. Johann Rist gründete 1656 in Wedel an der unteren Elbe den Elbschwanenorden. Die Reichweite dieser Bewegung wird gekennzeichnet dadurch, daß sie ebenso nach Königsberg (Kürbischhütte um 1630-1650 mit Simon Dach) wie nach Leipzig (Poetische Gesellschaft seit 1677) ausgriff, wenn auch dort nicht die gleiche Art des äußeren Aufbaues gewählt wurde und auch sonst die Grenze zwischen Sprach-

gesellschaft und Dichterschule sich mehr nach der Seite der letzteren verschob.

Von diesen Sprachgesellschaften werden nun im allgemeinen mehr absonderliche Züge als Beweise erspriesslicher Tätigkeit berichtet. Daß sich in ihnen vor allem ausländische Anstöße auswirkten; teils von Italien her, wo vor allem der Gründer der Fruchtbringenden Gesellschaft, Ludwig von Anhalt-Köthen, vergleichbare Gesellschaften kennengelernt hatte und selbst Mitglied der berühmten Florentiner Accademia della Crusca geworden war; teils von Holland her, wo die eifrigsten Mitarbeiter der Sprachgesellschaften fast alle länger gewelt und die dort blühende Einrichtung der Rederijker-Kammern kennengelernt hatten. Von beiden Seiten her fanden sich eigenartige Züge der äußeren Aufmachung zusammen: die Symbole und Emblemata, die sich die Gesellschaften als ganze zulegte (Palme, Tanne usw.), die Kennamen, die ihre Mitglieder annahmen (Ludwig von Anhalt als *der Nährende*, Opitz als *der Gekrönte*, Schottel als *der Suchende*, Zesen als *der Wohlsetzende* in der Fruchtbringenden Gesellschaft, *der Färtige* in der Deutschgesinnten Genossenschaft, entsprechend Moscherosch als *der Träumende* in beiden Gesellschaften usw.); die etwas geheimtuenden Riten, die sie gelegentlich in die Nähe der Geheimorden zu führen scheinen. Und da außerdem von ihrer positiven Tätigkeit einseitig die Ausmerzung von Fremdwörtern in möglichst ausgefallenen Beispielen bekannt ist, so steht man den Sprachgesellschaften vielfach etwas spöttisch gegenüber und sucht sie allenfalls als barocke Merkwürdigkeiten einzuordnen.

Es ist wohl nötig, etwas mehr Verständnis dafür zu schaffen, daß in diesen Sprachgesellschaften Zeugen einer vordringlichen Aufgabe zu sehen sind, Vorkämpfer, die die Muttersprache in einem lebenswichtigen Anliegen auf den Plan rief, Bahnbrecher, durch die die Sprachgemeinschaft den Weg für die Wirkungen der Muttersprache frei machte in einer Zeit, in der mehr als je alles abhing von der Erhaltung und Steigerung der geschichtlichen Kraft der deutschen Sprache. Daß man mit den üblichen Vorurteilen dem Kern des Geschehens nicht gerecht wird, könnten schon die Namen derer lehren, die in den Reihen der Sprachgesellschaften standen: die Meisten, die ihrer Zeit (und auch noch den Späteren) als Wortführer des geistigen Lebens galten, finden wir als Mitglieder (oft von mehreren) dieser Gesellschaften: Martin Opitz, A. Buchner, G. Ph. Harsdörffer, J. M. Mosche-

rosch, J. Rist, Ph. von Zesen, F. von Logau, A. Gryphius, J. G. Schottel, Ch. Gueinz, J. Rumpier von Löwenhalt u. a.

Geht man nun die Satzungen und Programme dieser Gesellschaften genauer durch (F. Zöllner, J. Lefftz, K. Dissel), so erscheinen sie bei aller Eigenwilligkeit doch als im Grunde gleichgerichtet. Bei der Fruchtbringenden Gesellschaft sind sie in zwei Punkten zusammengefaßt: ‚Zum ersten: Sollen sich alle Fruchtbr. Gesellschafter, wes Standes oder Religion sie seyn, Erbar, Verständig und Weise, Tugendhaft und Höfflich, Nützlich und Ergetzlich, Leutselig, Mäßig überall erweisen, rühmlich und ehrlich handeln, bey Zusammenkünften sich gütig, frölich und vertraulich, in Worten, Geberden und Werken treulich erweisen, und gleich wie bey angestellten Zusammenkünften keiner dem andern ein widriges Wort übel aufzunehmen, höchlich verboten; Also soll man auch dagegen aller ungeziemenden Reden und groben Schertzens sich zu enthalten festiglich verbunden seyn. Zum Andern: soll auch den Gesellschaftern vor allen Dingen obliegen, unsere hochgeehrte Muttersprache in ihrem gründlichen Wesen und rechten Verstande, ohn Einmischung fremder ausländischer Flikkwörter, sowol im Reden, Schreiben, Getichten aufs allerzier- und deutlichste zu erhalten und auszuüben; auch so viel müglich, insonderheit bey den Mittgesellschaftern zu verhüten, das diesem in keinem nicht möge zuwieder gehandelt, vielmehr aber gehorsamlich nachgelebt werden: wozu dann einem jedweden seine beywohnende Höflichkeit ohn das vielfältige Anleitung geben wird‘ (so in dem Bericht ‚Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum‘, den 1668 G. Neumark über die Jahre der Glanzzeit der Fruchtbringenden Gesellschaft gab). Kürzer wird das gleiche Vorhaben der Aufrichtigen Gesellschaft von der Tannen ausgedrückt: ‚alter Teutscher Aufrichtigkeit und rainer Erbauung unsern währten Mutersprach sich zu befleisen‘ (J. Rumpier von Löwenhalt). Was da als Ziel vorausgestellt wird, ist tatsächlich das Ideal, das im Sinne des deutschen Barockmenschen den Entartungen des Grobianismus und der Alamode-Zeit entgegentritt, und das über Schranken und Spaltungen hinweg ein spannungsreiches Leben zu durchgeistigter Form und menschlicher Erfülltheit steigern will. Es geht schon um die Grundlagen des Gesamtlebens. Aber daß als Prüfstein dafür so einfach und uneingeschränkt das Verhalten im Bereiche der Sprache gesetzt wird, das ist das Einmalige und Kennzeichnende dieser Gesellschaften. Sie wollen ihren Erneuerungs-

willen an der Muttersprache bewähren und glauben, damit die sicherste Grundlage auch für die sinnvolle Gestaltung ihrer ganzen Lebensgemeinschaft zu schaffen.

Wir werden nun nicht erwarten, daß die Geschichte der Sprachgesellschaften in allem diesen innersten Antrieben entsprochen hätte. Wir können sie namentlich für die Fruchtbringende Gesellschaft an Hand der Akten des ‚Erzschreins‘ gut verfolgen. Nicht jeder einzelne von den bis 1668 aufgenommenen 806 ‚Gesellschaftern‘ ist durch besondere Leistungen dieser Art bekannt (obwohl namentlich zur Zeit des Fürsten Ludwig bei der Zuwahl jeder Anwärter nicht nur auf die Empfehlungen seiner Fürsprecher, sondern auch auf seine eigenen Verdienste geprüft wurde). Auch ist die Überwindung der Schranken von Stand und Religion kaum ganz in dem geplanten Umfang geglückt (immerhin braucht die Feststellung Neumarks, daß hinter den absichtlich alle Unterschiede vermeidenden Gesellschaftsnamen sich ‚ein König, drey Churfürsten, neunundvierzig Hertzoge, vier Markgrafen, zehn Landgrafen, acht Pfaltzgrafen, neunzehn Fürsten, sechzig Grafen, fünfunddreyßig Freyherrn und sechshundert Edelleute, Gelehrte und andere vornehme bürgerliche Standes-Personen‘ zusammenfanden, nicht dagegen zu sprechen, daß die ausgewählt wurden, ‚so sich um Teutschland so wol mit dem Degen als mit der Feder wolverdient gemacht‘). Aber das eine ist unbestreitbar, daß sich die Sprachgesellschaften als Mittelpunkte starker Wirkungen bewährten (in manchen Jahren der größten Verwüstungen des Krieges sind die Zugänge von Mitgliedern am stärksten), daß ihr Vorbild im ganzen deutschen Raum Nachfolge fand, daß sie ihre Aufgabe immer klarer im Bereiche der Muttersprache fanden, und daß sogar ihre Gegner noch im entscheidenden Punkte durch den Widerstreit gefördert wurden. Es wäre schon eine dringliche Aufgabe, zwischen dem Lob übertreibender Festschriften und dem Tadel unverständiger Gegner die wirkliche Bedeutung dieser Sprachbewegung herauszuarbeiten, das, was die führenden Köpfe als Ziel vor sich sahen, was an wesentlicher Arbeit geleistet wurde, und was an dauerhafter Wirkung in das Volksleben einging, - alles gesehen auf dem Untergrund der Zeitereignisse und der Bedingungen, die sicher nicht zufällig die Hochblüte der Sprachgesellschaften zusammenfallen lassen mit den Jahren des tiefsten äußeren und inneren Niederganges.

### 3. Die Arbeit an der Muttersprache

Es erscheint vielleicht als zu eng gesehen, wenn man die Frage, was denn nun diese Bewegung der Sprachgesellschaften geistesgeschichtlich zu bedeuten hat, dahin beantwortet, daß in ihr der Gedanke von der Verantwortlichkeit für die Muttersprache sich durchsetzt. Aber wenn man an das Grundverhältnis der Wechselwirkungen zwischen Muttersprache und Sprachgemeinschaft denkt, so wird man gerade darin eine wichtige weitere Stufe zu erfüllter Sprachgemeinschaft sehen: von dem naiven Dahinleben unter den muttersprachlichen Bedingungen über die Besinnung auf die gemeinsame Muttersprache, das Bewußtmachen dieser Muttersprache, führt der Weg zu dem Gedanken, in einer zielstrebigem Arbeit die Wirkungen der Muttersprache zu sichern und zu fördern. Sieht man diese Entwicklung unter dem Gesichtswinkel der ‚geschichtlichen Kraft‘, so greift das so ineinander, daß bestimmte Bedingungen des Lebens darauf achten lassen, ob die Muttersprache bestimmte Seiten ihrer Aufgabe erfüllen kann, und daß nun gewissermaßen die Muttersprache selbst Kämpfer auf den Plan ruft, die an den schwachen oder besonders lebenswichtigen Stellen sich überdurchschnittlich um die Muttersprache mühen, damit diese nun verstärkt die ihr obliegenden Leistungen erfüllen kann. Wir müssen diese ‚lebenswichtigen‘ Stellen, die damals gesichert wurden, aus den Taten dieser ‚Kämpfer‘ zu ermitteln suchen. Dafür, was die Zeit selbst an dem Werk der Sprachgesellschaften als wichtig sah, haben wir ein kennzeichnendes Beispiel in der Übersicht, die 1668 G. Neumark ‚von der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft hervorgewachsenen Früchten, Schriften und Büchern‘ gab. Dort wird unter dem Bilde der Weissagungen der zehn Sibyllen das gesamte Schrifttum der ‚Gesellschafter‘ als Beitrag zu neun Richtungen muttersprachlicher Arbeit gewertet. Vorangestellt wird die Weissagung der persischen Sibylle:

Mitten in den Kriegsflammen werden Friedensfrüchte blühen  
Und erleuchte Geisterscharen zu derselben Pflege ziehen.  
So, daß auch der Musenberg in der Teutschen Land versetzt,  
Und das edle Heldenvolk ihrer Sprache Frucht ergetzt.

Und dann werden mit den Werken jeweils die Namen der Gesellschafter genannt, die ‚die teutsche Sprache gesellschaftsmäßig anzugreifen und auszuüben sich hervorgetan‘, die ‚neben dem Degen in

anderen Kriegesverrichtungen sich in der teutschen Sprache glücklich geübet', die in Übersetzungen die Füglichkeit deutscher Sprache erwiesen, die selbst 'unsterbliche Schriften' schrieben usw.

Es wäre nun ein uferloses Beginnen, unter den Hunderten von Werken alles herauszuheben, was für das Wollen der Gesellschafter kennzeichnend ist. Wohl aber ist es möglich, die Haupttrichtungen dieser Arbeit aufzuweisen und das dahinter stehende Wollen mit den Worten derer zu erläutern, die am bewußtesten ihre Arbeit der Muttersprache widmeten. Es sind das der *Suchende*, d.h. Justus Georg Schottel, der als Sprachgelehrter die Hauptgestalt der deutschen Grammatiker des 17. Jahrhunderts ist, und der *Wohlsetzende*, d.h. Philipp von Zesen, in dem die Sprachanliegen der Zeit ihren drängendsten Ausdruck fanden.

Wir sehen davon ab, weitere Zeugnisse zu bringen für das, was man den 'Rausch der Sprache' in der Barockzeit genannt hat (vgl. P. Hankamer). Innerste Erkenntnis der Sprache wird als Inbegriff irdischen Glückes und selbst als Bestandteil himmlischer Seligkeit gefaßt, und von da aus ist ebenso jedes Bestandstück der Sprache übergoldet wie die Beschäftigung mit der Muttersprache geadelt. Was bei Petrus Mosellanus anklang (o. S. 149), das ist nun zur Erfülltheit eines der Sprache gewidmeten Lebens geworden: 'Was ist nebenst andern Geheimnissen der Göttlichen Gaben, welche das Menschliche Gemüth besitzt, wol herrlicher als die innerste Erkenntnis der Sprachen? Worin kann ein gelahrter Sinn, ja die ausgeübte Tugend selbst, eine mehr erquickende Ergetzlichkeit antreffen, als in den süßen Geheimnissen der Sprachen? Alles jrdische gehet wie ein Gewitter dahin und verleurt sich der Genoß desselben in seinem Ekel selbst. Aber in den Sprachen, in deroselben rechter Kündigkeit, und folgendes in dero genoß, stekket ein weit anders, und ein gantz überirdisches verborgen, welches nicht unseren Leib, sondern die Seele einnimmt und belustiget. Ja mit den Seelen in der seeligen Ewigkeit sich verewigen und unaussägliche Gegenfreude miterwecken wird.' - 'Also hat Gott alle Natur durch die Kunst der Sprachen umgränztet, ja die Sprachen sind durch alle Geheimnissen der Natur gezogen: also daß wer der Sprachen recht kündig wird, zugleich dadurch die Natur durchwandern, die Künste ihm recht entdecken, die Wissenschaften offenbaren, mit allen berühmten Leuten, so vormalis gewesen und annoch seyn, ja mit Gott selbst reden und sich besprechen kann' (6. Lobrede).

Es sind also Werte höchsten Grades, die der Beschäftigung mit der Sprache innewohnen. Sie sind Voraussetzung für die Unbedingtheit, mit der die Arbeit an der Muttersprache gesehen und ausgeübt wird. Und auf den Einzelfeldern dieser Arbeit kommen entsprechend starke Anstöße zu Tage, durch die die Muttersprache als wertbetont nun bestimmte Seiten ihrer Funktionen innerhalb der Sprachgemeinschaft sichert und festigt. Man kann es am besten beobachten an einem der Hauptanliegen aller Sprachgesellschaften, der Sicherung der Urwerte der Muttersprache.

Was von dem Wollen der Sprachgesellschaften am bekanntesten ist, das zielt auf die Ablehnung fremden Sprachgutes. Und im Kampfe gegen das Fremdwort sieht man weithin die sprachliche Arbeit des 17. Jahrhunderts erschöpft und zugleich übersteigert. Kronzeuge für Verfahren und Begründung ist dabei meist Ph. von Zesen, und aus dem, was schon die Zeitgenossen gegen sein Wirken vorbrachten, wird vielfach das Urteil über die gesamten Sprachgesellschaften gezogen. Es wäre aber gut, hier etwas zu unterscheiden: Zesen repräsentiert nicht das ganze Wollen der Sprachgesellschaften; und Zesens Übersteigerungen entwerfen nicht den Kern seines Wollens, und von Zesens Arbeit ist manches für die Folgezeit wichtiger geworden, als die Zeitgenossen ahnten.

Beginnen wir mit dem letzteren. Das Gesamtanliegen, die modische Fremdwörterei einzudämmen, ist bei ihm so stark gespürt, daß er selbst ‚Gesellschaftern‘ wie Rist (*der Rüstige*) und Hatsdörffer (*der Spielende*) als übertreibend erscheint, von Außenstehenden wie Chr. Weise ganz abgesehen. Gegen manche Unterstellungen wehrt er sich selbst in der ‚Helikonischen Hechel‘; daß er *Nase* oder *Mantel* durch *Gesichtserker* und *Windfang* ersetzen wollte, trifft nicht zu. *Papst* und *Kloster* in *Obererzvater* und *Jungfernzwinger* umzuwandeln, klingt uns heute noch fremder als seiner Zeit; aber die *Schauburg* für *Theater* hat an Anklang gewonnen, und man darf mindestens die guten und längst unentbehrlich gewordenen Wörter nicht vergessen, die Zesen geschaffen oder verbreitet hat (zum Teil im Anschluß an holländische Vorbilder): *Abstand*, *Anschrift*, *Blutzeuge*, *Hochschule*, *Höfling*, *Jahrbücher*, *Mundart*, *Oberfläche*, *Rechenkunst*, *Rechtschreibung*, *Schauspieler*, *Statthalter*, *Tagebuch*, *Tiergarten*, *Trauerspiel*, *Vorzimmer*, *Widerhall* und manche anderen. (Eine der heutigen wissenschaftlichen Kenntnis angemessene Zusammenstellung des Wort-

gutes, auf das die Sprachgesellschaften Einfluß gewonnen haben, wäre ebenso nötig wie aufschlußreich.)

Aber es kommt uns hier weniger auf die einzelnen Beispiele an, als auf den Geist, der dahinter stand, und auf das Ineinandergreifen der Wirkungen. Den Anstoß gab unmittelbar die alamodische Fremdwörterei, die unbesehen fremdes, meist französisches Wortgut in deutsche Rede einflocht und den sprachlichen Zeugnissen aus der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts zumeist ihr Gepräge gab. (Wenn man eines neusüchtigen Deutschlings Herz öffnete, so fände man fünf Achtel Französisch, ein Achtel Spanisch, ein Achtel Italienisch und kaum ein Achtel Deutsch', heißt es in Moscheroschs ‚Gesichten Philanders‘). Es ist kein Zweifel, daß die Überfremdung des Deutschen ein Maß erreicht hatte, das die richtige Funktion der Sprache innerhalb der Sprachgemeinschaft gefährdete. Dieser Zustand löste eine Gegenwirkung aus, die dem eigenen Wortgut Bestand und Entwicklung zu sichern suchte. Der Gesichtspunkt, der dabei durchschlagend wurde, war der Gedanke von den Urworten der Sprache. Dieser Gedanke selbst war nun so zündend, daß er über seine ursprüngliche Funktion hinaus die Einschätzung der ganzen Sprache bestimmte.

Wie man um 1500 allmählich eine Teilhabe der Deutschen an der Ursprache, der adamischen Sprache, zu erweisen suchte, war früher zu besprechen (o. S. 147). Inzwischen hatte diese Idee sich als äußerst fruchtbar erwiesen. Einmal war im Gedanken der Ursprache selbst der Schwerpunkt von der Seite des Uralters auf die der Naturkraft übergegangen. Sodann war das Deutsche in immer stärkerem Maße als ‚ursprachlich‘ anerkannt worden, so daß mit der ‚uralten teutschen Sprache‘ als mit etwas Erwiesenem zu rechnen war. Auf dieser Grundlage ergab sich eine ganz folgerichtige Entwicklung, deren Ertrag am klarsten bei Schottel zu fassen ist.

Es wären hier namentlich Gedanken aus der vierten Lobrede zu nennen, in denen Schottel den Urwert deutscher Worte begründet und belegt. Es sind an sich ganz einleuchtende Forderungen: ‚Der Stammwörter untadelhafte Vollkommenheit in einer jeden Sprache wird zweiffels ohn diese seyn: 1. Daß sie in ihren eigenen Natürlichen und nicht in fremden Letteren (d. h. Lauten) bestehen. 2. Daß sie wol-lauten und ihr Ding eigentlich ausdrücken. 3. Daß ihre Anzahl völli-g und genugsam sey. 4. Daß sie von sich reichlich auswachsen und her-leiten lassen, was nötig ist. 5. Daß sie allerley Bindungen, Doppelun-

gen und artige Zusammenfügungen leiden.‘ Wenn der Gedankengang auch der noch lange üblichen Verwechslung von Buchstaben und Lauten nicht entgeht, so ist er in sich durchaus folgerichtig auf die deutsche Sprache angewandt. Zu den beiden ersten Punkten ‚ist es schlecht unmöglich, eine leichtere, gründlichere und wundersamere Art der Letteren oder Buchstaben und Wörter, als die Teutschen sind, aufzubringen. Sie sind nicht allein einlautend, die durch einen natürlichen Zufall den gehörigen Laut verursachen, sondern ihr einstimmiger Laut ist so wunderreich, und ihre Zusammenstimmung so überkünstlich, daß die Natur sich hierinn und aller Dinges ausgearbeitet hat. Denn ein jedes Ding, wie seine Eigenschaft und Wirkung ist, also muß es vermittelt unserer Letteren, und kraft derer also zusammengefügt Teutschen Wörter, aus eines wolredenden Munde daher fließen und nicht anders, als ob es gegenwärtig da were, durch des Zuhörers Sinn und Herze dringen.‘ Zahllose Beispiele belegen ihm solchen Bau der deutschen Wörter: *fließen* und *stille*, *Donner* und *Blitz*, *prasseln* und *heulen*: ‚Solche Kunst steckt durch und durch in den Teutschen Wörtern, welche aus denen also von der innersten Natur und unseren Vorfahren geordneten Letteren so lebhaftiglich geboren werden.‘ So ist die Muttersprache voll von Stammwörtern, die eines jeden Dinges ‚einlautende Anzeigen‘ sind; ihre Zahl ist reicher als die anderer Sprachen, und wenn in dem alten Streit, ob die Wörter ‚Willkührlich oder Natürlich weren ihrem Ursprunge nach‘, die Philosophen von den griechischen und lateinischen Wörtern feststellten, ‚daß selbige nicht aus einer ungefehrlichen, sondern auhs sonderbarer Kraft und tieffer Vernunft einer Natur entstanden weren‘, dann hat das Deutsche mit gleichem Recht Anteil an solchem Vorzug; unter göttlicher Mithilfe ist es entstanden, und dieser sein Urwert zeigt sich überall: ‚Es ist demnach der Anfang und vollständige Grundlegung der Teutschen Letteren, der Stammwörter, der Ableitungs- und Doppelungsarten nicht ohn Göttliche Mithülffe, aus sönnderlicher Kunst und Erfahrungheit entstanden. Denn die innerliche Schicklichkeit und wundervolle Art kan nicht genugsam begriffen noch wie es anfangs kommen, daß durch die Zusammenfügung ezlicher Zieferen ein solches Wort und folgendes das lebhaft Bild eines Dinges dadurch werde vorgestellt, ersonnen werden.‘

Es ist eine an sich besonnene, aber durchaus gesicherte Überzeugung von diesen unter göttlicher Mithilfe vom Uralter her in die deutsche

Sprache gelegten Kräften, die dem an der Sprache Beteiligten eine unerhörte Verantwortung auferlegt. (Zesen begründet alle diese Gedanken in seinem *Rosenmand* von 1651 noch viel leidenschaftlicher und geheimnisvoller in der Gedankenfolge der Lehre von der adamschen oder Ur-Sprache; vgl. H. Harbrecht). Hier ist ein Reichtum zu verwalten, der durch keines Kaisers Gewalt gesichert werden kann. ‚Eine jede Sprache besteht in gewiszmäßiger Zahl eigener Stammwörter, davon zwar durch beliebte Ungewonheit und stillsweigende lange Nachgebung eines und anderes kan in Abgang, Unbrauch, Vergessenheit und Unwehrt kommen, kein neues Urwort aber dazu auch für Gold und Geld also erkaufft werden, daß eine rechtmäßige Wortstelle und allgemeiner Deutungsstand demselben könne zugeeignet werden.‘ Und deshalb kommt der Abwehr der Fremdwörterei eine solche Bedeutung zu. Schottel hat mit seinen Gesinnungsgenossen ein durchaus lebendiges Gefühl für die ‚Ganzheit‘ einer Sprache. Hier wird ebenso jeder Verlust eines eigenen Urwortes wie jeder Einbruch eines fremden als Zerstörung empfunden, und wenn immer wieder bekräftigt wird, daß jedes notwendige Wort aus dem Urquell eigener Stammwörter gewonnen werden kann, so ist es letztlich die Geschlossenheit einer geistigen Welt, die so gesichert und bereichert werden soll. Mit einer außerordentlichen Gewalt muß dieser Gedanke das deutsche 17. Jahrhundert gepackt haben, und bereits von da aus wäre nicht nur die Leidenschaft zu verstehen, mit der das Fremdwort bekämpft wird, sondern auch die Sicherheit, mit der eine die Funktionen der Sprache wesentlich bedrohende Gefahr sich in eine erhöhte Arbeit an dieser Stelle umsetzt.

Aber der Gedanke der organischen Zugeordnetheit greift noch weiter. Die Wechselbeziehungen von Muttersprache und Sprachgemeinschaft werden aus einem wachen Gefühl für die ursprüngliche Zusammengehörigkeit beider beurteilt. Schon die erste Lobrede hat Gelegenheit zu betonen: ‚Die unbeweglichsten Hauptgründe unserer Sprache befehlen uns also die Wörter zu bilden und die Dinge auszudrücken; ist auch ein teutsches Gemüt also genaturet, daß es solche teutsche Wörter leichtlich vernehmen und Krafft derer die vielerley Veränderungen des irrdischen Wesens in seine Bildung gar vernehmlich bringen kan.‘ Das wird alles so deutlich gefühlt, daß Schottel geradezu Erkenntnisse vorausahnt, die dann W. von Humboldt in voller Klarheit gewonnen hat: In der ‚kurzen Anleitung und

Anzeige zu der sonderlichen und anderen Sprachen ganz-ungemeiner Ableitung der Wörter, welche in unserer Mutter Sprache so überreichlich zu finden‘ (- sie bildet den Gegenstand der fünften Lobrede -) steht eine Grundüberzeugung klar ausgesprochen: ‚Also erhebet sich sonderlich die Teutsche Sprache aus den gewisesten Gründen, welche Gott und die Natur darin ausgewirket haben, empor: und helt eine andere Art der Gewisheit insich und erfordert andere Augen sich beschauen zu lassen, als mit welchen man das Hebräische, Griechische oder Lateinische durchsehen hat.‘ Nicht nur die Notwendigkeit, die deutsche Sprache gemäß eigener Art zu beschreiben, kündigt sich hier an, sondern auch das Wissen darum, daß die Muttersprache nach ihren eigenen Gesetzen in das Leben der Sprachgemeinschaft hineinwirkt.

Und damit nähern wir uns noch einen Schritt dem Kern des Sprachanliegens jener Zeit. Man würde den Kampf um den eigengesetzlichen Ausbau der Sprache schon verstehen, wenn er - auf seine innersten, der Zeit selbst nicht notwendig bewußten Gründe zurückgeführt - einem Bestreben der Sprachgemeinschaft entspränge, in der inneren Geschlossenheit und allgemeinen Zugänglichkeit der Muttersprache sich selbst die Geschlossenheit des Weltbildes zu erhalten. Aber wenn Schottel immer wieder auf die der deutschen Sprache eignenden Möglichkeiten der Wortbildung, ihren angelegten Reichtum hinweist, dann will er vor allem einem Ausschöpfen dieses Reichtums vorarbeiten. An einer wichtigen Stelle deutet sich das an in dem Bild von den Früchten, die der deutsche Sprachbaum tragen soll: ‚Ein jedes standfestes Gebäu beruhet auf seinen unbeweglichen Wolbepfälen Gründen. Also einer jeglichen Sprache Kunstgebäu bestehet gründlich in ihren uhrsprünglichen natürlichen Stammwörtern; welche als stets saftvolle Wurzeln den ganzen Sprachbaum durchfeuchten . . . Nach dem auch eine Sprache an solchen Stammwörtern kräftig und Wurzelreich ist, kan sie auch schöne, herrliche und vielfältige Früchte geben.‘ Gewiß denkt man bei diesen Früchten zunächst einmal an die unmittelbar aus Sprache geformten Werke, an den Reichtum der ausgebauten Sprache selbst, an die Werke des Schrifttums und der Dichtung, die in ihr möglich werden. Aber wir würden die Sorge der Sprach ‚gesellschaft‘ um die Erhaltung der wurzelhaften Urwerte der Sprache nicht voll verstehen, wenn wir ‚nur‘ an diese Zusammenhänge dächten. Das 17. Jahrhundert hatte noch mehr davon erfahren,

was von dem Wohlstand der Muttersprache alles abhängt. ‚Nicht weniger ist der Nutz unschätzbar, wan die ausgeübte und mit voller Bereitschaft sich darbietende teutsche Sprache von jedwedren in seinem Stande recht, reinlich und zierlich angewant wird.‘ In diesen ‚Anwendungen‘ sieht Schottel die Hauptfrüchte der sprachlichen Werte (und die Hauptgründe für die Sorge um die Muttersprache), und es ist sein voller Ernst, wenn er den ganzen Bau des Lebens auf der Grundlage der Muttersprache aufruhend sieht: ‚Daß nun auch der Jugend die gründliche Kündigkeit und Ausübung unserer Teutschen Sprache hochnötig und rühmlich, ja zu Anleitung vieles Gutes und Erweckung munterer Gedanken ein Ursach und Mittel sey, ist daher zu sließen, weil Kirchen und Schulen, Recht und Gerechtigkeit, Krieg und Friede, Handel und Wandel, tuhn und lassen bey uns erhalten, geführt und fortgepflantzet wird durch unsere teutsche Sprache. Wir treten dadurch zu Gott und in den Himmel, ja, wir erhalten dadurch Leib und Seel.‘ Mag sich also die Pflege der Muttersprache noch so oft in absonderlichen Formen abspielen, ihr Anstoß kommt nicht aus persönlicher Laune, sondern deutlich aus den Verflechtungen, die zwischen Sprache und Gesamtkultur bestehen: weil die Muttersprache auf so vielen Gebieten des Lebens anwendbar und fruchtbar sein muß, darum muß ihr Ausbau auf den bestmöglichen Stand gebracht, müssen die Urwerte der Stammwörter ausgeschöpft werden. Schottel weiß sich darin einer Meinung mit Harsdörffer und anderen ‚Gesellschaftern‘. Und wo die Ermunterung zum reinen Gebrauch der Sprache, die Verpflichtung zu gegenseitiger Hilfe in der rechten Verwendung der Sprachmittel uns begegnet, da steht - ungleich ausgedrückt und selten rein erkannt, aber mit eindringlicher Stetigkeit - dahinter das Bewußtsein\*, daß von Handel und Wandel bis zu Himmel und Gott kein Bereich ist, dessen sinnvolle Bewältigung nicht vom Stande und von der ungestörten Wirksamkeit der Muttersprache wesentlich abhinge.

Vielleicht wundern wir uns, die Menschen des 17. Jahrhunderts unter der Wirkung von Zusammenhängen handeln zu sehen, die zum guten Teil erst viel später durchschaut wurden. Denn von der genauen Art, wie die Muttersprache in die Gestaltung der verschiedensten Lebensbereiche eingreift, hatten die Zeitgenossen des großen Krieges kaum eine deutliche Vorstellung, und man könnte auch sagen, daß solche Auswirkungen der Sprache kaum beobachtbar waren und bei dem all-

gemeinen Daniederliegen des Kulturlebens schließlich auch als unerheblich erscheinen könnten. Wenn trotzdem die Kräfte der Muttersprache offenbar auf ein Beachten und Sichern dieser Zusammenhänge hindrängten, dann ist dafür ein letzter Zusammenhang maßgebend. Man kann es im Zuge unseres Grundgedankens so kennzeichnen, daß die ganze Lage jener Zeit zwingend forderte, daß die Deutschen verstärkt als Sprachgemeinschaft handelten. Von den Gründen und Wegen dieser Forderung wird noch zu sprechen sein. Hier ist nur hervorzuheben, daß auch die Arbeit an der Muttersprache von diesem Mittelpunkt aus bestimmt war. Ein letztes Wort von Schottel kann uns auch das veranschaulichen. „Das einzige Band menschlicher Einigkeit, das Mittel zum Guten, zur Tugend und zur Seligkeit und die höchste Zier des vernünftlichen Menschen sind die Sprachen. Nachdem nun aber die eine vor der anderen reich, voll, künstlich, dringend und füglich ist, darnach kann sie auch ihre Wirkungen den Menschen austeilen und desto höheren Stand der Vortrefflichkeit einnehmen.“ Lassen wir alles beiseite, was hier noch einmal in zusammengefaßter Schau die Gründe unterstreicht, die den Sprachgesellschaften die Arbeit an der Muttersprache wichtig erscheinen ließen, so ist hier etwas ausgesprochen, was einem Menschen des Jahres 1641 nun tatsächlich diese Spracharbeit zur Lebensaufgabe machen konnte: „Das einzige Band menschlicher Einigkeit... sind die Sprachen.“ Deutlicher als in allen bisher berührten Erscheinungen spricht hier das Gefühl, daß die Arbeit der Muttersprache gilt als dem einzigen Band deutscher Einigkeit; und daß dieses Mühen um die Muttersprache letztlich zum Sinn hat, die Einigkeit der deutschen Sprachgemeinschaft zu erhalten, zu sichern, zu stärken. Und damit tritt uns nun als der eigentliche Träger und Gegenstand dieses Geschehens die deutsche Sprachgemeinschaft entgegen.

## b) Der Sieg der Sprachgemeinschaft

Wer ernsthaft nach den tieferen Gründen des Geschehens sucht, kann in der angedeuteten Weise gewiß die Stärke der Anstöße und den Ernst des Wollens feststellen, die sich in den Arbeiten der Sprachgesellschaften Wirkung verschafften, und die uns veranlassen, in diesem Tun mehr als eine persönliche Liebhaberei oder eine zufällige Strömung zu sehen. Die Sprachgesellschaftler selbst haben durchaus das Gefühl, etwas für

ihre Zeit Notwendiges zu tun, und niemand wird bestreiten, daß sie tatsächlich die Träger eines Anliegens sind, das aus den Grundbedingungen des geschichtlichen Lebens ihrer Zeit herzuleiten ist. Es fragt sich nur, wie weit diese Aufgabe reicht und wie hoch ihre möglichen Wirkungen einzuschätzen sind. Man wird gut tun, bei der Antwort zu scheiden zwischen dem, was im Vordergrund des Bewußtseins stand, und dem, was durch dieses Geschehen gesichert werden sollte. Wenn schon die Muttersprache in normalen Zeiten in der Unbeachtetheit des ‚Selbstverständlichen‘ lebt, dann müssen es schon sehr gewichtige Forderungen sein, die hinter einer so ernst gefaßten Sprachbewegung stehen; und wenn wir den bleibenden Ertrag vielleicht in ein paar hundert guten Verdeutschungen zu sehen geneigt sind, so kommt die Überlegung hinzu, wie vieles an Werten der Muttersprache und der Sprachgemeinschaft im Zuge dieser Arbeit erhalten und gestärkt wurde. Man wird dem Sinn dieses Geschehens sicher gerechter werden, wenn man in ihm den sichtbarsten und auffälligsten Ausdruck eines Ringens sieht, in dem die Sprachgemeinschaft als Gesamtheit stand, und in dem es darum ging, die der Sprachgemeinschaft obliegenden Aufgaben festzuhalten gegenüber Kräften, die sie zu sprengen drohten. Der Gedanke von der Muttersprache als dem ‚einzigen Band der Einigkeit‘ weist uns geradezu hin auf die vielfältigen Gefahren, denen diese Einigkeit ausgesetzt war: Gefahren der Spaltung, die aus den Glaubenskämpfen erwuchsen, Gefahren der Trennung, die in den kriegerischen Auseinandersetzungen ihren Höhepunkt erreichten; Gefahren, die bisweilen das Auseinanderfallen der in der Idee *Deutsch* beschlossenen Einheit unvermeidlich erscheinen ließen und die doch schließlich durch einen Sieg der Sprachgemeinschaft überwunden wurden, - ein Zeichen, daß die Kräfte der Muttersprache stark genug geworden waren, um auch diese schwerste Belastungsprobe in der deutschen Geschichte zu überstehen oder besser mitzuüberwinden.

### 1. Religiöse Spaltung und sprachliche Einung

Wer einen Sinn für die eigenartigen Fügungen deutscher Geschichte hat, wird immer wieder zum Nachdenken geführt durch den gegensätzlichen Klang, mit dem der Name Luther uns begegnet. So oft man in ihm das Zeichen sieht, in dem die religiöse Spaltung des deutschen Volkes sich vollzog und für Jahrhunderte aufwühlende

Auseinandersetzungen geistiger und selbst kriegerischer Art heraufbeschwor, so oft hat man ihn gerühmt als den Ansatz, von dem aus das große Einigungswerk der neuhochdeutschen Gemeinsprache herzuleiten sei. Beides ist natürlich in dieser Weise zu vereinfachend gesehen; aber es bleibt doch etwas daran, daß gleichzeitig mit dem Offenbarwerden der religiösen Spaltung ein gewaltiger Anstoß zur sprachlichen Einigung gegeben war, und es ist überaus spannend zu sehen, in welchem Verhältnis die beiden Anstöße sich fortsetzten und auswirkten.

Es waren bereits früher einige zur Beurteilung dieses Geschehens wesentliche Tatsachen zu erwähnen. Daß unter den Anliegen der Reformation die muttersprachliche Durchdringung des religiösen Bereiches eines der sichtbarsten und vordringlichsten war, ist anerkannt. Gewiß war dieses Verlangen selbst schon vorbereitet und gestärkt in der allgemeinen Aufwertung der Muttersprache in der Zeit um 1500. Aber es bedurfte doch einer sprachlichen Großtat von der Eindruckskraft der Lutherschen Bibelübersetzung, um gegenüber allen vorangegangenen und gleichzeitigen Bemühungen das bleibende Gefühl zu schaffen, daß sich damit im Bereich des Religiösen wie des Sprachlichen etwas Wesentliches geändert habe. Es entspricht durchaus dem Bewußtsein der Zeit, wenn 150 Jahre später G. Neumark auf die innere Verbindung hinweist: ‚Es ist aber sonderlich zu beobachten, daß wolgemeldte hochberühmte (Fruchtbringende) Gesellschaft ihren Anfang genommen, als eben vor hundert Jahren das seligmachende Licht des heiligen Evangelii hervorgeleuchtet und die heilige Schrift unter der Bank hervorgezogen und in unsere Teutsche Sprache von dem theuren Manne Gottes Doctor Martin Luthern wol vernehmlich und kunstgründig gedolmetschet worden: Für welche hohe Wolthat wir dem allgütigen Gott zu danken und um Erhaltung solches werten Schatzes hertzlich zu bitten, billiche Ursache haben.‘ Dieser Dank und diese Bitte betrifft gleicherweise Inhalt und Sprache der Heiligen Schrift; und tatsächlich wäre die Wirksamkeit der Sprachgesellschaften ohne die Bibelübersetzung Luthers so nicht möglich gewesen.

Zweierlei ist es, was im Hinblick auf die Sprachgemeinschaft von Wirkungen festzuhalten ist. Zunächst einmal stieg für alle Anhänger Luthers der Wert der eigenen Muttersprache in folgenschwerer Weise. Hatte Luther selbst aus dem Dolmetschen der Bibel eine neue religiöse Weihe der deutschen Sprache abgeleitet (o. S. 143),

so war für viele nach ihm die Überzeugung von der neuen Würde der Muttersprache ein Anstoß, sich mit ihr zu beschäftigen und ihre Probleme ernster und tiefer zu nehmen, als es je zuvor der Fall war. Wichtiger ist aber ein anderes: die Sprachform, in der Luther seine Bibelübersetzung gestaltet hatte, blieb in ihrer Wirkung nicht auf die Anhänger der Reformatoren selbst beschränkt; sie wurde schließlich für Anhänger und Gegner zum Vorbild, nach dem sich die wachsenden Bemühungen um die gemeinsame Hochsprache richteten; und im Endergebnis hat das gesamte deutsche Sprachgebiet in mannigfaltigster Weise die Wirkung von Luthers Sprache erfahren. Der Grund für die Reichweite dieser Wirkungen ist ein doppelter. Einmal umfaßte Luthers Sprache so viel an Vorbedingungen für eine gemeindeutsche Hochsprache, wie bis dahin noch nie zusammengetroffen war. Sodann brachten Verbreitung und Verwendung der Lutherbibel über den ganzen deutschen Sprachraum hinweg so viele Anstöße für den Sprachgebrauch wie für die grammatische Sprachregelung, daß die bereits in der Richtung auf eine einheitliche Sprache wirkenden Strebungen zum endgültigen Erfolg kamen.

Um die sprachliche Wirkung Luthers zu verstehen, muß man sich die Gesamtbedingungen seines Sprachschaffens vergegenwärtigen. Eine wesentliche Vorbedingung umschreibt Luther selbst mit den Worten: ‚Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigne sprache im deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, das mich beide Ober- und Niederlender verstehen mögen. Ich rede nach der sechsischen cantzelei, welcher nachfolgen alle fürsten und könige in Deutschland. Alle reichstedte, fürstenhöfe, schreiben nach der sechsischen und unseres Fürsten cantzeley. Darumb ists auch die gemeinste deutsche sprache.‘ Was das zu bedeuten hat, ist klarer geworden, seit Th. Frings ‚Die Grundlagen des Meissnischen Deutsch‘ aus den Gesamtbedingungen der deutschen Sprachentwicklung heraus verständlich gemacht hat. Ist Luthers Anlehnung an die sächsische Kanzleisprache zunächst einmal für Schrift und Druck gedacht, so ist mindestens ebenso wichtig Luthers eigenes Wurzeln in jener ostmitteldeutschen Ausgleichssprache, deren Entwicklung in ihrer äußeren und inneren Form sich uns als der zukunftsweisende Weg der gesamtdeutschen Hochsprache gezeigt hat (o. S. 120). In seiner persönlichen Sprachkraft erreicht diese Sprachform einen Gipfelpunkt innerer Stärke und äußerer Wirksamkeit. Was vorbereitet war schon bei den Altstämmen,

was sich dann im wiederbesiedelten Osten in der thüringisch-sächsischen Mitte, im Rahmen des Wettinischen Staates, im Wirkungsbereich von Erfurt und Leipzig entfaltet hatte, kommt zur Reife: ‚Die Leistung von Volk, Staat und Stadt übernimmt und setzt fort der überragende Einzelne und sein Werk: Martin Luther‘ (Th. Frings). Hat so Luthers Sprache schon aus diesen rein innersprachlichen Gründen eine große raumüberspannende Kraft, so gewinnt sein Werk eine vervielfachte Wirkung aus seiner religiösen Stellung. Luthers Bibeldeutsch begleitet die Reformation durch alle deutschen Lande, und die Textgestalt der Heiligen Schrift ist so fest und mächtig, daß sie nicht mehr von den einzelnen Mundartgebieten abhängig wird, sondern diese dazu zwingt, zu ihr aufzuschauen. Das hat zunächst seine äußeren Schwierigkeiten, so gut in Oberdeutschland wie in Niederdeutschland. Oberdeutschland fügt den Drucken der Lutherbibel eine ganze Reihe von Worterläuterungen bei, Niederdeutschland setzt in einer Reihe von Drucken Luthers Bibel ins Niederdeutsche um. Aber mit einer inneren Gesetzlichkeit schafft sich das Schergewicht der Heiligen Schrift sprachlich Geltung und erweitert in vielfältiger Weise seine Wirkung im kirchlichen Raum. Auch die katholischen Gebiete wurden in diese Entwicklung teils in der Auseinandersetzung, teils in der Aufnahme namentlich durch die Druckereien einbezogen. Und vor allem sind die seit 1573 erscheinenden ausführlichen Grammatiken der deutschen Sprache zunehmend auf die Luthersprache ausgerichtet, am ausdrücklichsten des Johannes Claius *Grammatica Germanicae linguae, ex bibliis Lutheri Germanicis et aliis eius libris collecta*, Leipzig 1578. Und hatte im Südosten die vom habsburgischen Bereich ausgehende sprachliche Wirkung vor allem im Gemeinen Deutsch Kaiser Maximilians eine unverkennbare Bedeutung erlangt, so kam diese doch in der Gesamtentwicklung zu spät und zu sehr am Rande stehend, um jene durch Landschaft und Schöpferkraft gleichermaßen emporgehobene Sprachform aufhalten zu können.

So bleibt es also richtig, daß die sprachlichen Wellen des religiösen Zwistes nicht eine der kirchlichen Spaltung entsprechende sprachliche Entfremdung herbeiführten, sondern umgekehrt im Sinne des Durchdringens der zur gemeinsamen Hochsprache geeigneten Form des Deutschen wirkten. Und die Macht der Neuerung ergriff nicht zuletzt die Gebiete, die wohl in einer

ruhigen Entwicklung sich weit langsamer der neuhochdeutschen Sprache erschlossen hätten. Gewiß war Niederdeutschland nicht nur in den Kanzleien bereits vom meissnischen Deutsch erfaßt, und der Gebrauch des Hochdeutschen in der Literatur ist nicht allein von Luther abhängig. Aber sicher wäre das Niederdeutsche nicht so willig dem Hochdeutschen entgegengekommen, wenn ihm nicht in der Bibelsprache ein Leitbild entgegengetreten wäre, das zugleich vielen in Wittenberg und Leipzig herangebildeten Predigern zunächst im Bereiche des Religiösen, dann aber auch darüber hinaus vorbildlich erscheinen mußte. Daß Oberdeutschland langsamer aber sicher folgen würde, war bei diesem Stande unvermeidlich.

## 2. Das Vermächtnis der Niederlande

Wenn in dem religiösen Streit die Deutschen als Sprachgemeinschaft wuchsen - so langsam sie den Weg fanden, um nun auch die religiösen Anliegen aus dem Sinn der Sprachgemeinschaft heraus zu lösen -, so war das gewiß ein Vorgang, dessen Ergebnis erst nach vielen Jahren sichtbar werden konnte. Aber was dabei auf dem Spiele stand, das zeigt ein Blick auf die Niederlande. Wer den sprachlichen Gang der Reformationszeit überschaut, darf die Vorgänge nicht außer acht lassen, die damals zur endgültigen Verselbständigung des Niederländischen führten. Es ist hier nicht der Ort, um die Vorgeschichte der niederländischen Sprache ausführlicher einzubeziehen (vgl. jetzt Th. Frings). Tatsache ist, daß von den drei Gruppen des Küsten-, Binnen- und Alpendeutsch, in denen Frings die Gliederung des Festlandgermanischen nach dem Ende der Völkerwanderung zu fassen sucht (o. S. 90), das an der Grenze von Küstendeutsch und Binnendeutsch entstandene Dietsch die Grundlage für die niederländische Schrift- und Hochsprache wurde. Zeigt sich im Bereich der flämischen Städte schon im 13. Jahrhundert eine sehr beachtliche sprachliche Höhe und Selbständigkeit, so hat sich die endgültige sprachliche Ausformung dieses Raumes doch bis in das 16. Jahrhundert hingezogen. Damals, in den Kämpfen um die religiöse und die staatliche Unabhängigkeit, hat sich die starke Eigenstellung herausgebildet, die den weiteren sprachlichen Austausch zwischen Küstendeutsch und dem deutschen Hauptgebiet unter das, was zum Bestehen einer Sprachgemeinschaft nötig ist, sinken ließ; die sprachlichen Wirkungen der Reformation haben die Niederlande nicht in der gleichen

Weise getroffen, wie wir es in Ober- und Niederdeutschland beobachteten.

Allerdings war das Streben nach muttersprachlicher Durchdringung aller Lebensgebiete in den Niederlanden nicht weniger stark, und wer nach Beispielen sucht, mit welcher Gewalt der Sprachgedanke das Gesamtleben beeinflussen kann, wird gerade in dem niederländischen 16. Jahrhundert einen der überzeugendsten Belege finden. Nirgends sehen wir eine gleich starke Beachtung und gleich hohe Einschätzung der eigenen Sprache, und es besteht eine offenbare Wirksamkeit des ‚Ursprachgedankens in der Verselbständigung der Niederlande‘ (L. Weisgerber). Man kann die ganze Gelehrsamkeit, mit der die *Origines Antwerpianae* des Goropius Becanus von 1569 zu beweisen suchten, daß die *teutonica lingua* die Ursprache der Menschheit sei, als Anzeichen für die Gedankenrichtung nehmen, in der die niederfränkischen Gebiete damals ihre Muttersprache sahen. Und war man vielleicht nicht überall von diesem Anspruch überzeugt, so war in einem voller Einklang: in der schwärmerischen Liebe zur Muttersprache. Das ist eine Linie, die ziemlich weit zurückzuverfolgen ist, und die mindestens schon in den Zeiten Burgunds feste Punkte erkennen läßt, an denen sich das Bemühen um die eigene Sprache verdichtet. Von besonderer Wichtigkeit sind dann die Rederijker-Kammern geworden, die in den Südniederlanden im Ausgang des 15. Jahrhunderts, in den Nordniederlanden seit dem Ende des 15. Jahrhunderts bestanden. Waren sie zuerst mehr geistliche Bruderschaften zur Pflege des Kirchengesangs und der geistlichen Spiele, so wurden sie im 16. und 17. Jahrhundert zu den wichtigsten Mittelpunkten einer volksmäßigen Kunst, namentlich in Dichtung und Schauspiel. Die Wirkung dieser über das ganze Land verbreiteten Kammern war außerordentlich groß und schloß vor allem auch eine von allen Schichten der Bevölkerung getragene Sprachpflege ein (vgl. E. Trunz). Mit ihnen stehen auch fast alle die Männer in Verbindung, die namentlich seit etwa 1550 an der Pflege der niederländischen Sprache arbeiteten und ihr Lob kündeten: in kennzeichnender Entwicklung nimmt Jan van de Werve 1553 in seinem Schat der duytscher talen den Kampf gegen das Fremdwort auf, beansprucht Goropius Becanus 1569 für seine Muttersprache den Wert der Ursprache, weist Hendrik Spiegel in seiner Twespraack van de Nederduitsche Letterkunst 1584 den Reichtum des Niederländischen auf,

hält Simon Stevin 1586 in seinen Beghinselen der Weeghconst die erste Lobrede auf seine Muttersprache, in der kaum mehr etwas von den Verstandes- und gefühlsmäßigen Gründen fehlt, die je das innere Verhältnis zur eigenen Sprache bestimmt haben. Und das erreicht um 1600 die Höhe einer Liebe zur Muttersprache, die sich in zahllosen Preisliedern einen Ausdruck von uns fast unbegreiflicher Gefühlsstärke verschafft. Den Niederländern ist im Zuge ihrer geistigen und politischen Verselbständigung die Muttersprache zu einem solchen Wert geworden, daß sie ihn mit der ganzen Kraft der Liebe pflegen und mit der ganzen Wachsamkeit der Eifersucht in seiner Eigenständigkeit zu festigen suchen. Ein solches Bemühen mußte den Schlußstrich unter das setzen, was bis dahin noch an Austauschbereitschaft innerhalb des schon lange wirksamen Selbständigkeitsstrebens des ‚Küstendeutschen‘ fortbestand.

Aber diese Geschehnisse in den Niederlanden haben in eigenartiger Weise doch noch eine Verbindung mit der Entwicklung des gesamtdeutschen 17. Jahrhunderts bewahrt. Die 1581 erreichte Unabhängigkeit machte den alten Beziehungen namentlich zu Norddeutschland kein Ende. Im Gegenteil, der unmittelbare Verkehr und geistige Austausch lebte verstärkt fort, und namentlich als die Niederlande um 1600 die Hochblüte ihrer dichterischen und wissenschaftlichen Leistungen erreicht hatten, waren ihre Städte und Hochschulen das Ziel gerade der geistig Regsten in Deutschland. ‚Wenn der deutsche Hochschüler seine Magisterprüfung bestanden hatte und von des Vaters Gelde oder als Hofmeister junger Adliger seine peregrinatio *academica* machen konnte, dann war sein Ziel mit Vorliebe Leiden . . . Von den deutschen Barockdichtern sind viele für Monate oder Jahre in Holland gewesen: Fürst Ludwig von Anhalt, der Gründer des ‚Palmenordens‘; Zinkgref; die Schlesier Kirchner, Opitz, Bundschuh, Bibran; der politische Satiriker Abraham von Dohna; die Holsteiner Loccenius, Ruarius, Holstenius und Morsius.; Titz, Roberthin und andere Ostpreußen; Fleming und sein Freund Hertrant; die Mystiker Franckenberg, Tschesch und Knorr von Rosenroth.; Andreas Gryphius, der sogar in Leiden Vorlesungen hielt; die niederdeutschen Eiferer des Volkstums Schupp, Lauremberg, Morhof; Harsdörffer und Zesen, der sein halbes Leben in Amsterdam blieb; die Schlesier des Hochbarock Scheffler, Hofmannswaldau, Neumark, Lohenstein, Abschatz; und schließlich Leibniz, Pufendorf, Canitz und Brodkes

(E. Trunz). Schon diese Auswahl von Namen spricht genug, auch für die, denen wie Simon Dach Leiden unerreichbar geblieben war („Mein Vater Gut war schlecht, sonst wäre auch ich gezogen dem weisen Leiden zu . . .“) oder deren Beziehungen zu Holland wir nur aus ihrer Vertrautheit mit den Werken der Dichter und Gelehrten kennen. Unter den Eindrücken, die diese Bildungsreisen vermittelten, war aber einer der tiefsten gegeben in der Art, wie dort in den Niederlanden die Muttersprache geachtet, gepflegt, erforscht und gepriesen wurde. Und es ist kein Zufall, daß wir unter den Hollandfahrern fast alle die Namen antreffen, die in den deutschen Sprachgesellschaften eine wesentliche Rolle gespielt haben. Es ist kaum zuviel gesagt, daß nur die gemäß den Schicksalen ihres Landes um 1600 zu einem Höhepunkt emporgestiegene Sprachbegeisterung der Niederländer die Erklärung für die Kraft und den Glauben abgibt, mit denen die Vorkämpfer der deutschen Sprache in der Zeit des großen Krieges ihre Aufgabe erfüllten.

Man müßte diese Folge von Wirkungen Zug um Zug nachweisen. Es ist wohl nicht das Wichtigste, die äußeren Einrichtungen der Sprachgesellschaften durchzugehen, wie sich darin italienische und holländische Anstöße trafen: gilt mit Recht die „Fruchtbringende Gesellschaft“ als Gegenstück der Accademia della Crusca in Florenz, und blickt Harsdörffers Hirtenorden nach Siena, so ist nicht weniger wichtig, daß Ludwig von Anhalt bei seinem Aufenthalt in Leiden dort eine Rederijkerkammer *De Palmboom* antreffen konnte, und daß Ph. von Zesen seine deutschgesinnte Genossenschaft bewußt nach dem Vorbild der Amsterdamer Kammern gestaltete. Wichtiger ist der Geist, mit dem diese Anstöße fortgeführt wurden, und die innere Kraft, die ihnen Wirkung verschaffte. Und da ist der Eindruck des niederländischen Vorbildes unbestritten und immer wieder hervorgehoben. Ob die Deutschen die ganze Weite des Volkstümlichen, auf der die Wirkung der holländischen Schöpfungen beruhte, überschauten, mag zweifelhaft sein; aber auch so sahen sie noch genug, was ihnen wichtig wurde, und von Opitz über Rist und Harsdörffer zu Zesen und Gryphius gibt es keinen, der sich nicht auf Kronzeugen unter den niederländischen Dichtern und Gelehrten beriefe. Um nur ein Beispiel zu nennen, an dem man die Tiefe und Tragweite dieser Wirkungen ermessen kann. Bevor Schottel 1641 sein Werk von der Teutschen Sprachkunst herausbrachte, war er von

1633 bis 1636 in Leiden gewesen, und wie stark er sich in dieser Zeit mit den Ansichten und Zielen der niederländischen Sprachkreise auseinandergesetzt hatte, lehrt jede Seite seiner Werke. So wie ihm Goropius Becanus ein oft und gerne angeführter Zeuge für die Urwerte der deutschen Sprache ist, so sind ihm Simon Stevins Zählungen der Stammwörter des Deutschen ebenso willkommene Ansatzpunkte, wie ihm dessen ‚Uitsprake oder Lobrede von der Teutschen Sprache‘ von 1586 ‚nicht wenig nachdenklich‘ und offenbar zum Vorbild seiner eigenen Lobreden geworden ist. Es gibt kaum einen holländischen Autor, den er nicht in sein Werk hineinverarbeitet hätte, so daß jene Anstöße nun sein eigenes Vorhaben für die deutsche Sprache stützten und belebten. - Und so wenig Schottel ohne diese holländischen Lehrjahre zu denken ist, so wenig ist Zesen zu verstehen, wenn man nicht die holländischen Quellen seiner Sprachauffassung, die dort bereits vorhandenen Vorbilder seiner Verdeutschungen und schließlich auch die Anreger seiner Schriften kennt (vgl. C. Bouman). So fehlt es also nicht an Anstößen und Vorbildern in dem Verhältnis der Niederländer zu den Deutschen in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Aber nicht darauf kommt es an, möglichst viele ‚Quellen‘ und ‚Einflüsse‘ aufzuweisen, sondern zu erklären, wieso diese Anstöße wirksam wurden, und was in Deutschland daraus erwuchs. Und da werden wir wieder auf jenen eigenartigen Vorgang geführt, der in Deutschland die Kräfte der Sprachgemeinschaft wachsen ließ, während die trennenden und spaltenden Kräfte in unheimlicher Weise zunahmen. Und wer dem Ineinandergreifen des Geschehens nachzuspüren liebt, mag diese eigenartige Verflechtung vermerken, in der das Niederländische noch mitten in dem Prozeß, der in der unverwischbaren Ausprägung seiner Eigenstellung die Loslösung aus dem Gesamtdeutschen abschloß, aus den Grundkräften gerade dieses Vorganges selbst den übrigen Deutschen das Stichwort gab, das ihnen in der Erhaltung ihrer sprachlichen Einheit so unschätzbare Dienste leistete, daß vielleicht dadurch der Widerstreit zwischen Spaltung und Einung sich zum guten Ende wandte.

### 3. Die Muttersprache im Dreißigjährigen Krieg

Der Gedanke vom Sieg der Sprachgemeinschaft, ablesbar aus der Art, wie die Muttersprache im Werturteil ihrer Träger und damit zugleich

in der Stärke ihrer Wirkungskraft dastand, läßt sich im eigentlichsten Sinne auch anwenden auf das Grundgeschehen des deutschen 17. Jahrhunderts, die Selbstzerfleischung des Dreißigjährigen Krieges. Ja, man kann geradezu sagen, daß die meisten der auffälligen Erscheinungen, die uns die Muttersprache über ihre sonstige ‚Selbstverständlichkeit‘ hinaus am Werk zeigen, nur als Teilerscheinungen dessen zu verstehen sind, was damals über das deutsche Volk insgesamt hinwegging, nicht nur im Religiösen, sondern auch im Staatlichen, im Wirtschaftlichen, im Menschlichen im weitesten Sinne. Und daß hierbei diese Menschen zunehmend als Sprachgemeinschaft dachten und handelten, läßt an einer ungewöhnlichen Lage etwas von dem offenbar werden, was die Muttersprache ununterbrochen für die Gesamtheit ihrer Träger vollbringt.

Überblickt man die Vielheit der Äußerungen, in denen sich um 1650 die Wechselwirkung zwischen Muttersprache und Sprachgemeinschaft zeigt, so wird man ihrem Zusammenhang am ehesten gerecht, wenn man sie als eine Art Zuflucht zur Muttersprache deutet. Das gilt vor allem für das Jahrzehnt von 1640 bis 1650, in dem sich nicht ohne Grund nicht nur die ‚Lobreden‘, sondern auch die Taten im Bereich der Muttersprache anhäuften wie nie zuvor. Waren diese Erscheinungen auch schon eine ganze Weile vorbereitet, so muß man doch das Zusammentreffen der hier nur zum Teil einbezogenen Werke von Schottel, Rist, Harsdörffer, Schill, Zesen, Moscherosch und vielen Kleineren beachten, um hier einen mehr als zufälligen Vorgang, ein tatsächliches Kennzeichen der Zeit zu verstehen. Und es läßt sich auch vom Inhalt dieser Schriften aus bestätigen, daß sie alle einem gemeinsamen Anliegen entspringen. So verschieden sie vorgehen, so treffen sie sich immer wieder in zwei Grundgedanken: dem Stolz auf die ‚uralte deutsche Haupt- und Heldensprache‘ und dem Vertrauen auf das ‚einzige Band menschlicher Einigkeit‘. In einer Zeit des tiefsten Niedergangs und der vollendeten Trostlosigkeit versicherten sich die Deutschen an ihrer Muttersprache des Fortbestehens der Werte, ohne die ein Mensch nicht zu leben, eine Gemeinschaft nicht zu arbeiten vermag.

Man kann nicht sagen, das seien Einsichten und Hoffnungen Einzelner gewesen, die für die sprachlichen Wirkungen besonders aufgeschlossen waren. Es handelt sich tatsächlich um ein Grunderlebnis der Zeit, um das Bewußtwerden einer Wirkung, die, wenn

auch zu allen Zeiten vorhanden, in diesem Augenblick sich als lebenswichtig erwies. In der Besinnung auf die Muttersprache verdichtet sich für jede Sprachgemeinschaft das Bewußtsein von den eigenständigen geistigen Leistungen. Das ist ebenso begründet wie richtig: wenn in dem Weltbild der Muttersprache der Ertrag der geistigen Arbeit von Jahrtausenden niedergelegt ist, dann ist dieses ‚Umschaffen der Lebenswelt in das Eigentum des Geistes‘ der Rechtstitel, der das Bestehen der tragenden Sprachgemeinschaft als einer eigenständigen Menschheitsgruppe begründet und rechtfertigt; und in diesem muttersprachlichen Weltbild hat die Sprachgemeinschaft gleicherweise das Wahrzeichen ihrer geschichtlichen Tiefe wie das Unterpfand ihrer geistigen Dauer. Und sie besitzt darin einen Wert, von dem sie fühlt, daß er unverlierbar ist, und daß er im Range den gleichgeordneten Sprachen ebenbürtig, ja daß er als ‚muttersprachlicher‘ Wert einmalig ist.

Es läßt sich nun leicht ermessen, wie diese primäre Leistung der Muttersprache weiterwirken muß in Zeiten äußerer Bedrängnis. Mag eines der Zeichen staatlicher Macht, wirtschaftlichen Wohlstandes und selbst kultureller Blüte nach dem anderen dahinsinken, - das vermag den sprachlichen Besitz nicht zu zerstören. Und wenn schon eine Gemeinschaft an ihren echten Leistungen mit einem gesunden Stolz hängt, dann wird sich dieses Gefühl um so mehr dem Unverlierbaren zuwenden, je mehr die vermeintlichen Ruhmestitel sich in den Stürmen der Zeit als schlecht begründet und als den letzten Anforderungen nicht gewachsen erweisen. Jede Zeit äußerer Not trägt in sich den Ausgleich höherer Schätzung der inneren Güter. Und es ist durchaus ein Zeichen gesunden Empfindens, wenn die als bleibend gespürten Werte nun in erhöhtem Bewußtsein herausgestellt werden. In diesem Sinne kann man das Aufkommen der Rede von der uralten deutschen Haupt- und Heldensprache geradezu als das Gegenstück zu dem Abstieg anderer Werte in der Zeit des großen Krieges ansehen. Gewiß war diese Anschauung vorbereitet: die Zeit des Durchbruches neuzeitlichen Geistes hatte die ‚Urwerte‘ der Muttersprache schon gesehen, und die Anzeichen der Überfremdung waren schon zu Beginn des Jahrhunderts so stark, daß sie eine Gegenbewegung hervorrufen konnten. Aber es mußte die ganze äußere Ohnmacht hinzukommen, das Dahinsinken jeder staatlichen Macht, das Aufhören aller menschenwürdigen Ordnung, um den Gedanken von den ererbten

Werten eigenständiger Muttersprache zu der Stärke anwachsen zu lassen, daß er sich in dem stolzen Leitwort von ‚Uhrankunft, Uhraltertum, Reinlichkeit, Eigenschaft, Vermögen, Unvergleichlichkeit, Grundrichtigkeit‘ der deutschen Hauptsprache zu einem Hauptträger deutschen Eigenbewußtseins verfestigte. Als Sprachgemeinschaft sahen sich die Deutschen nach wie vor nicht nur ebenbürtig, sondern sogar überlegen im Kreis der europäischen Völker. An diese Stelle rettete sich das Eigenbewußtsein, und wenn es uns heute fast scheinen möchte, daß die Worte über die Muttersprache um so hochtönender wurden, je weniger Anlaß zu stolzem Emporschauen war, so müssen wir eben die ganze Kraft dieses letzten Unterpfandes eigenen Wertes einrechnen, die selbst in den gemäßigten Worten eines J. G. Schottel den Deutschen 1641 das stolze Bild vor Augen führen konnte: ‚Wenn man die Europäischen Landschaften samt den Enderungen, so denenselbigen vielfältiglich zugehungen überdenken, und das Sprachwesen zugleich mit beobachten wird, alsdann soll sich das freye uhralte Teutschland wol allein finden, welches von frömder Macht genzlich unbezwungen und von frömden Sprachen unverworren geblieben. Welches denn, nemlich das unvermengte Eigentum der Sprache, annoch die gewisseste Überzeugung ist dessen, was schon Tacitus vor 1500 Jahren von den Teutschen also gesagt: Ipsos Germanos indigenas crediderim. Da es hingegen, wenn man Welschland, Spanien, Frankreich, Engelland, Griechenland, auch klein Asien und Africa betrachten würde, gar anders, und ein verendertes Sprachwesen daselbst befindlich ist. Es haben unsere Vorfahren eiferig in acht genommen ihre Muttersprache, dieselbe frey und reinlich gebraucht, behalten und ihre Kinder gelehrt, mit nichten nicht von ihren Feinden ihre Rede erbettelt: sondern vielmehr haben alle Europeische Sprachen viele Würzelen, Wörter, Saft, Kraft und Geist aus dieser reinen uhralten Hauptsprache der Teutschen‘ (Achte Lobrede). Als Sprachgemeinschaft nie bezwungen - und mag auch das ganze andere Leben im Gegensatz dazu stehen! Wir würden wahrscheinlich mit manchen anderen über solche hochtrabenden Worte lächeln, wenn uns nicht der Ernst, mit dem sie vorgebracht und immer wiederholt wurden, dahinter etwas anderes sehen ließe, was man selbst der Zeit des Dreißigjährigen Krieges nicht verdenken kann. Der Stolz auf die Muttersprache ist nur die Kehrseite des Bemühens, das Vertrauen in die Kraft und Beständigkeit der eigenen Sprachgemeinschaft hochzuhalten und zu

beleben. Als Macht war das Reich zerstört, als Staat handlungsunfähig geworden, als Wirtschaft vor dem Untergang - als Sprachgemeinschaft hofften die Deutschen zu überleben, ja sogar den Ausgleich zu finden für alle Einbuße auf anderen Gebieten. Die Muttersprache als Quelle der Zuversicht auf das Bestehen als Gemeinschaft, das ist wohl das Eindrucksvollste, was wir aus diesem Sich-Anklammern an die eigene Sprache entnehmen können; und das geht Hand in Hand mit einer unmittelbaren Stärkung des Lebenswillens und der Schaffenskraft, denen die eine Hoffnung bleibt, wenigstens auf diesem Gebiete noch Werte schaffen zu können, bald, noch zur eigenen Lebenszeit, und hohe, die das Leben lebenswert machen. Auch hier ließen sich die Zeugnisse häufen, und mögen sie uns auch in ihrem Versuch, einem allgemeinen Gefühl bewußten Ausdruck zu verschaffen, bald zu stammelnd, bald zu übersteigert vorkommen, so sind sie darum der Zeit selbst nicht weniger ernst gewesen.

Ein Beispiel für viele: 1647 veröffentlichte der ‚Unverdrossene‘ (K. G. von Hille) eine Schrift ‚Der Teutsche Palmenbaum. Das ist Lobschrift von der Hochlößlichen Fruchtbringenden Gesellschaft ... Allen Liebhabern der Teutschen Sprache zu dienlicher Nachrichtung‘. Es ist kein Meisterwerk; aber von Anfang bis zu Ende ist sie durchzogen von dem Gedanken, daß nun, wo der Krieg sich seinem Ende nähert, die Früchte der Spracharbeit sich voll entfalten werden. Das spricht sich nicht nur aus in Hilles eigenen Beiträgen, seiner Widmung an den Untadelichen (wie der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg als Mitglied der Gesellschaft hieß), seinen Darlegungen über die Geschichte der Gesellschaft und die Geschichte der deutschen Sprache. Es vervielfältigt sich in den Lobgedichten, die andere ‚Gesellschafter‘ der (reichlich selbstbewußten) Schrift beigaben, und unter denen sich immerhin der Spielende (Harsdörffer), der Suchende (Schottel), der Träumende (Moscherosch), der Rüstige (Rist) und andere finden. In Wedel sieht Rist, ‚daß unser Teutsches Reich durch Zierlichkeit und Pracht / der wehrten Muttersprach hoch herrlich wird gemacht‘, so wie Moscherosch in Straßburg es der Spracharbeit dankt: ‚Welscher Sprachen Dienstbarkeit: ohne Schwertstreich, ohne Kriegen, können wir jetzt obesiegen.‘ Und in die Freude über den nahenden Frieden mischt sich die Zuversicht:

‚Hat nun unsre Heldensprache mit und in den Jammerkriegen  
Solche reife Frucht gebracht,

Und ist in der Waffen Toben gleichsam Wolkenan gestiegen  
Durch die List- und Lasternacht:  
So wird sie auch baß bekleiben, weil die Friedenstage blicken  
In der bald erfreuten Zeit.  
Sie soll mit der Künste Namen auch das Teutsche Volk beglücken  
Mit versüßter Lieblichkeit.  
Haben andre fremde Völker ihre Zungen können zwingen,  
Die der unsern nicht sind gleich,  
Solten dann nicht auch wir Teutsche solche Sprache höher bringen,  
Die so Sinn- und Wörter reich?'

So unvollkommen das alles erscheint, es vermittelt uns doch einen Einblick in die seelische Lage der Zeit, die in Belastungen unvorstellbarer Art nach einem Hoffnungsschimmer ausschaute und in der Besinnung auf die Muttersprache nicht nur eine Quelle des Trostes, sondern auch einen Ansporn zu zukunftsreichlicher Arbeit fand. Der Glaube, etwas zu tun, was auch über den Tag hinaus seinen Sinn behielte, hat an wenigen Stellen so feste Wurzeln gehabt, wie bei denen, die an der Muttersprache arbeiteten.

Messen wir zum Abschluß noch kurz das, was wir hier von innen zu verstehen suchten, an dem geschichtlichen Ergebnis. Man könnte sagen, es möchten die ‚Sprachgesellschaftler‘ noch so begeisterte Leute gewesen sein, sie seien doch nur eine Handvoll Überzeugte in einem Meer von Menschen anderer Gesinnung und Zielsetzung, und ihr Wirken habe gewiß nicht vermocht, das deutsche Schicksal in der Zeit des großen Krieges zu wenden. Das wäre kaum richtig geurteilt. Es träfe zu, wenn diese für die Muttersprache Begeisterten Einzelgänger gewesen wären, die ihrer persönlichen Vorliebe lebten und sich zufällig in ähnlicher Zielsetzung getroffen hätten. So ist aber die Stellung der Spracharbeit wohl nur in den seltensten Fällen zu beurteilen. Wenn schon solche mit der Sicherheit des Selbstverständlichen ausgestattete Größen wie Muttersprache und Sprachgemeinschaft in spürbarer Weise an die Oberfläche steigen, dann muß es schon ein ganz ernsthaftes Anliegen sein, das hier nach Beachtung verlangt, und wenn schon die Masse der Sprachgemeinschaft in der naiven Sicherheit der naturgegebenen Muttersprache dahinlebt, dann ist jeder von der Dringlichkeit einer Sprachaufgabe Ergriffene ein Wortführer für viele, die sich in der gleichen Lage befinden, auch wenn sie es kaum ahnen. In diesem Sinne sind auch die Sprachgesellschaften des 17. Jahr-

hundreds weniger Anstöße als Kennzeichen. In ihnen schaffen sich geschichtlich wesentliche Aufgaben Gehör, und ihre Entscheidungen sind sinnbildlich für die Richtigkeit des Handelns der Sprachgemeinschaft insgesamt. Und unter diesem Gesichtspunkt wird die Wirksamkeit der Sprachgesellschaften durch die Geschichte bestätigt: als Sprachgemeinschaft haben die Deutschen in jener Zeit richtiger gehandelt als auf vielen anderen Gebieten; sie haben den Sinn der Idee *Deutsch* auch unter schwierigsten Bedingungen gerettet. Man überdenke das Bild, das sich in der Betrachtungsweise von Th. Frings ergibt: ‚Am Ende des Mittelalters war das alte Gebiet der germanisch-deutschen Stämme im Begriff, in drei Teile mit drei Hochsprachen auseinanderzufallen... Am Ende bleibt eine Hochsprache der niederländischen Küste und eine Hochsprache für das geeinte Niederdeutschland und Hochdeutschland. Die Verselbständigung der Niederlande ruht auf ältester Grundlegung, die in den Übergang vom Altertum zum Mittelalter hinaufreicht. Die Spaltung des deutschen Hauptgebietes, seit der Stammeszeit angelegt, nimmt in den drei Jahrhunderten der Hansa vorübergehend bedrohliche Formen an. Aber die fränkische Klammer, die Sachsenkriege, das siedelnde Volk und die Reformation haben die Gefahr der endgültigen Spaltung gebannt. Auch hier geht der Weg von Karl dem Großen über die Volksbewegungen zu Martin Luther.‘ Führen wir den Gedanken unter dem Gesichtswinkel der geschichtlichen Kraft von Muttersprache und Sprachgemeinschaft weiter, so wird man sagen müssen, daß die Kräfte der Muttersprache nun so weit gewachsen waren, daß sie sich nicht nur als letztes Band deutscher Einigkeit bewährten, sondern auch der Sprachgemeinschaft selbst den Mut zum Weiterschreiten stärkten in einer scheinbar hoffnungslosen Zeit. In dem Ringen zwischen spaltenden und einigenden Kräften behielt die Muttersprache die Oberhand. Nicht nur weil die äußere Verbreitung der neuhochdeutschen Hochsprache durch das Zusammenreffen der genannten Bedingungen (unter denen man auch die Wirkungen des Buchdruckes und die damit außerordentlich verstärkte Stellung der Schriftsprache richtig einschätzen muß) rasch im ganzen Sprachgebiet zu der Art des Zusammenwirkens mit den bodenständigen Mundarten geführt hatte, die in der organischen Ergänzung die Gewähr der Dauer besitzt. (Ob ein solches Verhältnis auch noch im niederländischen Raum denkbar gewesen wäre, erscheint zweifel-

haft; auf jeden Fall hatte die hochdeutsche Schriftsprache in der Mitte des 16. Jahrhunderts noch nicht die Stärke, auch die dortigen sprachlichen Kräfte in diesen Austausch einzubeziehen und so die endgültige sprachliche Verselbständigung der Gebiete zu vermeiden, die auch weiterhin ihre Sprache als *duytsch* und sich selbst noch bis zum Ende des 17. Jahrhunderts mit Vorliebe als ‚Nederduitsche‘ bezeichneten.) Vor allem war es die innere Kraft, mit der die Hochsprache immer weitere Lebensbereiche geistig erfaßt und durchdrungen hatte. Diese geistige Macht war so groß geworden, daß sie selbst Auseinandersetzungen auf so wichtigen Gebieten wie dem der Religion in ihren Spannungen aushielt und Geschehnisse, die in früheren Zeiten notwendig zum Auseinanderfall geführt hätten, im Sinne des Menschheitsgesetzes der Sprachgemeinschaft, statt in erneute Vereinzelung in die Möglichkeit dereinstiger Verständigung weiterlenkte (mochte dieser Weg auch erst auf einem weiten Umweg selbst durch die ungeistige Form gewaltsamer Auseinandersetzungen gefunden werden). Diese Wirkungen waren auch schon weithin der Abhängigkeit vom staatlichen Geschehen entwachsen: selbst ein politisch so einschneidendes Ereignis wie der Friede von 1648 hat für die Deutschen als Sprachgemeinschaft nicht die Folgen gezeitigt, die zu befürchten waren. Weder in den nun fast getrennt nebeneinander stehenden Fürstenstaaten noch in den ganz aus dem Reichsverband ausgeschiedenen Gebieten ist ein entsprechender sprachlicher Rückschlag zu verzeichnen. Im Gegenteil, es sieht so aus, als ob die Deutschen ihre Aufgabe als Sprachgemeinschaft um so ernster nahmen, je weniger ihnen die äußeren Umstände die geistigen Bedingungen des Zusammenlebens verschleierten.

Mit dieser Ausdeutung des sprachlichen Wollens der Zeit des Dreißigjährigen Krieges soll natürlich kein einseitiges Urteil über das Vollbringen gefällt sein. ‚Das Spracherbe von 1648‘ (L. Mackensen) hat mancherlei Zwiespältiges, und der nächsten Generation blieb noch vieles zu klären, zu bessern und auszubauen. Aber daß die Grundlage solcher Arbeit gerettet war, daß der abgeklärtere und stetigere Aufbau der Friedenszeit unerwartet günstige Voraussetzungen traf, das ist das bleibende Verdienst derer, die auch in Kriegswirren und Zerstörungen den Gedanken der Muttersprache hochgehalten und ihn selbst im Lärm der Kriegsdrommeten vernehmlich gemacht hatten.

## VI. DER HÖHEPUNKT: SPRACH- UND VOLKSBEGRIFF IN DER ZEIT UM 1800

Die Muttersprache hatte sich in der Belastungsprobe des Dreißigjährigen Krieges als letztes haltendes Band bewährt und für die deutsche Geschichte einen Anstoß von dauerhafter Wirkung gegeben. Man wird aber nicht erwarten, daß die Stärke der Bewußtheit und des Gefühls, die in dem Zeitpunkt der größten Gefahr aufwuchs, auch in der Folgezeit unvermindert anhielt. Mit dem Weichen unmittelbarer Not trat die Sprache wieder zurück in die Formen der Wirksamkeit, die ihre ‚selbstverständlichen‘ Leistungen im Volksleben kennzeichnen. Wenn auch die einmal so tief eingepprägten Erfahrungen nicht verlorengingen, so verschafften sich doch bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts andersartige Gedanken Geltung, die auch im Sprachlichen andere Werte als die der ‚uralten Heldensprache‘ sahen. Ein kennzeichnendes Beispiel ist das Verhältniß von G. Leibniz zur deutschen Sprache. Seine Frühzeit zeigt ihn unter dem starken Einfluß Schottes. 1683 entstand seine ‚Ermahnung an die Deutschen ihren Verstand und ihre Sprache besser zu üben, samt beigefügtem Vorschlag einer deutschgesinnten Gesellschaft‘; und seit 1680 arbeitete er an einer Schrift ‚Von deutscher Sprachpflege. Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache.‘ Daneben aber gilt seine besondere Aufmerksamkeit dem im Grunde entgegengesetzten Gedanken der Universalsprache, dem Wunschtraum der rationalistischen Sprachauffassung. Auch hier bleibt ihm die Sprache wichtig genug, in dem Sinne, daß sprachliche Zeichengebung und Erkenntnis sich an- und miteinander entwickeln müssen; aber für die besonderen Werte des Muttersprachlichen bleibt dabei wenig Platz. Leibniz selbst muß diese Spannung gefühlt haben, denn er kehrt auch später wiederholt zu der Arbeit an den ‚Unvorgreiflichen Gedanken‘ zurück, die schließlich erst nach seinem Tode 1717 veröffentlicht wurden.

Aber diese Jahrzehnte um 1700 gleichen in der Gesamtgeschichte des Sprachgedankens mehr einem Atemschöpfen. Was die Mitte des

17. Jahrhunderts gesehen und gewollt hatte, das bricht in der Mitte des 18. Jahrhunderts erneut durch und erreicht in den Jahrzehnten um 1800 einen neuen Höhepunkt. Die Zeit um 1800 bedeutet für Deutschland den Gipfel der Wirksamkeit der Muttersprache, in gewissem Sinne die gedankliche Vollendung dessen, was mit der Idee des *Deutschen* 900 Jahre zuvor angebahnt war, in einer Breite und Tiefe, die uns erstaunen macht.

Es ist schwer, die Wege, auf denen sich die Muttersprache auf allen Gebieten des Denkens und Handelns zu dieser Zeit Wirksamkeit verschaffte, im einzelnen auseinanderzulegen. Im allgemeinen bringt man diese Entfaltung des Sprachgedankens in besonders enge Beziehung zu der ‚Deutschen Bewegung‘, dem, was sich - vom Philosophischen aus gefaßt (H. Nohl), im Literarischen bestätigt (P. Kluckhohn) - in der Abfolge von Sturm und Drang einerseits, Romantik anderseits als gleichgerichtet heraushebt. Sicher hat diese als Gegenströmung zum aufgeklärten Rationalismus aufsteigende Bewegung auch wieder eine erhöhte Wertung der Muttersprache gebracht. Aber die muttersprachlichen Wirkungen reichen weit darüber hinaus, und man muß drei beherrschende Tatsachen in ihrem inneren Zusammenhang sehen: die Blüte, die die deutsche Sprache selbst erlebte, und die ebenso in den dichterischen Meisterwerken deutscher Klassik wie in der gedanklichen Tiefe deutscher Romantik unmittelbar ihre Schöpferkraft entfaltete; die Bewußtheit, in der die Werte der Muttersprache dieser Zeit gegenwärtig waren, und die nicht nur das Nachdenken über die Sprache zu vorher ungeahnten Erkenntnissen führte, sondern auch eine erstaunliche Einsicht in die sprachliche Bedingtheit des gesamten Lebens eröffnete; und schließlich die unmittelbare Wirksamkeit, in der die Muttersprache an der Neugestaltung des Volkslebens beteiligt war und bei den nach innen und nach außen hin auftretenden Aufgaben ihre Anstöße zur Lösung beitrug. So muß man tatsächlich den ganzen Lebenskreis dieser Zeit abschreiten, um die Erscheinungen zu fassen, bei deren Gestaltung die Kräfte der Muttersprache deutlich erkennbar sind. Sucht man einen Mittelpunkt, auf den das alles bezogen werden kann, so stößt man auf die Rolle, die der Sprachgedanke bei dem spielte, was das deutsche Leben in dieser Zeit zutiefst bewegte, bei der Erneuerung des Volksgedankens. Die Enge der Verbindung, in der ein vertiefter Sprachbegriff mit einem neube-

lebten Volkshhegriff erscheint, ist wohl ein wesentliches Kennzeichen dieser Zeit; auf jeden Fall gibt sie den Schlüssel zum Verständnis der Gewalt, mit der damals der Gedanke der Muttersprache um sich griff und alles das verstärkt wirksam werden ließ, was in jeder Sprache ununterbrochen an volkhafte Kräfte zum Leben drängt.

#### a) Blütezeit deutscher Sprache

Wenn wir ein paar Worte über den Stand der deutschen Sprache um 1800 vorausschicken, so deshalb, weil eine eigentümliche, aber höchst aufschlußreiche Wechselbeziehung besteht zwischen der Entwicklungsstufe einer Sprache und dem, was ihre Träger ihr an Leistungen zutrauen. Es war schon davon zu sprechen, daß in der Reformationszeit der Wunsch, den religiösen Bereich von der Muttersprache her zu erschließen, Hand in Hand ging mit der wachsenden Überzeugung vom Werte der eigenen Sprache und dem Wachsen der ostmitteldeutschen Ausgleichssprache. Solche Beispiele des Ineinandergreifens wiederholen sich, und sie sprechen deutlich für die Art, in der muttersprachliche Kräfte in die Entwicklung hineinwirken. Auch das späte 18. Jahrhundert erwartete etwas von der deutschen Sprache. Ein ebenso eindringliches wie unverdächtigtes Zeugnis liefert Friedrich der Große, wenn er 1780 in seiner Schrift über die deutsche Literatur schreibt: ‚Wir werden unsere klassischen Schriftsteller haben, jedermann wird sie lesen, um daraus Nutzen zu ziehen; unsere Nachbarn werden Deutsch lernen; die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen; und es kann dazu kommen, daß unsere Sprache, fein und vollendet geworden, sich aus Vorliebe für unsere guten Schriftsteller von einem Ende Europas bis zum anderen verbreitet. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen heran. Ich künde sie an, sie sind im Begriff zu erscheinen‘ (H. Kihdermann). Um wieviel mehr werden die von der Gestaltungskraft deutscher Sprache überzeugt gewesen sein, die mitten in dieser Entwicklung darinstanden, die das Ausreifen der Muttersprache von Jahr zu Jahr verspürten, und deren Anforderungen an die eigene Sprache wuchsen aus dem Bewußtsein, daß das Deutsche nun fähig sei, diesen Ansprüchen zu genügen!

Es gab wirklich Gründe genug, an eine neue Blütezeit deutscher Sprache zu glauben. Schon äußerlich hatten sich die Bedingungen

günstig entwickelt. Das Gefühl, daß die gesamte Sprachgemeinschaft an der Ausgestaltung ihrer Hochsprache zusammenwirkte, war allgemein geworden. Viel hatte dazu die Vereinheitlichung des äußeren Gewandes, nicht zuletzt der Rechtschreibung, beigetragen, für deren Verfahren die Bemühungen Gottscheds kennzeichnend sind. Auch praktisch hat diese Zusammenarbeit immer weiter um sich gegriffen. Wiederum war es eine geistige Gegnerschaft, die durch die literarische Auseinandersetzung der sprachlichen Gemeinschaft zugute kam und die Schweizer Gegner Gottscheds, Bodmer und Breitinger, ganz nahe an die gemeinsame Schriftsprache heranführte. Und der schon lange fällige Ausgleich in den katholischen Gebieten des Südostens machte nach der Jahrhundertmitte rasche Fortschritte.

Das Entscheidende blieb aber das innere Wachsen der Hochsprache. Zeitströmungen und Dichterpersönlichkeiten arbeiteten auf Ausbau und Bereicherung, Kritiker und Grammatiker auf Sichtung und Regelung hin, bis mit Klopstock die Zeit der großen Sprachschöpfer gekommen war, die zum Leben brachten, was in der deutschen Sprache angelegt und reif geworden war. Es ist hier nicht der Ort, um die einzelnen Glieder dieser Kette zu kennzeichnen, oder besser dieses Doppelringes, der in der Entwicklung von Klassik und Romantik zwei Grundformen sprachlichen Wollens fast gleichzeitig ausgeprägt zeigt, die sonst zumeist nur in dem Verhältnis zeitlicher Abfolge erscheinen und deren Zusammentreffen uns erst den ganzen einmaligen Reichtum der Blüte deutscher Sprache verstehbar macht. Es wäre dabei nicht einmal so sehr davon zu sprechen, was jeder einzelne von ihnen, ein Klopstock, ein Lessing, ein Herder, ein Wieland, ein Schiller, ein Hölderlin, ein Fr. Schlegel, ein Novalis, ein Tieck, auch die Sprachgewalt eines Görres, und sie alle zeitlich und geistig umspannend der Genius eines Goethe in seinen dichterischen und sonstigen Werken bedeutet. Hier handelt es sich darum, sie in jener entscheidenden Doppelbeziehung zur Muttersprache zu sehen, die Vielheit der Saiten zu hören, die in ihnen zum Klingen kam und die gleichzeitig durch sie machtvoll verstärkt wurde. Und dabei wird dann auch spürbar, was von diesen Hochleistungen auf jeden Mitlebenden überstrahlte, an dauerhaft der Muttersprache Hinzugewonnenem, an belebter Aufgeschlossenheit für die unerschöpflichen Reichtümer des Deutschen, an hochgestimmtem Gefühl für die in der Fülle des Schaffens erwiesene Ebenbürtigkeit der eigenen Sprache. Hier

müßte alles lebendig werden, so wie es in der Zeit selbst wirkte, von dem unmittelbar mitreißenden ‚Machtwort‘ Klopstocks bis zu dem in fast undurchdringliche Fernen weisenden Alterswort Goethes. Und in jedem einzelnen Fall erhebt sich die gleiche Frage, wie sie J. Petersen im Hinblick auf Goethe stellte: ‚Eine unermessliche Aufgabe liegt in der Feststellung dessen, was die deutsche Sprache Goethe schuldet, zu was sie durch ihn geschaffen wurde, und zu welchem Wirkungsbereich als poetische Weltsprache sie mit ihm auswuchs. Ein fast ebenso unbegrenztes Feld liegt in der Gegenrechnung, was Goethe der deutschen Sprache verdankte, zu was er in ihr geschaffen wurde, wie er in ihr schaltete und wirkte und wie weit er das Werkzeug war eines Sprachgeistes, der in seiner Dichtung zur höchsten Entfaltung und Auswirkung gelangt ist.‘ Unter dem Gesichtspunkt der geschichtlichen Kraft der Muttersprache ist jedenfalls dies entscheidend, daß die deutsche Sprache mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Reife erreicht hatte, die solche Leistungen möglich machte. Denn diese Vorbedingungen waren für alle gegeben, die an dieser Sprache teilhatten, und jeder konnte sie an seiner Stelle und nach seinen Kräften ausschöpfen. Nicht jeder spürt die Aufgabe, die ihm damit gestellt ist, mit der Gewalt, wie der mit seiner Muttersprache ringende Dichter, der sich mit seinem Urteil zwischen Preis und Hader hin- und hergerissen fühlt: Goethes mißmutiges Wort von dem unglücklichen Dichter, der ‚in dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst‘ verdirbt, und das Alterslob vom Deutschen als der »Königin der Sprachen‘ ergänzen sich gegenseitig, und die Antwort auf beides liegt vor in dem Werk, das aus dieser Sprache Schöpfungen von unvergänglichem Wert erstehen ließ.

Etwas von solchem Vertrauen in die Kraft der Muttersprache liegt über der ganzen ‚deutschen Bewegung‘; und auch die, die nicht unmittelbar selbst mit Hand anlegten, fühlten die Auswirkungen ihrer Leistungen ‚herannahen‘. Die Muttersprache selbst gab Ursache und Anstoß, daß die Deutschen sich als Sprachgemeinschaft mehr zutrauten als je zuvor. Selbst der gegen das ‚Sprechen der Seele‘ so mißtrauische Schiller läßt in der Eingebung eines Entwurfs von 1797 etwas laut werden, was ihm und seiner Zeit anfeuernde Gewißheit war: ‚Das köstliche Gut der deutschen Sprache, die alles ausdrückt, das Tiefste und das Flüchtigste, den Geist, die Seele, die voller Sinn ist. Unsere Sprache wird die Welt beherrschen. Die Sprache ist

der Spiegel einer Nation; wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes, köstliches Bild von uns selbst daraus entgegen.' In der Muttersprache sieht er das wesentliche Unterpfand deutscher Würde und deutscher Größe.

## b) Die Aufdeckung der Gesetze der Muttersprache in der ‚Deutschen Bewegung‘

Wenn wir nun darangehen, die Wirkungen der Muttersprache auf dieser neu erreichten Stufe innerer Kraft aufzuzeigen, so müssen wir die Wege dieser Wirkungen aus den Richtungen zu entnehmen suchen, in denen sich das Bewußtsein von den Werten der eigenen Sprache entwickelte. Denn so sicher der größte Teil der muttersprachlichen Wirksamkeit sich unbemerkt und unbewußt durchsetzt, so sicher sind die Formen, in denen die Aufmerksamkeit einer Zeit sich der Muttersprache zuwendet, Wegweiser zum Erkennen der besonderen Aufgaben, die jeweils der Sprachgemeinschaft obliegen.

Man könnte nun sagen, daß die Werte, die eine Sprachgemeinschaft zu geschichtlich wirksamem Handeln veranlassen können, im Verlaufe der deutschen Entwicklung sich alle schon einmal gezeigt hätten, daß alles bereits fruchtbar wurde, was aus Stolz auf die Muttersprache, aus Liebe zu ihr getan werden kann, was durch Einsicht in ihren Reichtum und ihre Erkenntniskraft hervorgerufen, durch Nachweis ihrer geschichtlichen Tiefe und Eigenart gestärkt werden kann. Und ist schließlich noch eine Steigerung denkbar, die über die Sprachbegeisterung der Barockzeit hinausführte und eine noch ungenützte Erkenntnis zu eigenwertiger Folgerung einbezog?

Trotzdem bringt die Zeit um 1800 nicht eine bloße Zusammenfassung und Wiederholung; sie umschließt vielmehr eine Vollendung: vorher vereinzelt Gedanken werden zusammengefügt, Ahnungen zu begründeten Erkenntnissen gewandelt, das Bild von der Muttersprache auf den Kern ihres Wesens zurückgeführt. Das auffälligste Merkmal ist die allgemeingültige Form, in der die Werte der Muttersprache gefaßt werden. Es ist nicht mehr das Deutsche allein, um das es sich dreht, sondern es sind die Muttersprachen aller Völker, die in ihrem Eigenwert und Eigenrecht hervortreten, und deren Kräfte an ihrer Stelle gesehen und anerkannt sind. Damit ist

ein ganz entscheidender Schritt getan: der Sprachgedanke gewinnt menschheitliche Form. Dort, wo früher der Stolz auf das Eigene nur zu leicht in Herabsetzung des Fremden umschlug, tritt nun die Gleichheit der Würde hervor; wo die beschränkte Kenntnis des Nächsten die Überheblichkeit förderte, führt der sich weitende Blick zum wägenden Urteil; wo das wachsende Selbstgefühl aus der Eigenständigkeit der Sprache Forderungen und Rechte ableitet, dort steht nun sofort das gleichgeordnete Recht jeder anderen Sprachgemeinschaft daneben. Mit dieser Allgemeinverbindlichkeit werden die durch die Muttersprache wirkenden Kräfte im Sinne der Gliederung der Menschheit in Sprachgemeinschaften gefaßt und damit aus der Einseitigkeit des Bruchstückhaften auf die sinnvolle Ordnung des Ganzen hingelenkt. So ist es, um die Wirksamkeit der Muttersprache in der deutschen Geschichte um 1800 zu verstehen, notwendig zu wissen, wie in der ‚Deutschen Bewegung‘ zunächst die Menschheitsgesetze von Muttersprache und Sprachgemeinschaft gefaßt und aufgehellt wurden.

### 1. Was eine Muttersprache ist

Daß das deutsche 18. Jahrhundert Erörterungen über die Sprache liebt, wäre an sich noch nicht bemerkenswert. Sprachfragen beschäftigen viele der europäischen Völker, und namentlich das alte Problem des Sprachursprungs wird fast bis zum Überdruß abgehandelt. Die Deutschen nehmen an diesen Auseinandersetzungen lebhaften Anteil, und die Preisschrift über den Ursprung der Sprache zeigt uns Herder in der Aussprache ebenso mit den Franzosen wie mit den Engländern. Aber gerade in diesen Jahren um 1770 nehmen in Deutschland die Sprachfragen eine eigene Wendung. Zunächst erscheint sie vielleicht wenig bedeutsam, am ehesten noch zu greifen in einer Verlagerung des Schwergewichts. Kreisten die Gedanken der Aufklärung mehr um die Frage: was ist Sprache?, so schob sich unmerklich an deren Stelle nun die konkretere Fragestellung: was ist eine Sprache? Man kann diesen Schritt selbst in dem Verhältnis von Hamann zu Herder beobachten. Es ist im Grunde das Hineinstellen der Sprache in die geschichtliche Wirklichkeit. Kein Wunder, daß dabei der Name Herders in erster Linie zu nennen ist. Bereits 1766 in den Fragmenten über die neuere deutsche Literatur ist dieser Übergang voll-

zogen, und seither steht im deutschen Denken nicht mehr ‚Sprache‘ im abstrakten Sinne im Vordergrund, sondern Muttersprache‘ im prägnanten Sinne (wenn auch auf ihre allgemeinen Bedingungen hin gesehen). Mag dabei nicht immer ausdrücklich von ‚Muttersprache‘ geredet werden (Herder spricht gerne von *National-sprache*, Humboldt bleibt vielfach bei dem allgemeinen *Sprache*), - gemeint ist aber Sprache als Muttersprache, in ihrem geschichtlichen Dasein und ihrer Wechselwirkung mit der Sprachgemeinschaft. Um diesen Mittelpunkt sammelten sich nun ältere Gedanken ebenso wie eigene Überlegungen, und es entstand ein deutliches Bild davon, was eine Sprache sei. Und mögen auch viele Mitarbeiter ihre eigene deutsche Muttersprache vor Augen gehabt haben, so war doch das Suchen nach allgemeingültigen Antworten unverkennbar. So ist es auch richtig, Ziel und Ertrag dieses Denkens mit den Worten des Mannes zu veranschaulichen, in dem dieses Bemühen seinen Gipfelpunkt erreichte, W. von Humboldts.

Es ist kein Zufall, daß Humboldt uns an dieser Stelle begegnet. Seine Stellung ist in mancher Hinsicht geradezu symbolisch für die Stellung des Sprachgedankens in seiner Zeit. So wie er während seines ganzen Lebens immer wieder zur Beschäftigung mit der Sprache zurückkehrt, in den Teilen seiner Arbeiten, die in der Nähe der Klassiker entstehen, ebensogut wie in den mehr ‚romantischen‘ Abschnitten seines Denkens, während seiner öffentlichen Tätigkeit kaum weniger stark als in der wissenschaftlichen Zurückgezogenheit, immer wieder seine Ansätze vertiefend, ausweitend, auf die Sprachen der ganzen Menschheit ausdehnend: so kann er uns als der berufene Sprecher einer Zeit gelten, die wie keine andere gedanklich mit der Sprache gerungen hat. Und wir können sogar aus seinem Werk eine Stelle herausgreifen, die in der knappsten Form, losgelöst von aller Augenblicksbezogenheit und doch in einem überaus bezeichnenden Zeitpunkt in allgemeinsten Form das Bild umreißt, in dem diese Zeit auch ihre eigene Sprache eingeordnet sah.

Im Jahre 1801 hatten sich die Gedanken, die Humboldt schon seit dem Beginn seiner Studien sich über die Sprache gemacht hatte, soweit verdichtet, daß sie in einem ersten Entwurf ‚Über das Sprachstudium‘ zu klar bestimmten Folgerungen führten (Werke VII, 598 ff.). Wir greifen die Kernsätze dieses Planes heraus und fügen jeweils nur soviel an Erläuterung hinzu, wie für ihre Einord-

nung und Auswertung nötig ist (vgl. zu Humboldts Sprachstudien allgemein zuletzt L. Binswanger, zu den Anschauungen verwandter Denker Fr. Kainz).

1. ‚Die Sprache, und nicht bloß im allgemeinen, sondern jede besondere, auch die ärmste und roheste, ist an und für sich ein des angestrengtesten Nachdenkens würdiger Gegenstand.‘ Damit ist - in der Anwendung auf das Studium - die Folgerung aus einer Entwicklung gezogen, die die Eigenständigkeit jeder Sprache zur Norm des Verhaltens auf sprachlichem Gebiet werden ließ. Am Ausgang steht der Eigenwert jeder Sprache; wir hören nichts mehr von den Gesichtspunkten, die jahrhundertlang im Vordergrund standen, der Kluft zwischen den heiligen Sprachen und denen, die noch der Heiligung harften, dem Abstand zwischen den Ursprachen und den verworrenen und gemischten, dem Vorzug der Hochsprachen, die allein eine eingehendere Beschäftigung lohnten. Das alles braucht nicht vergessen zu sein (und tritt in manchen Formen noch im gleichzeitigen Deutschland hervor), so wie natürlich Humboldt durchaus nicht auf eine Wertung im Sprachlichen verzichten will. Aber im Vordergrund steht der entscheidende Gedanke, daß eine jede Sprache für ihre Sprachgemeinschaft ein Urwert ist und als solcher ein einmaliger Beitrag zu einer Menschheitsaufgabe. Wenn auch die ‚ärmste und roheste‘ Sprache ein des ‚angestrengtesten Nachdenkens‘ würdiger Gegenstand ist, dann deshalb, weil sie nicht nur ein ‚interessantes Objekt‘ ist, sondern ein Teilstück der Menschlichkeit, an seiner Stelle unersetzlich. - Es kann hier nicht im einzelnen verfolgt werden, wie diese Einschätzung der Sprachen sich seit jenen ersten Ansätzen, die wir bei Petrus Mosellanus 1518 fanden (o. S. 149) durchgerungen hatte; die zunehmende Kenntnis der sprachlichen Gliederung der Menschheit, die von Leibniz so stark geförderte Erfassung möglichst vieler Sprachen der Erde hatte vorgearbeitet. Mit dem Herderschen Gedanken von dem Ursprünglichkeitswert alles bodenständig Gewachsenen waren die Folgerungen für die Sprachen von selbst gegeben. Seither steht im deutschen Denken die Anerkennung des Eigenwertes und des Eigenrechtes jeder Muttersprache fest, mag ihre Umsetzung ins Handeln auch noch den langen Weg gehen, der Erkenntnis und Vollziehen oft genug trennt.

2. Jede Sprache ,ist nicht bloß, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, der Abdruck der Ideen eines Volkes, für viele ihrer Zeichen lassen sich die Ideen gar nicht abgesondert von ihr aufzeigen; sie ist die gesamte geistige Energie desselben, gleichsam durch ein Wunder in gewisse Töne gebannt'. Die Muttersprache als die gesamte geistige Energie eines Volkes: damit ist ein Gedanke zur Reife gekommen, von dem einzelne Seiten schon früher beachtet waren, ohne daß sie aber von ihrem Kernpunkt aus verstanden wurden. Daß die Sprache mit den ,Ideen' einer Menschengruppe zu tun hat, ist im Grunde nicht zu verkennen (so oft auch das naive Denken über diese Ideen hinweg unmittelbar zu den ,Sachen' hinüberspringen will). Für Humboldt ist die Sprache aber nun recht eigentlich das Reich solcher Ideen, so wie sie mit Hilfe der lautlichen Zeichen für menschliches Bewußtsein faßbar gestaltet werden können. Sprache ist eine ,wahre Welt' solcher geistiger Gehalte, welche ,der Geist zwischen sich und die Gegenstände durch die innere Arbeit seiner Kraft setzen' muß, um seinen Lebensbereich gedanklich zu durchdringen und geistig zu beherrschen. Diese gedankliche Zwischenwelt ist der Raum, in dem das vom Menschen unabhängige Sein und die Kraft des menschlichen Geistes sich durchdringen, um jene Form bewußten Seins zu schaffen, die die geistige Lebensluft einer Sprachgemeinschaft bildet. In diesem Sinne ist die Sprache allgemein ,der zum objektiven Gedanken hinzutretende Mensch', jede einzelne Sprache aber ein Weg, um ,mit der ihr einwohnenden Kraft das allen gemeinschaftlich vorliegende Gebiet in das Eigentum des Geistes umzuschaffen'. Der jeweilige Anteil des Objektiven und des Subjektiven bleibt dabei zu untersuchen; aber für alle sprachlichen Inhalte ist diese Zwischenwelt der eigentliche Ort ihres Daseins, und in vielen Fällen läßt sich die ,objektive' Quelle gar nicht abgesondert von der Sprache aufweisen. - In einem solchen Weltbild (Humboldt spricht gerne von einer ,Weltansicht') lebt nun ,die gesamte geistige Energie eines Volkes'; es ist einer Menschengruppe zugeordnet, die ihm sowohl die Grundlagen der Ausprägung wie den Ort des Daseins wie den Raum der Auswirkungen bietet, in fast ,wunderbarer' Weise mit Hilfe lautlicher Zeichen geschaffen und festgehalten; die ganze geformte geistige Kraft dieses Weltbildes aber ist innerhalb einer Sprachgemeinschaft ununterbrochen

wirksam und bildet die Grundlage für jegliches Zusammenwirken von Menschen.

Es wäre ein uferloses Beginnen, Herkunft und Entwicklung jedes einzelnen dieser Gedanken zu beschreiben. Was seit ältesten Zeiten über die Herkunft menschlicher Begriffe, über den Wahrheitsgehalt und Erkenntniswert menschlichen Wissens, über die Rolle der Zeichen usw. erarbeitet wurde, das wird hier für die geschichtliche Wirklichkeit jeder Sprache ausgeschöpft. Wieder ist es Herder, der am nachhaltigsten dieser Umsetzung allgemeiner Überlegungen ins Konkrete vorgearbeitet hatte; er betrachtet bereits jede Sprache als ein ‚unermessliches Land von Begriffen‘, und indem er nun die unausgesetzte Wechselwirkung zwischen dieser Begriffswelt und ihren Trägern einbezieht, wird ihm der Wesenskern einer ‚Nationalsprache‘ bewußt. Das besagt nichts anderes, als daß hier der Gedanke der ‚Muttersprache‘ an die Stelle des allgemeinen Gedankens der ‚Sprache‘ tritt, und daß damit der entscheidende Zusammenhang herausgehoben ist, in dem diese ‚gesamte geistige Energie‘ mit dem Leben ihrer Träger steht. Humboldt blieb es vorbehalten, diese Sehweise als die jeder Sprache zukommende und allein angemessene zu erweisen, auch wenn er selbst nicht allzuoft von ‚Muttersprache‘ redet.

3. Diese Gedanken erweisen aber erst ihre volle Tragweite, wenn sie nicht auf eine einzelne Sprache, sondern auf die ganze Menschheit bezogen werden. Zunächst wird darin der Kern der Sprachverschiedenheit sichtbar: ‚Mehrere Sprachen sind nicht ebenso viele Bezeichnungen einer Sache; es sind verschiedene Ansichten derselben, und wenn die Sache kein Gegenstand der äußeren Sinne ist, sind es oft ebenso viele, von jedem anders gebildete Sachen‘. Natürlich hatte die Tatsache der Sprachverschiedenheit immer schon das Nachdenken beschäftigt, und wenn auch Altertum und Mittelalter keine allzu weittragenden Folgerungen daraus gezogen hatten, so war doch der Neuzeit insbesondere das Bemühen, die Sprachen gegeneinander abzuwägen, nicht fremd. Unter den Gesichtspunkten solchen Wertens - nach Alter, nach Heiligkeit, nach Urgehalt - sprach wohl auch immer die Wertung nach der Leistung mit; aber es dauerte lange, im Grunde bis Humboldt, bis sie zum entscheidenden Kriterium gemacht wurde. Nun ging es nicht mehr um einen Streit um ‚Vorzüge und Mängel‘, die man in einzelnen

Punkten an den Sprachen feststellte, auch nicht mehr um die wachstumsmäßige Mannigfaltigkeit, die noch Herder vor allem im **Auge** hatte, wenn er die Verwandlungen der Sprache sieht ‚nach dem Boden, der sie nährte, und der Himmelsluft, die sie tränkte‘. Es handelt sich nun um die Verschiedenheit der Leistung ganzer Sprachen, und ihnen als ganzen wird zugeschrieben, daß sie verschiedene Bilder der Welt enthalten: den ‚objektiven‘ Gehalt in verschiedener Sicht, den ‚subjektiven‘ Einschlag in verschiedener Ausprägung. Und das nun als ‚gesamte geistige Energie‘ einer Sprachgemeinschaft. Man sieht leicht, um wieviele Stufen tiefer diese Auffassung von der Sprachverschiedenheit ansetzt: alles, was die Mannigfaltigkeit der Sprachen und damit die Besonderheit jeder einzelnen als eine Angelegenheit der äußeren Lautform ansieht und je nachdem als ein lästiges Hindernis oder eine überflüssige Eigenbrötelei wertet, wird nun überholt durch den Einblick in die wirkliche Tragweite der Sprachverschiedenheit. Mit dem Erfassen des geistigen Kerns der Eigenart jeder Sprache und der Einsicht in die notwendig daraus sich ergebenden Folgerungen wird die Stellung jeder einzelnen Sprache erst richtig sichtbar, und in der ‚Muttersprachlichen‘ Wendung, dem Gedanken, wie das alles sich in die Wechselbeziehungen von Sprache und Sprachgemeinschaft einfügt, wird nun vieles von dem bewußt, was man früher mehr fühlte und ahnte, aber nie in der Eindringlichkeit einer klaren Einsicht zusammenfassen konnte.

4. Was sich hier in jeder einzelnen Muttersprache und ihrer Sprachgemeinschaft abspielt, das hat nun weittragende Folgen für die Menschheit und für jeden Einzelnen. Auf die Menschheit gesehen ergibt sich als Folgerung: ‚Durch die Mannigfaltigkeit der Sprachen wächst unmittelbar für uns der Reichtum der Welt und die Mannigfaltigkeit dessen, was wir in ihr erkennen; es erweitert sich zugleich dadurch für uns der Umfang des Menschendaseins, und neue Arten zu denken und empfinden stehen in bestimmten und wirklichen Charakteren vor uns da‘. Die Mannigfaltigkeit der Sprachen als Erweiterung des Umfanges des Menschendaseins! Man muß die Tragweite des Umdenkens auf sprachlichem Gebiet zu ermessen suchen, das hier zum Abschluß kommt. Vergleicht man über die Jahrhunderte hinweg Humboldt mit Dante (o. Bd. I S. 36), so sind sie im Ausgangspunkt einig: die

Sprachverschiedenheit ist in der Begrenztheit und ‚Unvollkommenheit‘ des Menschen begründet: weil ihm der unmittelbare Zugang zur vollen Erkenntnis verwehrt ist, muß er sich mit Bruchstücken begnügen. Das Mittelalter sah darin nur den Nachteil und konnte nicht anders, als der verlorenen ‚Ursprache‘ nachtrauern. Nur ganz allmählich lernte man mehr die in der Sprachverschiedenheit liegende Aufgabe sehen: stückweise das zu finden und zusammenzufügen, was in unmittelbarer Ganzheit zu sehen verwehrt war. Diese positive Wertung der Sprachverschiedenheit erreicht in Humboldt ihren Höhepunkt. Die Mannigfaltigkeit der Sprachen wird zur Notwendigkeit und zum Segen: in ihr wächst der Reichtum der Welt (der sonst in der unausweichlichen Subjektivität einer einzelnen Sprache, unter der ausweglosen Einseitigkeit einer einzigen Sprache unerschlossen bliebe); es wächst die Mannigfaltigkeit des Erkannten (nicht nur in der Vielseitigkeit der Ansicht gleicher ‚Dinge‘, sondern auch in der Abwandlung des Beachtens von Tatbeständen und Zusammenhängen, die in einer einzigen Sprache nie in der sachgemäßen Vollständigkeit zu erreichen wäre); ‚neue Arten zu denken und empfinden‘ zeigen sich in jeder Sprache (und bahnen die Wege zur Bemeisterung des Lebens, die zunächst jeder einzelnen Sprachgemeinschaft gemäß ihren Bedingungen am angemessensten sind, von denen aber auch jede andere Förderung gewinnen kann, ohne notwendig alle Wege und Umwege dahin wiederholen zu müssen). So gesehen wird die Mannigfaltigkeit der Sprachen zur Quelle der Bereicherung für das Ganze: das Menschendasein wird tatsächlich in seinen Möglichkeiten durchmessen, und in notwendiger Trennung der Wege wird das Ziel der dem Menschen zugänglichen Wahrheit sichtbar und erreichbar. Jede einzelne Sprachgemeinschaft hat dabei ihre Aufgabe, sie geht ihren Weg bei dem ‚Umschaffen der Welt in das Eigentum des Geistes‘ und liefert in ihrer Sprache ihren eigenständigen Beitrag zur Lösung dieser Menschheitsaufgabe.

5. Ist das Schaffen einzelner Sprachen von der Menschheit aus gesehen notwendig, so ist es womöglich noch unentbehrlicher vom Einzelnen aus gesehen. ‚Da die Sprachen immer ein Eigentum ganzer Nationen sind, so dürfen wir in ihnen nie die Spitzfindigkeiten oder die Ausschweifungen der Phantasie befürchten, deren sich oft Einzelne schuldig machen. Was sie uns darbieten, ist volle, reine und schlichte

Menschennatur.' - Macht man Ernst mit dem Gedanken von der Sprache als einem Umformen der Welt in das Bewußt-Sein des Menschen, so gerät der Einzelne in eine mißliche Lage. Gewiß kann diese Denkwelt immer nur im Einzelbewußtsein von Menschen verwirklicht werden; aber es wäre für den Einzelnen unmöglich, sie auch nur in den notwendigsten Teilen selbst zu schaffen. Als Einzelner würde der ‚zum objektiven Gedanken hinzutretende Mensch‘ rettungslos der Subjektivität seiner Sehweite und den Zufällen seines Lebens ausgeliefert bleiben. Und als Summe von solchen Individualsprachen würde die sprachliche Leistung der Menschheit ohne festes Fundament in der Zusammenhanglosigkeit eines Sandhaufens verbleiben. Wirkliche Bausteine liefern nur die Sprachen von Gemeinschaften. Und wie sie nun einen Bau ermöglichen, an dem die ganze Menschheit beteiligt ist, so geben sie auch dem einzelnen Menschen Platz und Halt. Sie sichern ihn selbst vor den Folgen seiner ‚Spitzfindigkeiten‘ und den ‚Ausschweifungen der Phantasie‘. Durch das Gesetz der Muttersprache wird der Einzelne erst zu einer geschichtlich handlungsfähigen Persönlichkeit. Und wenn man einwirft, daß durch diesen Zwang zum Hineinwachsen in das Weltbild einer vorgegebenen Sprache die Selbständigkeit seiner Person bedroht ist, so wird man wiederum Humboldt recht geben, wenn er in diesem Verhältnis die bestmögliche Sicherung auch für die Richtigkeit der Wege des Einzelnen sieht: ‚Wenn man nun verfolgt, wie unendlich schwer, bis in die tiefsten Anstrengungen des reinsten Denkens hin, das Subjektive sich vom Objektiven abscheiden läßt, so tritt dadurch die gewaltige Übermacht der Sprache an den Tag. Wenn man dann aber für die Sicherheit der objektiven Wahrheit selbst zu fürchten beginnt, so gereicht wieder zur Beruhigung, daß die Subjektivität des Einzelnen durch die seiner Nation, die dieser durch die der vorausgegangenen und gleichzeitigen Geschlechter, und endlich die Subjektivität dieser durch die der Menschheit überhaupt gebrochen, gemildert und erweitert ist. Ohne Beachtung dieses tiefen, innern Zusammenhanges aller Sprachen läßt sich das Wirken keiner einzelnen nur auf irgendeine Weise begreifen (V, 9)/ Wenn irgendwo das Verhältnis von Persönlichkeit, Gemeinschaft und Menschheit klar durchschaubar ist, dann auf dem Gebiete der Sprache. Und wenn dies die Stelle ist, von der aus Humboldts Beschäftigung mit der Sprache ihre ersten Anstöße erhielt, so ist die Einsicht in das Wesen der Muttersprache auch für viele seiner Zeit-

Deutschen als Sprache von Reichsgesetzen hat sich dem Eigenbewußtsein so tief eingepreßt, daß noch Jahrhunderte später unter den denkwürdigen Tagen der deutschen Geschichte der (historisch in dieser Form gar nicht zutreffende) Hinweis zu finden ist, daß Kaiser Rudolf von Habsburg 1276 ‚zu Nürnberg einen Reichstag wegen der Teutschen Sprache gehalten‘ habe (Schottel, Harsdörffer). In entsprechender Weise ist die Sprachgemeinschaft auch mitgetroffen in dem Ausbau des Sprachgedankens durch die Deutsche Bewegung; jede Vertiefung der Auslegung und Ausdeutung der Muttersprache kann und muß in nachhaltiger Weise sich in der Haltung eines größeren oder geringeren Teiles der Sprachgemeinschaft auswirken, und wenn die Teilnahme an den Sprachfragen eine so ungewöhnliche Stärke erreicht hatte, so waren auch die Wirkungen imstande, durchaus beachtliche und spürbare Formen anzunehmen.

Aber für die Zeit um 1800 ist es kennzeichnend, daß die Sprachgemeinschaft in viel unmittelbarer Weise einbezogen wird. Es wird nicht nur durch die Besinnung auf die Muttersprache ihre Handlungsfähigkeit mittelbar gestärkt, sondern diese Besinnung erstreckt sich weiter auf das Wesen und die Kräfte der Sprachgemeinschaft selbst und führt dieser die Grundlagen und Möglichkeiten ihres eigenen geschichtlichen Handelns vor Augen. Es ist offenbar, daß dadurch die in der Wechselwirkung von Muttersprache und Sprachgemeinschaft beschlossenen Kräfte in vervielfachter Weise ansetzen konnten.

Wir erläutern zunächst kurz, was sich in dieser Entdeckung der Sprachgemeinschaft geistesgeschichtlich vollzog. Es war schon einleitend darauf hinzuweisen, wie merkwürdig ungewohnt es uns noch heute ist, in ‚Sprachgemeinschaften‘ zu denken, d.h. in dem vielschichtigen Aufbau des geschichtlichen Lebens die Sprachgemeinschaft als eine mittragende und mitgestaltende Größe mit in Rechnung zu stellen. (Kennzeichnend dafür ist ja auch das späte Auftreten oder völlige Fehlen prägnanter Ausdrücke dafür bis in die modernen Sprachen hinein.) Nun kann das nicht daran liegen, daß die Sprachgemeinschaften zu wenig Bedeutung besäßen. Schon allein die die ganze Menschheit umfassende Gewalt des Gesetzes der Sprachgemeinschaft läßt beim ersten Überlegen stutzen: wäre die lückenlose und ununterbrochene Gliederung der Menschheit in Sprachgemeinschaften mit einer solchen fast naturgesetzlichen Gewalt

gesichert, wenn die Sprachgemeinschaften nebensächliche Gebilde wären? Läßt sich irgendeine andere Gemeinschaftsform namhaft machen, deren Bestehen so vollkommen dem Zufall und der Willkür entrückt ist? Also, an Bedeutung und Wichtigkeit kann es der Sprachgemeinschaft nicht fehlen. Die Ursache für ihr ‚Verschwinden‘ muß demnach irgendwo anders liegen, und da kommt nur eine Erklärung durch: die Sprachgemeinschaft ist eine so allgemeingültige Voraussetzung des menschlichen Lebens, daß ihr Bestehen als ‚selbstverständlich‘ hingenommen, ihr Dasein gar nicht mehr ausdrücklich ‚bemerkt‘ wird. Das ist tatsächlich der Fall, und so steckt die Sprachgemeinschaft unbewußt und unerkannt unter den Voraussetzungen aller anderen Größen, die wir als Formen geschichtlicher Gemeinschaft finden und beachten.

Diese ‚Allgegenwart‘ der Sprachgemeinschaft ist das Gegenstück zur ‚Allgegenwart‘ der Sprache selbst, und so wie wir die Sprache aus der Lage des selbstverständlich Hingenommenwerdens herausreißen müssen, um ihre tatsächliche Wirkung zu erkennen, so bedarf es auch einer ‚Entdeckung der Sprachgemeinschaft‘, um das bewußt zu machen, was unbemerkt und ungeahnt und doch mit stärkster geschichtlicher Wirksamkeit in dem Bestehen der Sprachgemeinschaften gegeben ist und was eine wesentliche Voraussetzung dafür ist, die Lebensbedingungen und Entwicklungsformen der darauf weiterbauenden geschichtlichen Gebilde zu verstehen. Diese Entdeckung ist erst dem deutschen 18. Jahrhundert geglückt, und es ist eine der geistesgeschichtlich wichtigsten Taten der ‚Deutschen Bewegung‘, die Einsicht in das Wesen und die Kräfte der Sprachgemeinschaft eröffnet zu haben.

Der Weg dazu wurde gebahnt durch die geschilderte Aufhellung des Wesens der Muttersprache. Wenn eine Sprache die »gesamte geistige Energie‘ einer Menschengruppe ist, wenn die Muttersprache in sich ein gedankliches Weltbild enthält, eigen in seinem Aufbau, nötig für das sprachliche Ziel der Menschheit, dann wird die Frage dringend nach der Quelle der Muttersprache, nach ihren Trägern, nach ihrem Wirkungsraum. Und diese Fragen haben zur ‚Entdeckung der Sprachgemeinschaft‘ geführt.

Solange das Auftreten der verschiedenen Sprachen hinreichend erklärt war mit dem Bericht von den 72 Sprachen, die nach der babylonischen Sprachverwirrung sich über die Erde verbreiteten, und solange die

Einsichten in den geschichtlichen Wandel der Sprachen nur vereinzelt blieben, war wenig Grund zu sehen, um über die Quelle der einzelnen Sprachen nachzugrübeln. Und selbst wo man von verderbten, gemischten, verkommenen Sprachen redete, war dies im Grunde noch nicht auf die Quelle solcher Entwicklungen zurückgeführt. Es mußte tatsächlich zuerst der Gedanke geschichtlicher Entwicklungen lebendig und auf die Sprache angewandt werden, bevor mit der Frage nach den Ursachen die Menschen mit einbezogen wurden, auf deren Tun der sprachliche Verlauf zurückzuführen war. Man sieht leicht, wie wichtig in diesem Zusammenhang wieder der Name Herder wird. Und man braucht seine Fragmente über die neuere deutsche Literatur nur aufzuschlagen, um zu sehen, mit welcher Gewalt nun die Sprachgemeinschaft hineindrängt. Das ist noch nicht ausdrücklich als Sprachgemeinschaft gesehen, sondern geht noch unter umfassenderen Begriffen; aber es führt folgerichtig dazu, diese Menschen besonders im Hinblick auf ihr sprachliches Tun zu beachten. ‚Wenn man nun sich ein Volk gedenkt, das sich seine Sprache bildet, was muß dies wieder der Sprache für Natur geben, daß sie Werkzeug ihrer Organe, ein Inhalt ihrer Gedankenwelt und eine Form ihrer Art zu bezeichnen, kurz, daß sie eine National sprache werde? ... Jede Nation hat ein eigenes Vorratshaus solcher zu Zeichen gewordenen Gedanken; dies ist ihre Nationalsprache: ein Vorrat, zu dem sie Jahrhunderte zugetragen, der Zu- und Abnahmen wie das Mondlicht erlitten, der mehr Revolutionen und Veränderungen erlebt hat als ein Königsschatz unter ungleichartigen Nachfolgern: ein Vorrat, der freilich oft durch Raub und Beute Nachbarn bereichert, aber so wie er ist, doch eigentlich der Nation zugehört, die ihn hat und allein nutzen kann - der Gedankenschatz eines ganzen Volkes.‘ Und wenn Herder nicht müde wird, hervorzuheben, was in diesem Nationalschatz der Muttersprache alles beschlossen ist, so spricht er doch im Grunde genommen die Träger dieses Geschehens als Sprachgemeinschaft an, und jeder Wert, jede Eigenart, die an der Muttersprache gesehen wird, hebt in Wirklichkeit die Sprachgemeinschaft als Schöpferin und Mehrerin dieses Besitzes heraus.

An den Gedanken des geschichtlichen Zusammenhanges zwischen der Entstehung der Muttersprache und der Wirksamkeit der Sprachgemeinschaft - wobei zunächst noch die letztere als die wirkende Seite gesehen ist -, knüpft dann die weiterführende Vorstellung von der

Sprachgemeinschaft als der Trägerin der Muttersprache an. Der Schritt mag als unbedeutend und ‚selbstverständlich‘ erscheinen; in Wirklichkeit aber erschließt er eine ganz wesentliche Erweiterung des Sehfeldes. Denn hierbei kommt die Wechselbeziehung zum Vorschein, die zwischen Sprache und Sprachgemeinschaft besteht, und in der die Muttersprache ihre Kraft in dem Zusammenhalten der Sprachangehörigen erweist. In diesem Gedanken der *Angehörigen einer Sprache* steckt sehr Wichtiges. Er sieht ein stärkeres Hervortreten der Sprache als einer ‚selbständigen‘ bestimmenden Kraft, und er sieht die Sprachgemeinschaft als von ihrer Sprache her charakterisiert. Es werden damit Tatbestände gedanklich faßbar, die man seit alters nicht verkennen konnte; was hätte die Rede von *deutscher Sprache* und insbesondere von *deutscher Zunge* (in dem doppelten Sinne von *deutscher Sprache* und *Gesamtheit der Deutschsprecher*) zu sagen gehabt, wenn da nicht wirkliche Größen des Lebens gefaßt wären? Nun lernte man das im Aufbau und Ineinandergreifen verstehen: die eigentümliche Form des ‚Daseins‘ einer Sprache (so wie Humboldt es faßt: ‚Zwischen den ewig wechselnden Geschlechtern der Menschen und der Welt der darzustellenden Objekte stehen daher eine unendliche Anzahl von Wörtern, die man, wenn sie auch ursprünglich nach Gesetzen der Freiheit erzeugt sind, und immerfort auf diese Weise gebraucht werden, ebensowohl, als die Menschen und Objekte, als selbständige, nur geschichtlich erklärbare, nach und nach durch die vereinte Kraft der Natur, der Menschen und Ereignisse entstandene Wesen ansehen kann‘), die darin beschlossene Stellung der die Muttersprache tragenden Menschen, der *Sprachgemeinde* (dieser Ausdruck scheint älter zu sein als das erst dem 19. Jahrhundert angehörige *Sprachgemeinschaft*), und die Möglichkeit, die einzelnen Mitträger als *Sprachgenossen* (Goethe) zu sehen. Die diesen Sachverhalten entsprechenden Sprachmittel werden allmählich ausgebildet.

In diesen Beziehungen zwischen *Muttersprache*, *Sprachgemeinschaft* und *Sprachangehörigen* ist dann auch der Gedanke von der Sprachgemeinschaft als dem natürlichen Wirkungsraum der Muttersprache begründet. Damit schließt sich der Kreislauf: was die Sprachgemeinschaft in ihrer geistigen Arbeit geschaffen hat, und was in der Muttersprache ein dauerhaftes ‚Dasein‘ gewann, das wird nun selbst zu einer Quelle unausgesetzter Wirkungen in der gesamten

Sprachgemeinschaft. Das gilt nicht nur für das Weltbild der Sprache unmittelbar (so wie Fichte die Sprache sieht, „die den Einzelnen bis in die geheimste Tiefe seines Gemüts bei Denken und Wollen begleitet und beschränkt oder beflügelt, welche die gesamte Menschenmenge, die dieselbe redet, auf ihrem Gebiet zu einem einzigen gemeinsamen Verstande verknüpft“). Es setzt sich fort in all den Formen der ‚Verwendung‘ der Muttersprache, die das Leben durchziehen. Wir müßten Herders Entdeckung der ‚wirkenden‘ Sprache, die o.Bd. III, S. 7ff., geschildert wurde, in ihrer ganzen Tragweite hier einbeziehen und zeigen, wie sehr sie dem Grundgedanken der Zeit entsprach. Nicht nur darum ging es, vom Einzelnen aus die muttersprachliche Kraft zu erkennen und zu sehen, wie ‚ihr Einfluß sich erstreckt über alles, was der Mensch denkt und empfindet, beschließt und vollbringt‘ (Humboldt). Der umfassendere Gedanke Herders sieht das Aufeinanderabgestelltsein von Muttersprache und Gesamtheit ihrer Angehörigen und hebt gleichermaßen heraus, wie die Sprachgemeinschaft der natürliche Rahmen ist, in dem die muttersprachlichen Wirkungen sich vollziehen, und wie die Gesamtheit der Angehörigen der Sprache befähigt und aufgefordert ist, die in der Muttersprache beschlossenen Möglichkeiten auszuschöpfen. Ist einmal ein klares Bewußtsein dafür vorhanden, was eine Sprache ist, so können diese Folgerungen gar nicht ausbleiben, und zu jeder einzelnen der Ahnungen Herders von dem Hineinwirken der Muttersprache in die Dichtung, die Wissenschaft, die Philosophie, das ganze Leben, lassen sich um 1800 zahlreiche gleichlautende Stimmen anführen, die alle darauf hinauswollen, daß die Reichweite der Sprache der Raum ist, in dem nicht nur das äußere Verständnis möglich, sondern auch die innere Gleichgerichtetheit des Handelns angelegt ist - ein natürlicher Untergrund alles kulturellen Lebens.

Mit diesen drei Hauptgesichtspunkten mag hinreichend umschrieben sein, was mit der ‚Entdeckung der Sprachgemeinschaft‘ gemeint ist. Es sind Fortschritte in der Aufhellung des ‚Selbstverständlichen‘, die - so einfach sie nachträglich erscheinen mögen - die ganze Erweiterung des Blickfeldes bringen, die das Durchsichtigmachen von vorher gar nicht geahnten Umschränkungen einbeschließt. Und vor allem, es sind Schritte auf einen echten Mittelpunkt menschlichen Lebens zu; das Menschheitsgesetz der Sprachgemeinschaft wird gedanklich faßbar, und zwar nicht nur in dem einmaligen genia-

len Durchblick eines Einzelnen, sondern in der wachsenden Einsicht einer Fülle von Köpfen, die Wirkung genug hatten, um die Haltung eines Zeitalters zu bestimmen. Nie zuvor war das Gesetz der Muttersprache so lebendig gespürt worden im Bewußtsein all der Werte und Kräfte, die in jeder Sprache beschlossen sind, und nie zuvor hatte man eine Menschengemeinschaft als Schöpfer, Träger und "Wirkungsfeld in so enger Verbindung mit ihrer Sprache gesehen, daß sie von da aus stärker bestimmt erschien, als durch manche auffälligere Bedingung ihres Daseins. Man konnte tatsächlich glauben, an eine Urbedingung menschlichen Zusammenlebens herangekommen zu sein, so wie es etwa Fichte ausspricht mit den Worten: ‚Was dieselbe Sprache redet, das ist schon vor aller menschlichen Kunst vorher durch die bloße Natur mit einer Menge von unsichtbaren Banden aneinandergeknüpft; es versteht sich untereinander und ist fähig, sich immerfort klarer zu verständigen, es gehört zusammen und ist natürlich Eins und ein unzertrennliches Ganzes.‘ Mag auch der Ausdruck *Sprachgemeinschaft* hier noch nicht fallen - es dreht sich unzweifelhaft um diese Grundform menschlichen Gemeinschaftslebens. Und mögen auch nicht alle mit Hamann die Wirkungen der gemeinsamen Sprache bis in den Gesichtsausdruck der Sprecher hinein verfolgt haben, so war doch keine Zeit stärker davon überzeugt, daß eine jede Muttersprache für alle ihre Angehörigen soviel an Mitteln zur Bemeisterung der Aufgaben des Lebens umschließt, daß diese Menschen als Gesamtheit von ihr aus geprägt erscheinen.

### c) Die geschichtliche Wirksamkeit des Sprachgedankens

Wenn unsere früheren Beobachtungen gezeigt haben, daß jedes verstärkte Achten auf die Muttersprache einen Hinweis darauf enthält, daß ein Zeitalter in erhöhtem Maße auf den richtigen Ablauf der sprachlichen Leistungen angewiesen ist, so werden wir die Rolle des Sprachgedankens in der deutschen Bewegung gewiß nicht als zufällig ansehen. Eine so starke und allgemeine Anteilnahme an den Fragen der Muttersprache muß aus einem sehr starken Anstoß gekommen sein, und die Tiefe der gewonnenen Einsichten muß in einem inneren Verhältnis stehen zur Größe der gestellten Aufgaben und zur Stärke der aus der Besinnung auf die Muttersprache entspringenden Wirkungen. Was diese Entdeckung von Muttersprache und Sprachgemein-

schaft in der Zeit um 1800 zu bedeuten hatte, das zeigt sich sofort, wenn wir unsere auf sprachlichem Gebiet gewonnenen Beobachtungen hineinstellen in das Gesamtgeschehen der Zeit.

Es fehlt in der deutschen Geschichte um 1800 gewiß nicht an Ereignissen, die auf ihren möglichen Zusammenhang mit der Besinnung auf die Muttersprache geprüft werden können. Im äußeren Geschehen der Niedergang der staatlichen Macht, die Zerschlagung Preußens und Österreichs, das Ende des alten Kaiserreichs, die unmittelbare oder mittelbare französische Herrschaft in weiten Teilen des Westens, die Kriegszüge durch alle Teile Deutschlands, kurz alles, was mit den Auswirkungen der französischen Revolution und der Herrschaft Napoleons zusammenhängt. Im Inneren all die Fragen, die mit dem Ende des Zeitalters des Absolutismus aufstiegen. Nicht nur, daß die Zufälligkeiten staatlichen Geschehens, die in dem absoluten Fürstentum ihren Höhepunkt erreicht hatten, kaum mehr als die geeigneten Grundlagen des öffentlichen Lebens angesehen werden konnten. Es stand dahinter schon seit langem die Frage, wie in dem Deutschland der hundert Vaterländer, das seit dem Westfälischen Frieden fast aller Möglichkeiten eines gemeinsamen Handelns beraubt war, wieder eine sinnvolle Ordnung des staatlichen Lebens erreicht werden könnte. Zu alledem kam die Auseinandersetzung mit den Ideen der französischen Revolution, in der alle Gedanken von Freiheit und Bindung, die im deutschen Denken jemals eine Rolle gespielt hatten, erneut aufklangen.

Man ist seit langem einig, daß es einen ideenmäßigen Mittelpunkt gibt, auf den dieses so vielgestaltige Geschehen beziehbar ist und von dem vor allem die Anstöße des eigenen Handelns vorzüglich bestimmt wurden. Als Kern der deutschen Geschichte um 1800 gilt die Erneuerung des Volksgedankens, und die Stärke der Verbindung, in der die einzelnen Ereignisse als Ursachen oder als Folgen mit der Entwicklung der Volksidee standen, mag wohl als Maßstab für ihre dauerhafte Einwirkung auf die deutsche Geschichte dienen. Diese Erneuerung des Volksgedankens ist nun als geistesgeschichtlicher Vorgang primär verknüpft mit den geistigen Strömungen der Zeit, und sie wird in besonders enger Verbindung gesehen mit der Deutschen Bewegung, die uns in ihrem Anteil an der Besinnung auf die Muttersprache bereits oft genug begegnet ist. Von

ihren Trägern sagt P. Kluckhohn: ‚Von immer **wieder** andern **Ansatzpunkten** aus, getrieben von geistigen Erlebnissen und von Nöten **der** politischen Wirklichkeit, suchte man Antwort auf die Fragen: was ist ein Volk?, was sind die entscheidenden Faktoren für die Bildung einer Volksgemeinschaft?, was bedeutet dem Menschen die Zugehörigkeit zu einem Volk?, wie verhalten sich zueinander Volk und Vaterland, Volk und Staat, Volk und Recht? usw.‘ Es liegt auf der Hand, daß in diesen Zusammenhang auch die Überlegungen und Erkenntnisse über Muttersprache und Sprachgemeinschaft hineingehören, und daß wir Wesentliches über Ursache und Tragweite der sprachlichen Selbstbesinnung erfahren werden, wenn wir sie in Ihrem Zusammenhang mit der Erneuerung der Volksidee betrachten. Tatsächlich sind die bisher besprochenen sprachlichen Einsichten eigentlich nur Ausschnitte aus der Entfaltung des neuen Volksgedankens. Allerdings gehören sie zu den wichtigsten Teilstücken, und sie stehen dem Kern der erneuerten Volksidee so nahe, daß man beide nur in zusammengefaßter Betrachtung verstehen kann. In diesem Sinne verfolgen wir die in der Entdeckung von Muttersprache und Sprachgemeinschaft beschlossenen Gedanken weiter in ihre Wechselwirkung mit der das Denken der Zeit beherrschenden Idee des Volkes, und wir erschließen damit ihre über das Sprachliche hinausreichende geschichtliche Wirksamkeit: indem sie an der Ausgestaltung und Auslegung des Volksbegriffes maßgebend beteiligt waren, gewannen sie auch einen geschichtlich sehr weittragenden Einfluß auf das Handeln der Deutschen in seinen inneren und äußeren Erfordernissen.

### 1. Die sprachliche Begründung des Volksbegriffes

Die Zeugnisse, mit denen die ‚Entdeckung der Sprachgemeinschaft‘ im Denken der Deutschen Bewegung vorhin belegt wurde, mögen manchem als etwas schwach erschienen sein zur Begründung der Folgerung, daß die Sprachgemeinschaft in den Augen der Zeit um 1800 als eine Größe erster Ordnung dastand. In der Tat haben wir die wichtigsten dieser Stellen noch nicht gehört, weil sie nicht haltmachen bei der Sprachgemeinschaft, sondern unmittelbar eine Stufe weitergehen und ihre Ergebnisse auf einen anderen Begriff beziehen, den des Volkes. Wenn wir die auffällige Spärlichkeit des ‚Denkens in Sprachgemeinschaften‘ allgemein darauf zurückführten, daß die Sprach-

gemeinschaft als zu selbstverständlich für das Bewußtsein hinter anderen betonteren Gemeinschaftsformen zurücktritt, so ist insbesondere zu sagen, daß eine der üblichsten Formen des ‚Übersehens‘ der Sprachgemeinschaft darin besteht, daß sie unmittelbar gleichgesetzt wird mit den Größen *Nation* oder *Volk*. Für die Zeit um 1800 gilt das in Deutschland in verstärktem Maße. Je mehr auch hier noch der ausdrückliche Begriff der Sprachgemeinschaft im Hintergrund bleibt, um so nachdrücklicher werden die aus der Entdeckung der Muttersprache gezogenen Folgerungen auf den Begriff des *Volkes* angewandt. Und diese Folgerungen erscheinen so wichtig, daß sie für die Deutsche Bewegung die Bestimmung des *Volkes* von der Wirksamkeit der Muttersprache aus rechtfertigen. Nie ist diese Folgerung mit solcher Bewußtheit gezogen und nie zugleich der Begriff des *Volkes* selbst von da aus so entscheidend geformt worden.

Die Linie dieser Entwicklung läßt sich bereits aus den bei P. Kluckhohn zusammengestellten Zeugnissen entnehmen (obwohl diese gar nicht darauf aus sind, etwa den Sprachgedanken besonders herauszuheben). Seit ‚Klopstocks Entdeckung der Nation‘ (H. Kindermann) klingt der Gedanke der Muttersprache mit, und man kann die Entwicklung wohl so am besten kennzeichnen, daß zunächst in einer allgemeingültigen Weise der Begriff der *Nation* vom Sprachgedanken her mit einem deutschen Gehalt gefüllt wird; dann zieht dieser deutsche *Nationsbegriff* den bis dahin etwas verstoßenen Begriff des *Volkes* an sich heran; und schließlich legt das Denken der Zeit um 1800 in diesen Gedanken des *Volkes* alles das hinein, was ihm aus allgemeinen Einsichten und aus den Erlebnissen seiner eigenen Zeit an Werten des Gemeinschaftslebens zielweisend vor Augen stand, damit zugleich den Begriff der *Nation* in einer Art Gegenstellung belassend, die dem staatlich bestimmten französischen Begriff der *nation* entsprach. Wir veranschaulichen diese drei Vorgänge an ihren wichtigsten Stellen.

Die erste Linie erscheint am folgerichtigsten durchgeführt bei W. von Humboldt. So wie es ihm bei all seinen sprachlichen Arbeiten um das Allgemeinmenschliche in allen sprachlichen Einzelercheinungen geht, so ist auch die Gedankenarbeit, die er dem Begriff der *Nation* von früh auf zuwendet, auf die von den besonderen Zeitumständen unabhängigen Bedingungen menschlichen

Gemeinschaftslebens gerichtet (worin es wohl auch begründet ist, daß er in seinem Sprachgebrauch an *Nation* festhält, auch wo er Bestimmungen über die Zusammenhänge gibt, die seine Zeitgenossen in Deutschland zunehmend unter *Volk* fassen). Es war schon Gelegenheit, auf die Stelle hinzuweisen, an der sich die klassische Ausprägung dieser Anschauungen findet, und die - wenn sie auch erst 1827 niedergeschrieben ist - nicht nur Humboldts Meinung von Anbeginn wiedergibt, sondern auch das am tiefsten ausspricht, was das deutsche Denken zur Gleichsetzung von Sprachgemeinschaft und Volk führte: „Durch diesen heftenden, leitenden und bildenden Einfluß der Sprache wird auch erst der höhere und oft wohl nicht deutlich genug erkannte Begriff des Wortes *Nation* sichtbar, so wie die Stelle, welche die Verteilung der Nationen in dem großen Gange einnimmt, auf dem sich der geistige Bildungstrieb des Menschengeschlechts seine Bahn bricht. Eine Nation in diesem Sinne ist eine durch eine bestimmte Sprache charakterisierte geistige Form der Menschheit, in Beziehung auf idealische Totalität individualisiert“ (VI 125). Hier ist der ‚höhere‘, auf die letzten Bedingungen des Kulturlebens bezogene Begriff der Nation ohne Einschränkung dem der Sprachgemeinschaft gleichgesetzt, und diese selbst durch ihre Muttersprache charakterisierte geistige Menschheitsform in die geistige Bestimmung der gesamten Menschheit eingegliedert. Was in dem Bilde von der zwischen allen Sprachen in der Mitte liegenden Wahrheit gefaßt war (o. S. 212), das erzwingt eine in organischem Zusammenwirken sich vollziehende Gliederung der Menschheit. Diese ist unentbehrlich zum Erreichen des geistigen Zieles der Menschheit, und sie kann nur in dem Weltgesetz der Sprachgemeinschaft erreicht werden: „Die Sprachen werden nur von Nationen erzeugt, festgehalten und verändert, die Verteilung des Menschengeschlechts nach Nationen ist nur seine Verteilung nach Sprachen, und auf diese Weise ist sie es allein, welche die sich in Individualität der Allheit nähernde Entwicklung der Menschheit zu begünstigen vermag.“ Es bedarf wohl keines weiteren Wortes der Erläuterung, um zu erklären, was die Deutsche Bewegung im Auge hatte, wenn sie den höchsten Begriff des Gemeinschaftslebens, über den sie verfügte, in unmittelbarster Verbindung mit dem der Sprachgemeinschaft brachte. - Das braucht nicht zu besagen, daß darüber die anderen Werte, die für das Leben der Gemeinschaft eine Rolle spielen, übersehen würden. Humboldt hat davon

eine durchaus lebendige Vorstellung; er kennt auch den durchgängigen *Nationenbegriff*, als Bezeichnung derjenigen Völkereinheit, auf die alle verschiedenartigen Umstände (Wohnsitz, Zusammenleben, Abstammung, bürgerliche Verfassung) einwirken, ohne daß man gerade darauf sieht, ob Abstammung oder Sprache innerhalb dieser Einheit dieselben sind, oder sich nicht noch über dieselbe hinauserstrecken' (VI, 187). Trotzdem kehrt er immer wieder zu seiner Bestimmung des Begriffes der *Nation*, allein nach seiner tiefsten geistigsten Bedeutung, welche der gewöhnlichen Ansicht vielleicht fremd erscheint' zurück. Und wenn dieser an der angeführten Stelle, 'als ganz mit dem der Sprache zusammenfallend geschildert worden' ist, so liegt darin eine Bestätigung der Ansicht, die Humboldt am schärfsten in einer Stelle aus dem Jahre 1821 ausgedrückt hat: 'Im Grunde ist die Sprache, nicht wie sie in fragmentarischen Lauten und Werken auf die Nachwelt kommt, sondern in ihrem regen, lebendigen Dasein, nicht auch die äußere bloß, sondern zugleich die innere, in ihrer Einerleiheit mit dem durch sie erst möglichen Denken, die *Nation* selbst und recht eigentlich die *Nation*\*' (VII, 641). Hinter diesem bekräftigenden, 'recht eigentlich die *Nation*' steht alles das, was die Deutsche Bewegung an Einsichten in das Wesen der Muttersprache, an Überzeugungen von der geistigen Bestimmung des Menschenlebens und an Idealen von einer den Wurzeln und den Notwendigkeiten des Menschseins angemessenen Form des Gemeinschaftslebens besaß.

Man könnte nun diese ganz reine Durchführung des Gedankens der Sprachgemeinschaft in doppeltem Sinne als zu lebensfern empfinden, in der Sache und in dem verwendeten Ausdruck. Was zunächst den letzteren betrifft, so haben sich die Gedanken, deren folgerichtigste Weiterentwicklung Humboldt vertritt, innerhalb der Deutschen Bewegung weniger an den Begriff der *Nation* als an den des *Volkes* geheftet. Den Weg dazu hätten Herder und Möser geebnet mit einer 'Umwertung des Volksbegriffs, die geradezu wie eine Entdeckung anmutet' (P. Kluckhohn). Der Begriff des *Volkes*, ursprünglich dem des *Heerhaufens* benachbart, spielt gewiß schon früh unter den Grundbegriffen des Gemeinschaftslebens eine Rolle. Doch haftet ihm im 17. und beginnenden 18. Jahrhundert, namentlich in der Einzahl, nach dem Zeugnis Adelungs ein verächtlicher Nebensinn an, der vor allem aus den Standesunterschieden zwischen den Hofkreisen und dem brei-

ten ‚Volk‘ zu erklären ist. So ist *Volk* dann auch besonders geeignet zur Bezeichnung der ‚Untertanen eines Herrschers‘, während in den gehobeneren Verwendungen daneben *Nation* beliebt ist, dort wo eine durch Abstammung oder Sprache verbundene Gemeinschaft gesehen wird. Hier knüpft, wie wir sahen, zunächst auch die Neubewertung der Sprachgemeinschaft an. Aber seit vor allem Herder im Volksmäßigen die Werte des Natürlichen, Ursprünglichen, Unverbildeten, Echten zu Ehren gebracht hatte, konnte der Begriff der Nation nicht lange mehr einen Vorrang beanspruchen. In der Erneuerung des Volksbegriffes fanden nun auch alle die Einsichten ihren Platz, die aus der Entdeckung der Sprachgemeinschaft folgten.

In welchem Maße dieser wiedergewonnene Begriff des Volkes vom Sprachgedanken her erfüllt und vertieft wurde, könnte man nur durch einen Überblick über die lange Entwicklungsreihe von Herder bis Grimm veranschaulichen, und es würde kaum eine der vorandrängenden Geistesströmungen zu finden sein, die hier nicht mitgearbeitet hätte. Die völlige Gleichsetzung mit dem Begriff der Sprachgemeinschaft, wie Humboldt sie für seine *Nation* durchgeführt hatte, findet sich nicht überall; der Begriff des Volkes bleibt der Mannigfaltigkeit des Lebens näher. Aber er wird von Anfang an mit einer solchen Fülle von Zügen und Werten der Sprachgemeinschaft ausgestattet, daß diese sprachbezogene Grundlage immer wieder durchbricht, wo es auf das Entscheidende ankommt. Seit Herder in der ‚*National sprache* den ‚Gedankenschatz eines ganzen Volks‘ gesehen hatte (und die ‚Schriftsteller und Philologen der *Nation*‘ aufrief, diesen ‚Gedankenvorrat des Volkes‘ aufzuschließen und zu nutzen), wurde die innere Nähe des Sprachbegriffes zu dem des Volkes ständig größer. In dieser Annäherung formten sich beide, Volks- und Sprachbegriff zu immer schärferer Prägung aus, bis hin zu J. Grimms ausdrücklicher Gleichsetzung: ‚Ein Volk ist der Inbegriff von Menschen, welche dieselbe Sprache reden. Das ist für uns Deutsche die unschuldigste und zugleich stolzeste Erklärung . . . ‘

Den gedanklichen Untergrund dieser Gleichsetzung muß man verstehen aus der Überzeugtheit von der Identität von Sprache und geistigem Sein. Was in Humboldts später Fassung bekannt ist (‚Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache; man kann sich beide nie identisch genug denken‘ VII, 42), das wird in der

Vielheit seiner geschichtlichen Bezüge ungemein lebendig gespürt. Wem die Sprache ‚eine Wiedergeburt der Welt durch menschliches Organ‘ ist (J.J.Wagner 1804), für den muß Leben in dieser Welt weithin Leben in der Muttersprache sein. Und wer in der Wechselbeziehung zwischen Muttersprache und Sprachgemeinschaft die zunehmend starke Stellung des in der Sprache aufgebauten Weltbildes überlegt, der kommt zu der Folgerung, daß ‚weit mehr die Menschen von der Sprache gebildet werden, denn die Sprache von den Menschen‘ (Fichte 1808). Es ist im Grunde die aus dem Menschheitsgesetz der Sprache folgende schicksalsmäßige innere Verbundenheit: ‚Nenne man die unter denselben äußeren Einflüssen auf das Sprachwerkzeug stehenden, zusammenlebenden und in fortgesetzter Mitteilung ihre Sprache fortbildenden Menschen ein Volk, so muß man sagen: die Sprache dieses Volkes ist notwendig so wie sie ist, und nicht eigentlich dieses Volk spricht seine Erkenntnis aus, sondern seine Erkenntnis selbst spricht sich aus aus demselben‘ (Fichte). Aber es ist nicht nur die Erkenntnis, es ist das ganze Leben, das in der Sprache Grundlage und Gestalt gewinnt, und man kann das Grundgefühl, das hinter all den einzelnen, natürlich bruchstückhaften Äußerungen steht, vielleicht am besten mit einigen Sätzen von G. Ipsen kennzeichnen: ‚Im eigentlichen Wesen der Sprache findet das Volkstum seine dichteste Darstellung und seine selbstgemäße Wirklichkeit. So wird die Sprache zur realen Grundlage des gemeinschaftlichen Lebens im Volk. Ihre Wirksamkeit aber prägt die Person zum Volksgenossen und vermittelt jegliche Leistung mit dem Gemeingut. Sprache ist die wirkliche geistige Bestimmung des Volkes; das Volkstum, verwandelt in den Gehalt eines Lebens. Als solche ist sie ein echtes Glied im Gefüge des Ganzen, das dieses insgesamt in besonderer Weise in sich ausbildet und darstellt. Sie findet ihren Ort und Wert als der wirkliche Grund des Volkstums.\*

Es ist nun nicht so, als ob diese Gedankenentwicklung außerhalb aller geschichtlichen Wirklichkeit verlief. Natürlich wissen alle die Genannten um die Spannung, die zwischen einem solchen geistbestimmten Bild vom menschlichen Zusammenleben und den tatsächlichen Verhältnissen auf allen Lebensgebieten besteht. Sie wissen vor allem, daß das öffentliche Leben weithin von Kräften bestimmt wird, die mit solchen naturgegebenen Grundlagen wenig zu tun haben. Und sie werden zunehmend dahin geführt, ihre Stellung in klarerer Begriff-

lichkeit herauszuarbeiten. Das zeigt sich vor allem in der wachsenden Auseinanderentwicklung der Begriffe *Volk* und *Nation*, die schließlich die Sprachgemeinschaft deutlich von der staatlichen Gemeinschaft abhebt. Innere und äußere Anstöße wirken zusammen, um den Begriff der *Nation* wieder enger an den des Staates anzuschließen, eben in dem Sinne, wie ja auch *nation* im westlichen Sprachgebrauch für die Gesamtheit der Staatsangehörigen gilt. Um so eindringlicher hebt dafür der Begriff des *Volkes* die auf geistiger Grundlage beruhende und in der Gemeinsamkeit der Sprache sich verwirklichende Verbundenheit heraus, die gemäß dem Menschheitsgesetz der Sprachgemeinschaft als die natürliche gefühlt wird.

Die Stärke dieser Gedankenentwicklung mag daran veranschaulicht werden, daß selbst W. von Humboldt ihr in gewisser Weise Rechnung trägt. Gewiß behält er seinen ‚höheren‘ ganz auf das Grundgesetz der Gliederung der Menschheit in Sprachgemeinschaften abgestellten Begriff der *Nation* bei; aber er sieht sich dann doch veranlaßt, zu dem Nebeneinander der Begriffe *Volk*, *Nation* und *Staat* Stellung zu nehmen: ‚Wenn man die Wörter *Volk*, *Nation* und *Staat* als durch feste Grenzen voneinander geschieden ansieht, so bezieht sich das erste auf den Wohnsitz und das Zusammenleben, das zweite auf die Abstammung, das letzte auf die bürgerliche Verfassung. Allein die beiden ersten leiden, dem Sprachgebrauch nach, keine so scharfe Begrenzung, und der Begriff des letzten mischt sich sehr oft beiden bei.‘ *Nation* in diesem abgewandelten Sinne bleibt dann für Humboldt in der Nähe der Staatsnation, und er sieht sie in abgestufter Vollkommenheit der Ausprägung, je nach dem Verhältnis der in ihr wirkenden Kräfte: ‚Was die Nationen im Großen gestaltet, läßt sich auf allgemeine Punkte zurückführen. Obenan stehen in diesen Einwirkungen Abstammung und Sprache. Dann folgen das Zusammenleben und die Gleichheit der Sitten. Die dritte Stelle nimmt die bürgerliche Verfassung ein, und die vierte die gemeinschaftliche Tat und der gemeinschaftliche Gedanke, die nationale Geschichte und Literatur. Der durch diese gebildete Geist tritt nicht sowohl zu den übrigen Einwirkungen hinzu, als er vielmehr alle zusammenschließend vollendet. Eine Nation wird erst wahrhaft zu einer, wann der Gedanke es zu wollen in ihr reift, das Gefühl sie beseelt eine solche und solche zu sein.‘ Demgegenüber bleibt der Begriff des *Volkes* in unmittelbarster Nähe der Sprache: ‚In der wahren und echten Spracherzeugung prägt

sich die nationale Eigentümlichkeit aus, und die Sprache ist so mit dem *Volke* verwachsen, daß es ein vergebliches Bemühen sein würde, genau abzusondern, wo sie bestimmend oder Bestimmung empfangend ist. Allein oder vorzüglich durch die Sprache also werden die großen sich in der Menschengeschichte bewegend-  
den Einheiten bezeichnet' (VI, 187ff.). Wo Humboldt die eigentlich entscheidenden Kräfte sieht, ist danach (und nach seinem ,höheren' Begriff der *Nation*) unzweifelhaft.

Diese Scheidungen wurden zunehmend nötig, je mehr der erneuerte Volksgedanke auf geschichtliche Wirksamkeit hindrängte. Man möchte wohl wünschen, daß diese tragenden Begriffe noch klarer herausgearbeitet worden wären, so daß die Folgerungen, die aus ihnen abgeleitet wurden, in ihrer Begründung und Tragweite eindeutig und unmißverständlich zu fassen wären. Man mag es bedauern, daß der Begriff der *Sprachgemeinschaft*, der so stark bewegend im Hintergrund steht, keine weit sichtbare Ausprägung gewonnen hat, sondern unmittelbar als bestimmend in den *Volksbegriff* hineinbezogen wurde. Vielleicht wären viele der Mißdeutungen, die der deutsche Begriff des *Volkes* seit dieser seiner Erneuerung erfahren hat, so vermeidbar gewesen. Aber wir haben es als eine geschichtliche Tatsache festzuhalten, daß für die Zeit um 1800 dieser Volksbegriff in seinem Innersten erfüllt war von den Werten, die man an der Sprachgemeinschaft erkannt hatte, und daß in dieser Verbindung die Muttersprache mit einer alles Frühere übersteigenden Kraft in die Geschichte der Deutschen hineinwirkte.

## 2. „So weit die deutsche Zunge klingt“

An die neunhundert Jahre waren verflossen, seit die Deutschen sich an ihrer gemeinsamen Muttersprache, als Sprachgemeinschaft, erkannt hatten. Der Name *Deutsch* hatte diese Idee gefaßt und durch die ganze Folgezeit fortgeführt. Aber jetzt erst, im Zusammenhang mit der durch die Französische Revolution und Napoleon ausgelösten Forderung nach einer Neuordnung des deutschen Lebens, erreichte jener Gedanke seinen Höhepunkt, und wir finden die Deutschen tatsächlich vorbereitet und bereit, bewußt als Sprachgemeinschaft zu handeln. Vorbereitet, insofern die deutsche Hochsprache an Verbreitung und Wirkungskraft einen Stand erreicht hatte, der tatsächlich dem entsprach, was das Denken der Deutschen Be-

wegung an Leistungen von der Muttersprache erwartete, jener Mitbegründung und Mitgestaltung in allen Bezirken des menschlichen Lebens. Bereit, insofern sie nicht nur im engeren sprachlichen Bereich die Kräfte der Muttersprache auszuschöpfen bemüht waren, sondern darüber hinaus die Grundlagen und Erfordernisse ihrer sprachlichen Gemeinschaft als Richtlinien für ihr Verhalten und ihre Ziele im weitesten Umfang zu setzen gewillt wurden. Insbesondere betrafen die Folgerungen die Gestaltung des öffentlichen Lebens, gleicherweise in seinem inneren Ausbau wie in seiner äußeren Sicherung.

Was für die Zeit um 1800 aus dem Gedanken der gemeinsamen Muttersprache an Wünschen und Hoffnungen entsprang, kann nur der ermessen, der sich in die fast unvorstellbare Zersplitterung des deutschen öffentlichen Lebens hineinzusetzen vermag. Hatte Herder auf der Suche nach den reichen Quellen des Volksliedes noch 1774 ein ‚Großes Volk und Reich! Oder vielmehr Volk und Reich von zehn großen Völkern‘ gesehen, so wird dem tatsächlichen Stand der Ruf von 1778 gerechter: ‚O Kaiser! Du von 99 Fürsten Und Ständen wie des Meeres Sand / Das Oberhaupt, gib uns, wonach wir dürsten / Ein deutsches Vaterland!‘ (P. Kluckhohn). Aber das war noch nicht der tiefste Punkt. Wie mußte sich erst der von der französischen Revolution und Napoleon geführte Stoß auswirken, der das morsche Reich vollends in Trümmer sinken ließ und mit den Herrschaftsveränderungen im Westen, der Umschichtung der Besitztümer gemäß dem Reichsdeputationshauptschluß, der Erschütterung aller staatlichen Verhältnisse die Deutschen in eine ebenso verwirrte wie trostlose Lage hineinführte. Daß hier der Gedanke der Sprachgemeinschaft hundertfache Ansatzpunkte fand, daß die Ausschau nach natürlichen Bindungen immer wieder der Muttersprache folgte, war ganz sinngemäß, und sicher ist es ein Vorgang der wechselseitigen Steigerung, der aus der inneren Hilfsbedürftigkeit das Denken auf die in aller Zersplitterung unzerstörte Kraft der Muttersprache hinführte und zugleich aus der Vertiefung in die Werte der Sprachgemeinschaft Wege erkennen ließ, die zu einer neuen, einer besseren inneren Ordnung führen konnten. Und es war nicht nur die Frage der »hundert Vaterländer«, es waren auch die Gegensätze zu überbrücken, die aus der allzugroßen Trennung der Schichten der Bevölkerung erwachsen waren. Wenn die ‚Aufwertung\* des Volksbegriffes in so enger

Verbindung mit den Gedanken von Muttersprache und Sprachgemeinschaft erscheint, so deshalb, weil das ideale organische Zusammenwirken Aller im Volksganzen an dieser Stelle verwirklicht erscheint. Jenes allgemeine Teilhaben am Gemeingut, das ein Volk als Gemeinschaft konstituiert, bezieht sich in der Sprache ihrem Begriffe nach auf die Gesamtheit des Daseins und gleichmäßig auf jedes Mitglied der Gemeinschaft. Was überall sonst eine äußere Forderung ist, das gilt hier wesensnotwendig: daß das Gemeingut restlos dem Einzelnen zugeteilt sei und seine Wirklichkeit nur in der Allgemeinheit der Mitteilung und Erneuerung finde. Wesen und Wirklichkeit der Sprache selbst bestimmen sie zum Grunde des Volkstums' (G. Ipsen).

Nichts ist begreiflicher, als die Sehnsucht der Deutschen um 1800 nach einer auf natürlichen Grundlagen beruhenden Ordnung ihres Zusammenlebens. Und nichts ist verständlicher, als daß sie hierbei auf die Muttersprache stießen; hätte sie nicht schon ihr eigener Name immerfort an ihre sprachliche Gemeinschaft erinnert, so hätte die Erfahrung von dem Bestand und dem Wachstum der Muttersprache durch geschichtliche Lagen gegensätzlichster Art hindurch sie auf die geistigen Grundlagen ihres Seins hinweisen müssen. Und so bleibt den Deutschen auch ein unzerstörbares geistiges Vaterland, an das sie um so fester glauben, je mehr die Napoleonische Zerteilung Europas der natürlichen Ordnung widerspricht. Es ist nicht an äußere Macht gebunden und nicht den Zufälligkeiten der Herrschaften unterworfen. Eindringlich genug führt 1813 Arnolds Frage ‚Was ist des Deutschen Vaterland?‘ vor Augen, was im Gefolge der Fürstenstaaten und der Siegerwillkür Napoleons aus dem deutschen Boden geworden war. Aber ebenso klar spricht seine Schlußantwort: ‚So weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt‘ die Überzeugung seiner ganzen Zeit aus, daß Deutschland überall dort ist und bleibt, wo deutsche Muttersprache Menschen zu gottgewolltem Handeln zusammenführt.

Das alles ist als ebenso natürliche wie sinngemäße Antwort der Deutschen auf die Geschehnisse der Zeit um 1800 zu verstehen. Aber ehe eine von solchen Grundgedanken getragene Ordnung sich mit Leben erfüllen kann, erheben sich Fragen der äußeren staatlichen Verhältnisse. Es sind Kriegezeiten, die über zwanzig Jahre währen, weithin auf deutschem Boden verlaufend, mit allen Wechselfällen kriegerischen Geschehens. Für eine ruhige Entfaltung des Sprach-

gedankens ist wenig Muße; auch er muß ‚zu Felde ziehen‘ und in den übersteigerten Formen, zu denen die Erregung der Leidenschaften führt, den inneren Wert seiner Anstöße erweisen.

Zuerst wird der Gedanke des Wettstreites der Sprachen von der Kriegsstimmung ergriffen, und entsprechend der Schwäche seiner Begründung schneidet er am ungünstigsten ab, wenigstens von seinem inneren Recht aus gesehen. Im Erfolg erweist er sich als durchaus zugkräftig. Schon mehr als einmal hatten die Deutschen in bedrängter Lage sich auf den Urwert ihrer eigenen Sprache berufen, und in der Vorstellung von der Überlegenheit der eigenen Sprache an Alter und Leistung einen Ausgleich gefunden für manche demütigende Erfahrung des Tages. Und früh war diese Überschätzung des Eigenen verbunden mit einem abschätzigen Urteil über Nachbarsprachen. Namentlich seit um 1500 die Elsässer das Gefühl der Bedrohtheit durch Frankreich auch in eine Abwehr gegen die Ansprüche der französischen Sprache umsetzten (vgl. P. Levy), spielte der Gedanke, daß gegenüber der deutschen Ursprache das Französische eine gemischte Sprache sei, eine ziemliche Rolle. Die Zeit des Dreißigjährigen Krieges benutzte ihn geradezu als das Gegenbild zu der von ihr verfochtenen Sprachreinheit, und auch die Folgezeit hatte ihn nicht vergessen. So war er im Gefolge der Auseinandersetzungen, die sich seit 1784 an A. Rivarols *Discours sur Puniversalité de la langue française* entzündeten, neu in Schwang gekommen, und seit nun in großen Teilen Westdeutschlands französische Herrschaft und Verwaltung eingerichtet war, konnte es kaum ausbleiben, daß die geistige Gegenwehr auch dieses Argument aufgriff. Aus der Unvermischtheit der Sprache hatte A. W. Schlegel schon früh den Deutschen den ganzen Reichtum organischer Entwicklungsmöglichkeiten abgeleitet, den die ‚partial toten‘ romanischen Sprachen nicht mehr besitzen. Und in voller Schärfe greift dann 1808 Fichte den Gedanken von dem urtümlichen Wert des Deutschen auf, der diesem allein die volle Wirksamkeit einer Muttersprache sichert, während die romanischen Völker, ‚die Sache genau genommen, eine Muttersprache gar nicht haben‘ (4. Rede). In verschärfter Kriegsstimmung kehrt das Motiv bei vielen wieder, bei Arndt, bei Jahn, aufrüttelnd, anfeuernd und doch wohl schon für manche Zeitgenossen mit dem Bedenken beladen, wie diese Beweisführung und diese Schlußfolgerung zu beurteilen sei gegenüber dem nun auch schon stark hervorgetretenen Gedanken vom Eigenwert aller Sprachen, von der

Notwendigkeit und Richtigkeit jeder Sprache an ihrem Orte und bei ihrem Volke.

Wenn in diesen Schlüssen vielleicht mehr eine Auflehnung gegen Vorherrschaft und Besatzungsmacht zu sehen ist - sie treten mit dem Sturz Napoleons auch wieder merklich zurück -, so weist an einer anderen Stelle das Einsetzen des Sprachgedankens auf ein wesentliches und dauerhaftes Anliegen der Deutschen hin. Von den staatlichen Veränderungen der napoleonischen Zeit war Deutschland am stärksten betroffen worden; es mußte am eindringlichsten sich auf die Kräfte besinnen, die eine neue, seinen Lebensnotwendigkeiten angemessene Ordnung tragen konnten. Wir finden in allen Teilen des deutschen Gebietes Patrioten am Werk, die auf eine Beseitigung des fremden Druckes hinarbeiteten; mit welchen Argumenten konnten sie sich Gefolgschaft werben? Wir sehen die einzelnen deutschen Staaten sich dem europäischen Abwehrkampf gegen Napoleon anschließen; mit welchen Parolen konnten sie in dem allgemeinen europäischen Aufbruch auch das besondere deutsche Anliegen so deutlich machen, daß es die Gesamtheit der Deutschen ergriff?

Wiederum war es die Muttersprache, die sich als die natürlichste und wirkungsstärkste Kraft erwies. Und ihre Wirksamkeit entzündete sich an dem Gedanken der Naturgrenzen. Das was der Zeit um 1500 bereits als so bedrohlich erschien, obwohl es noch eine ideologische Gefahr ohne dringliche Gegenwartsbedeutung war (o. S. 155), hatte inzwischen sein Ziel erreicht: das linke Rheinufer war seit 1801 an Frankreich angegliedert, und damit war ein Gedanke verwirklicht, der in einer zäh festgehaltenen Vorstellung von den Naturgrenzen Galliens vorgezeichnet war. Der Rhein als ‚natürliche Ostgrenze Galliens‘ war erreicht, - ein für alle Deutschen aufwühlendes Ereignis. Wie tief das im Verein mit anderen willkürlichen Grenzsetzungen ging, zeigt sich der Lage der Dinge entsprechend nicht so sehr in augenblicklicher Antwort oder gar unmittelbarer Gegenwehr. Aber wir haben einen untrüglichen Hinweis: seither ist auch das deutsche Denken unausgesetzt mit der Frage nach den Naturgrenzen der Völker beschäftigt. Und die Antworten, die hier gegeben wurden, sind ebenso kennzeichnend für das deutsche Wollen wie für die geschichtliche Kraft der Muttersprache.

Entscheidend ist, daß dem Gedanken von den äußeren Naturgrenzen der Staaten der andere von den inneren Naturgrenzen der

Völker entgegengesetzt wird. Das Suchen nach Naturgrenzen war immer in Begriffen der geographischen Beschaffenheit verlaufen: Meere, Gebirge, Flüsse, das waren die ‚natürlichen‘ Bedingungen, nach denen man ausschaute, und aus denen man nicht nur für die Grenzen der Staaten, sondern auch für den Lebensbereich der Nationen entsprechende Folgerungen ableitete. Es war schon darauf hinzuweisen, daß dieser Gedanke sich für manche Teile Europas aufdrängt, für ausgeprägte Inseln und Halbinseln wie Britannien, Spanien, Italien, auch küstennahe Räume wie Frankreich. Es ist ebenso klar, daß dieser Gedanke unanwendbar ist für Gebiete, in denen solche Naturgrenzen nur in geringem Maße auftreten, insbesondere für solche mit weithin ‚offenen‘ Grenzen. Und es war uns gerade als etwas Kennzeichnendes begegnet, daß Landes- und Volksname der Deutschen in keinerlei Verbindung mit der Vorstellung eines vorgegebenen geographischen Raumes stehen. Wenn die Deutschen ihre ‚Grenzen‘ feststellen wollen, dann können sie dafür keine äußeren Merkmale angeben, sondern nur innere. Und diese Suche nach den ‚inneren Grenzen‘ ist im deutschen Denken durch alle Jahrhunderte hindurch zu verfolgen. Das Ergebnis ist überraschend gleichmäßig: es ist die Reichweite der Muttersprache, an der sich die Vorstellungen der Deutschen von ihren Grenzen immer wieder verfestigen. Im Grunde ist es allerdings nicht verwunderlich: es hatte sich ja von Anfang an der Gedanke des *Deutschen* an dem Bewußtwerden der Muttersprache entfaltet, und es war seit Beginn der deutschen Geschichte die tragende Idee dadurch gekennzeichnet, daß sie sich weder an eine Erscheinung der Natur, noch an einen Tatbestand der Macht anlehnte, sondern sich auf einen Wert des Geistes stützte, so wie er in der gemeinsamen Sprache Wirklichkeit besaß. Wir hatten dafür bereits deutliche Beispiele zu nennen, auch aus Zeiten, in denen die Frage staatlicher Abgrenzung gar keine Rolle spielte (o. S. 161); und es war auch schon davon zu sprechen, daß der deutsche Volksname als einziger in Europa diesen Gesichtspunkt in den Vordergrund stellt (o. S. 74).

Ist es zu verwundern, daß die Zeit um 1800, für die die Grenzfragen in unmittelbarster Weise brennend geworden waren, ihre Antwort aus dem gleichen Grundgedanken gewann? Wenn man in der Zertrümmerung der Herrschaftsverhältnisse Europas durch Napoleon die Besiegelung des Endes einer überholten Staatsordnung sehen darf, so kann man mit gleichem Rechte in dem Ringen der Deutschen Bewegung

mit den Problemen von Muttersprache und Sprachgemeinschaft die geistige Vorbereitung einer neuen Ordnung sehen. Auf jeden Fall wirkte es sich in diesem Sinne aus, und aus der Grundlage der natürlichen Gliederung der Menschheit in Sprachgemeinschaften und der weltgestaltenden Kraft der Muttersprache erhebt sich ein neues Bild von der Umgrenzung und dem Zusammenleben der Völker. Was den Deutschen vorschwebt, ist wohl am eindrucksvollsten in Fichtes 13. Rede ausgesprochen: ‚Die ersten, ursprünglichen und wahrhaft natürlichen Grenzen der Staaten sind ohne Zweifel ihre inneren Grenzen. Was dieselbe Sprache redet, das ist schon vor aller menschlichen Kunst vorher durch die bloße Natur mit einer Menge von unsichtbaren Banden aneinandergeknüpft; es versteht sich untereinander und ist fähig, sich immerfort klarer zu verständigen, es gehört zusammen und ist natürlich Eins und ein unzertrennliches Ganzes. Ein solches kann kein Volk anderer Abkunft und Sprache in sich aufnehmen und mit sich vermischen wollen, ohne wenigstens fürs erste sich zu verwirren und den gleichmäßigen Fortgang seiner Bildung mächtig zu stören. Aus dieser inneren, durch die geistige Natur des Menschen selbst gezogenen Grenze ergibt sich erst die äußere Begrenzung der Wohnsitze, als die Folge von jener, und in der natürlichen Ansicht der Dinge sind keineswegs die Menschen, welche innerhalb gewisser Berge und Flüsse wohnen, um deswillen ein Volk, sondern umgekehrt wohnen die Menschen beisammen, und wenn ihr Glück es so gefügt hat, durch Flüsse und Berge gedeckt, weil sie schon früher durch ein weit höheres Naturgesetz ein Volk waren.‘

Deutlicher kann der Unterschied der Grundhaltung kaum ausgesprochen werden: den äußeren Grenzen werden die inneren entgegengesetzt; der menschlichen Willkür die natürlichen Bindungen; den Bergen und Flüssen die geistige Natur des Menschen; dem Gliederungsverfahren des Staates das weit höhere Naturgesetz des Volkes; allen anderen Grundsätzen das Menschheitsgesetz der Sprachgemeinschaft. Es ist hier folgerichtig ein Gedanke zu Ende gedacht, der das Gegenbild bietet zu jener unhaltbaren Zufälligkeit, in der das Zusammenleben der Menschen weithin durch Staaten bestimmt war, die das Ergebnis von Fürstenerbe und -heirat, von kriegerischer Gewalt und wechselnder Machtüberlegenheit, von Rivalität und Länderschacher bildeten. Der mit der Grundlegung der Idee *deutsch* ein-

geschlagene Weg ist hier zu Ende gegangen, und in der Allgemeinheit des Ideals ist die in der Natur begründete Ordnung aufgezeigt, die die Völker aus Objekten der Staaten zu wirklichen Trägern der Geschichte werden läßt.

Wie sehr solche Bilder dem Denken der Deutschen Bewegung entsprechen, und wie unmittelbar sie sich als Antwort auf Napoleons Rheingrenze aufdrängen, beweist auch die Schrift, in der das besondere Anliegen der Deutschen in dem europäischen Kampf gegen Napoleon am deutlichsten ausgesprochen ist. Zeigt schon der Titel ‚Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze‘, wie stark Arndt in dem Geschehen von 1813 auch die Abwehr unnatürlicher Grenzziehungen sah, so ist der Kernsatz der Begründung nicht weniger aufschlußreich für die Auswirkungen des Sprachgedankens: ‚Ich sage: die einzige gültigste Naturgrenze macht die Sprache. Die Verschiedenheit der Sprachen hat Gott gesetzt, damit nicht ein großer, fauler und nichtswürdiger Sklavenhaufe auf Erden wäre. Die verschiedenen Sprachen machen die natürliche Scheidewand der Völker und Länder, sie machen die großen innerlichen Verschiedenheiten der Völker, damit der Reiz und Kampf lebendiger Kräfte und Triebe entstehe, wodurch die Geister in Lebendigkeit erhalten werden; denn für die Übung der Geister ist das menschliche Geschlecht hier erschaffen.\* So verschieden die Sprechweise ist, und so sehr der geschichtliche Augenblick sich Geltung verschafft: es wird niemand die innere Beziehung verkennen, in der dieses auf dem Gesetz der Sprachgemeinschaft aufgebaute Bild vom Völkerleben mit dem Gedankengut steht, das in der Deutschen Bewegung über die Notwendigkeit und Tragweite der Verschiedenheit der Sprachen und der Gliederung der Menschheit in Sprachgemeinschaften erarbeitet war.

Damit ist ein Höhepunkt einer Entwicklung erreicht, den es als solchen festzustellen gilt, auch wenn man in ihm keinen Abschluß sieht. Der Gedanke der Muttersprache hatte eine Zielsetzung des geschichtlichen Handelns heraufgeführt, die den in der Wechselwirkung von Muttersprache und Sprachgemeinschaft beschlossenen Aufgaben angemessen war. Und zugleich hatte der mit der Prägung der Idee *Deutsch* eingeschlagene Weg am unmittelbarsten sein Ziel vor sich. Mit welcher Stärke das Gefühl sich durchsetzte, daß man an einem entscheidenden Abschnitt der deutschen

Geschichte stehe, lehrt jede Seite der Geschichte der Befreiungskriege. Gewiß ist das Aufatmen nach den Jahren der Fremdherrschaft spürbar. Aber stärker ist noch das Hoffen, daß nun die Zeit reif sei, um die Tatsächlichkeit des geschichtlichen Lebens in Einklang zu bringen mit dem Leitbild geschichtlichen Wollens, das durch die Jahrhunderte den Weg der Deutschen bestimmt hatte und nun in der Klarheit letzter Einsicht der Verwirklichung unmittelbar zugänglich erschien. Vergleicht man den Denker Humboldt mit dem Tatmenschen Arndt: "Was jenem als *Nation* ,im höheren Sinne' vor Augen stand, die ,durch eine bestimmte Sprache charakterisierte geistige Form der Menschheit', als notwendiges Glied in einer durch das Gesetz der Sprachgemeinschaft vorgezeichneten Menschheitsarbeit, - das hat sein Gegenstück in dem durch die Verschiedenheit der Sprachen aus einem Sklavenhaufen in eine Ordnung geistig wetteifernder *Völker* verwandelten Menschengeschlecht Arndts. Die Deutschen sahen sich für einen Augenblick in diesem Bilde an ihrem Platz. Und es kam ihnen selbst vor wie ein Wunder.

### 3. Idee und Wirklichkeit

Bald genug sollte sich aber zeigen, daß dieses Bild der Wirklichkeit nicht entsprach und vielleicht nie entsprechen konnte. Noch waren die Verhältnisse im Innern und im Äußern viel zu verwickelt als daß sie, selbst nach einem so tiefen Einschnitt wie den napoleonischen Jahren, klar im Sinne eines einheitlichen Prinzips hätten geregelt werden können. Es mag vielleicht für das eine Jahr zutreffen, was H. Luden 1814 sagt: „Das schöne Gefühl, daß wir Alle Deutsche seien, ist erwacht, die alten Scheidewände, die uns bisher getrennt hatten, sind eingestürzt: wir haben die Namen unserer Marken und Gaue nicht beachtet; und uns Deutsche genannt; wir haben in unseren Fürsten nur die ersten Söhne des gemeinen Vaterlandes gesehen; wir waren gewiß, von unsern Brüdern überall Hülfe zu empfangen, weil wir bereit waren, ihnen Hülfe zu geben“ (nach P. Kluckhohn). Aber im gleichen Jahre finden wir auch schon Stimmen, die auf die Größe der noch bevorstehenden Aufgaben hinwiesen. Die ganze Auseinandersetzung zwischen staatlichem und volklichem Denken, die im Prinzip gelöst war, mußte in der geschichtlichen Wirklichkeit wiederholt werden.

Es ist hier nicht der Ort, um all die Wege, Umwege und Irrwege zu beschreiben, auf denen Europa im Laufe des 19. Jahrhunderts den Übergang vom Fürsten- zum Volksstaat zu verwirklichen gesucht hat. Was wir hier in der besonderen deutschen Problematik sahen, ist ja nur ein Ausschnitt aus einem gesamteuropäischen Geschehen, und insbesondere die Wirkung des Sprachgedankens blieb nicht auf die Deutschen beschränkt, sondern ergriff fast alle europäischen Völker mit solcher Stärke, daß man das 19. Jahrhundert mit gutem Recht als Zeitalter des Erwachens der Sprachgemeinschaften bezeichnen konnte. (Wenn dabei Herder immer wieder als Anreger genannt wird, so ist das ein Hinweis darauf, mit welcher genialen Sicherheit er die Aufgaben voraussah und durchschaute, die im Zuge der Zeit lagen.) Gegenüber dem Höhepunkt des Sprachgedankens um 1800 brachte das 19. Jahrhundert eher eine ‚Entdeckung der Grenzen‘ (L. Weisgerber): Grenzen, die einer Übersteigerung des Prinzips der Muttersprache gesetzt sind; Grenzen, die sich aus der Notwendigkeit, die Sprache in der Gesamtheit der menschlichen Kräfte zu sehen ergeben; Grenzen insbesondere, die auch der Verwirklichung des innerlich Gerechtfertigten und Notwendigen durch die Gesetze geschichtlicher Kontinuität gesetzt sind. Diese Grenzen ergeben sich aus der Berücksichtigung aller Erfordernisse, die zur bestmöglichen Gestaltung des Lebens erfüllt sein müssen: volklicher, staatlicher, wirtschaftlicher, menschlicher. Im Grunde werden echte Lösungen erst möglich, wenn man klar auseinanderhält, was im Namen des Volkes, des Staates, der Wirtschaft, der Menschheit verlangt wird, und wie man die Notwendigkeiten des einen erfüllt, ohne darum die des anderen zu schmälern. Und hier wäre dann auch der Raum der Sprachgemeinschaft mit der Aufgabe, alles das zu sichern, was in dem Menschheitsgesetz der Sprachgemeinschaft beschlossen ist und in der Wechselbeziehung von Muttersprache und Sprachgemeinschaft wirklich wird.

Solche Aufgaben waren wohl am dringlichsten für ein Volk, das seine Vorstellungen und sein Wollen als Volk in so enge Verbindung mit seinem Bewußtsein von der Sprachgemeinschaft gebracht hatte wie das deutsche. Daß das, was den Freiheitskämpfern von 1813 vor Augen stand und ihnen zur Triebfeder ihres Handelns geworden war, nicht einfach in eine äußere Ordnung umzusetzen war, zeigte sich bereits 1815: der Wiener Kongreß brachte weder einen inneren Aufbau noch eine äußere Gestaltung, die die Verwirklichung des Grundanliegens

der Deutschen Bewegung ermöglicht hätte. Und so stand die Folgezeit vor der großen Aufgabe, das, was als Antrieb und Leitbild immerzu lebendig blieb, in einer Folge geschichtlich durchführbarer Schritte voranzuführen. Das barg Nachteile und Vorteile. Unverkennbare Nachteile, insofern das Hintanhalten ‚fälliger‘ Entwicklungen eine ruhige Entfaltung des öffentlichen Lebens notwendig stören und unterbrechen mußte. Mögliche Vorteile, indem die ungelösten Fragen in der geistigen Auseinandersetzung darinblieben und die Aussicht offen hielten, daß Lösungen, die dem beginnenden 19. Jahrhundert noch versperrt erschienen, in dem Wandel der Ansichten über Aufgaben und Rechte der Einzelnen, der Völker, der Staaten, der Menschheit sinngemäß lösbar wurden.

Die Entwicklung des Sprachgedankens und die Wirkungsformen von Muttersprache und Sprachgemeinschaft im deutschen Bereich nach 1815 zu beschreiben, wäre eine Aufgabe für sich. Sie gehört auch deshalb nicht mehr in unseren Zusammenhang, weil sie keinen neuen Höhepunkt der Wirksamkeit der Muttersprache mit sich brachte, mindestens nicht in dem Sinne, daß der Sprachgedanke sich in einer über den Ertrag der Deutschen Bewegung hinausführenden Form Beachtung verschafft hätte. Anstöße im Sinne des Denkens und Handelns als Sprachgemeinschaft haben die Deutschen in diesen 150 Jahren genug verspürt; aber die Auswirkungen blieben so verflochten mit Gesichtspunkten des Staatsdenkens, des Machtdenkens, daß sie aus diesen Zusammenhängen nur schwer herauszulösen sind, jedenfalls das, was in ihnen an Weiterführendem steckte, nicht zur Geltung brachten. Daß auch die letzte Form der muttersprachlichen Wirkungen, die Gegenwehr der Sprachgemeinschaft gegen viele Fehlentscheidungen von 1919, immer noch nicht auf eine zur sinngemäßen Lösung dieser Aufgaben reife Geisteshaltung traf, war ein europäisches Unglück, das zeigt, wie notwendig es ist, endlich aus dem Wesen der Sache die allgemeingültigen Folgerungen zu ziehen. Ebenso bleibt noch der Ertrag zu verarbeiten, den die Klärung des Sprachgedankens aus der Auseinandersetzung mit dem Rassegedanken gewonnen hat. Gerade dieser Versuch, die Idee des Deutschtums aus einem anderen Prinzip als dem der Muttersprache herzuleiten, hat in seinem Scheitern bestätigt, daß das geschichtliche Leben der Gemeinschaften sich nicht von der Anerkennung des Menschheitsgesetzes der Sprachgemein-

schaft lossagen kann, ohne die Grundlagen aller Ordnung zu zerstören.

So ist auch heute noch die Aufgabe, die den Deutschen in der Besinnung auf die Muttersprache vor Augen trat, nicht voll gelöst. Wie sie sich ihrer Erfüllung nähern soll, ist ungewisser als je. Aber aus dem Ertrag der ganzen deutschen Geschichte heraus läßt sich einiges mit Sicherheit sagen:

1. Die Stellung der Muttersprache im deutschen Denken ist unerschütterlich. Wann immer die Deutschen den tragenden Werten ihres Lebens nachsinnen, werden sie auf die deutsche Sprache stoßen, und wo immer sie nach den natürlichen Grundlagen ihres Zusammenlebens suchen, wird in diese Vorstellungen der Gedanke der Sprachgemeinschaft einbeschlossen sein. Die Gründe sind offensichtlich. Als Sprachgemeinschaft sind sich die Deutschen ihrer selbst bewußt geworden: im Zeichen der Muttersprache haben sie ihren Weg als Volk begonnen, und in der Eigenart dieser Idee ist ihre Eigenstellung im Kreise der Völker begründet. Ein Aufgeben dieser Kernidee wäre gleichbedeutend mit einem Verlassen der bisherigen Grundlagen volklichen Lebens. - Diese Stellung der Muttersprache wird ja bestätigt durch die Stärke der Wirkungen, die immerfort von ihr ausstrahlen. Die Deutschen haben so oft und so selbstverständlich als Sprachgemeinschaft gehandelt, daß ihnen ein bewußtes Abrücken von diesem Verhalten gar nicht möglich wäre. Vielmehr hat bisher jedes Infragcstellen dieser ihrer Lebensform nur zu einer vertieften Einsicht in ihren Grund und zu einer verstärkten Überzeugung von ihrem Recht geführt. - Und es ist auch schwer zu bestreiten: mit ihrem Ansatz an der Muttersprache gründet sich die deutsche Volksidee auf ein unverkennbares und unveränderliches Menschheitsgesetz. Niemand wird eine Grundlage menschlichen Zusammenlebens namhaft machen können, die mit gleicher Deutlichkeit in den allgemeingültigen Bedingungen vorgezeichnet ist wie die Sprachgemeinschaft. Sie umschließt in gleicher Weise die Werte der menschenwürdigsten und der dauerhaftesten Gemeinschaftsform. Menschenwürdig: denn sie schließt an eines der Wesensmerkmale des Menschen, seine Sprachbegabung an und damit an die Grundbedingungen seines geistigen Seins; und ist der Geist nicht eine bessere Rechtfertigung für den Anspruch auf Zusammenwirken, als die an-

deren Größen, auf die sich die menschlichen Zusammenschlüsse stützen, Natur und Macht? Schon allein die geschichtliche Dauer würde diesen Vorzug der Sprachgemeinschaft rechtfertigen: im Gegensatz zu den kommenden und vergehenden Machtgebilden jedweder Art gehören die Sprachgemeinschaften zu den dauerhaftesten, am wenigsten der Willkür unterworfenen Erscheinungen der Geschichte, und sie sind wohl die festesten Grundlagen, die sich für ein Volksleben überhaupt finden lassen. - Man hat oft darüber geklagt, daß das deutsche Volksdenken so lebensfern und schwer verständlich sei. Wer ernsthaft versucht, diese Grundgedanken zu durchdenken und zu würdigen, wird vieles begreifen, was über die Gesichtspunkte des Alltags ebenso hinausweist wie über die Beweggründe des Augenblickshandelns. Und er wird verstehen, daß solche Ideen geschichtlich wirksamere Mächte sind als viele der Mittel, mit denen man den Lauf der Geschichte zu beeinflussen und zu lenken sucht.

2. Mit dieser Begründung der deutschen Volksidee auf die Sprachgemeinschaft und ihrer Bindung an die geistigen Werte der Muttersprache ist nun auch die Pflicht verbunden, alle auftretenden Fragen von dem Mittelpunkt des Geistes aus zu fassen. Die Sprachgemeinschaft ist ihrem Wesen nach eine geistig zusammengehaltene und bestimmte Größe und folgt damit anderen Gesetzen als die Gebilde, für die materielle Güter oder physische Gewalt wesentlich sind. Die Notwendigkeit, diese verschiedenen Wege und Ziele zu beachten, hat sich namentlich in den Auseinandersetzungen zwischen Volksidee und Staatsidee gezeigt. Es soll hier nicht die ganze Stufenleiter der Vorstellungen vorgeführt werden von der naiven Gleichsetzung von Volk und Staat über die Einsicht von der notwendigen grundsätzlichen Trennung beider bis zu den Versuchen, die beiden Größen so weit wie möglich miteinander in Einklang zu bringen. Viele inneren und äußeren Kämpfe leiten sich daraus ab, daß man in die Grundlagen, Wege und Ziele dieser beiden für das menschliche Zusammenleben unentbehrlichen Größen keine ausreichende Einsicht besaß, und daher Notwendigkeiten und Forderungen des Staatlichen in den Bereich des Volklichen übertrug und umgekehrt Volkliches primär in der Denkweise und mit den Mitteln des Staatlichen zu lösen suchte. Nun wird niemand die Enge der Verbindungen zwischen Volklichem und Staatlichem verkennen wollen. Aber trotzdem bleibt bestehen,

daß beide Bereiche gedanklich zunächst grundsätzlich zu trennen sind, bevor die Erfordernisse beider in einer fruchtbaren Lösung vereinigt werden können. Und da gilt für das volkliche Denken, wenn es wirklich auf den Grundlagen der Sprachgemeinschaft aufbaut, daß seinen Zielen allein die Kräfte des Geistigen angemessen sind, und daß insbesondere die Anwendung der Machtmittel des Staatlichen das volkliche Handeln um seine eigentlichen Wirkungsmöglichkeiten bringt (so wie umgekehrt ein Vorgehen des Staates im Bereiche des Volklichen mit staatlichen Mitteln sich notwendig gegen den Staat selbst kehrt).

3. Wenn man nun einwendet, daß eine vollkommene Übereinstimmung zwischen Volk und Staat unerreichbar erscheint, und daß daher wenig Aussicht besteht, daß das Volkliche mit seinen geistigen Mitteln neben dem Staate zu seinem Recht kommt, so ist demgegenüber zu betonen, daß hier die übergreifende Wirksamkeit des Menschheitsgesetzes einsetzt. Insoweit Volk Sprachgemeinschaft ist, ist sein Wert und sein Recht klar in den Notwendigkeiten der Menschheit begründet. Wenn an dem Humboldtschen Bilde von den in notwendiger Gliederung auf die dem Menschen erreichbare Wahrheit hinarbeitenden Sprachgemeinschaften etwas Richtiges ist, dann ist der Eigenwert einer jeden Gruppe gerade in dem gemeinsamen Menschheitsziel begründet. Dieser ‚Nation im höheren Sinne‘ kommt dann ein Rang zu, der mit dem, was das Zusammenleben der Menschen an Notwendigkeiten staatlicher, wirtschaftlicher, rechtlicher Ordnungen umfaßt, durchaus den Vergleich aushalten kann, und der daher gerade auch durch diese letzteren mit gesichert werden muß. Zugleich liegt in der Bejahung dieser Notwendigkeit auch schon die Anerkennung ihrer Allgemeinheit. Gerade die Unverbrüchlichkeit, mit der das Gesetz der Sprachgemeinschaft alle Menschen umfaßt und festhält, muß auch die Sicherheit gegen wesensfremde Eingriffe erzwingen, in sinngemäßem Ausbau dessen, was als Naturrecht auf die Muttersprache für den Einzelnen anerkannt, für die Sprachgemeinschaften aber nicht weniger begründet ist. Diese Erkenntnisse sind inzwischen so weit fortgeschritten, daß die daraus zu ziehenden Folgerungen unvermeidlich sind. Man kann sie am besten so verdeutlichen, daß man sie in Parallele stellt zu der Entwicklung der religiösen Freiheit. So wie der Grundsatz: *cuius regio, eius religio*

überwunden werden mußte, um die Menschen aus einem unerträglichen Gewissenszwang zu erlösen, so muß auch die Praxis *cuius regio, eius lingua*, die weithin herrscht, grundsätzlich im Sinne des Menschheitsgesetzes der Sprachgemeinschaft umgeändert werden, wenn die Unruhe, die aus der Mißachtung des Naturrechtes auf die Muttersprache notwendig entsteht, aufhören soll. Es muß möglich werden, daß die Sprachgemeinschaften in ihren wesentlichen Aufgaben voll zusammenwirken können, ohne daß daraus ein Gegensatz zu den Forderungen der anderen Gemeinschaftsformen entsteht. Daß die Zeit dazu reif sei, ist eine der großen Hoffnungen, die dem Zusammenwirken der europäischen Völker auch heute noch eine Zukunft versprechen. Und das würde zugleich eine Erfüllung deutschen volklichen Denkens bedeuten, eine Verwirklichung des Bildes vom Zusammenleben der Menschen und Völker, so wie es mit der Prägung des Wortes *deutsch* am Anfang der deutschen Geschichte steht. Insofern daraus nicht nur das Recht der eigenen Entfaltungsfreiheit abgeleitet wird, sondern das ebenso unantastbare Recht jeder anderen Sprachgemeinschaft, ist eine wesentliche Grundlage der geistigen Entwicklung der Menschheit aus der verderblichen Sicht des Gegeneinanders in die zukunftsweisende Richtung des Miteinanders übergeleitet und zugleich die Hoffnung eröffnet, daß dieser geistige Einklang auch auf die Regelung aller anderen Notwendigkeiten menschlichen Zusammenlebens sich förderlich auswirkt.

## DER INBEGRIFF DER MUTTERSPRACHE

Wenn wir damit unseren Überblick über die geschichtliche Wirksamkeit der deutschen Sprache beenden, so müssen wir nachdrücklich wiederholen, daß es sich dabei erst um Ansätze zu einer Geschichte des Deutschen als Muttersprache der Deutschen‘ handelt. Es ist ein erster Versuch, den Wechselwirkungen zwischen Sprache und Sprachgemeinschaft nachzugehen, und er konnte sich zunächst nur an die größten Hinweise halten. Immerhin hat sich das Verfahren, Zeitpunkte besonders auffälligen Hervortretens der Muttersprache auf die inneren Zusammenhänge des Geschehens hin zu prüfen, bewährt und uns eine Reihe wichtiger Aufschlüsse gebracht.

Unser erstes Ziel war, aus den augenfälligen Erscheinungen Anhaltspunkte für die dauernden, selbstverständlichen‘ Wirkungen der Muttersprache im Volksleben zu gewinnen. Unter der Voraussetzung, daß der Muttersprache in allgemeingültiger Weise bestimmte Leistungen in jeder Sprachgemeinschaft zukommen, müßte sich bei dem wechselnden Hervortreten der verschiedenen Seiten dieser Leistungen ein umfassenderes Bild davon ergeben, was in einem Volksleben alles von der richtigen Wirksamkeit der Muttersprache abhängt. Fassen wir in Stidiworten zusammen, was wir an den fünf Hauptstellen unseres Weges beobachteten, so kann man sagen, daß der Anteil der Muttersprache an dem Aufkommen der Idee *Deutsch* der Hinweis darauf ist, wie die in der Möglichkeit sprachlicher Verständigung beschlossene Bindung den Trägern zum Anstoß wird, auch die tiefere zugrunde liegende Gemeinschaft zu beachten und im Bewußtsein der Zusammengehörigkeit geschichtlich zu handeln. Die Umstände des Heranwachsens der deutschen Hochsprache veranschaulichen die Wechselwirkungen zwischen Muttersprache und Sprachgemeinschaft vor allem in dem Sinne, daß tiefgreifende Vorgänge im Volksleben zu sprachlichen Ergebnissen führen, die ihrerseits der Sprachgemeinschaft gestatten, ihre Aufgaben in räumlich und inhaltlich immer weiterem Umfang aufzunehmen; es ist der Weg

**von der** angelegten zur erfüllten Sprachgemeinschaft. - Hat die Hochsprache einen bestimmten Stand erreicht, dann gehen von ihr auch verstärkte Anstöße aus zur muttersprachlichen Durchdringung immer weiterer Lebensgebiete; das Ausschöpfen der Sprachgemeinschaft gibt ebenso den Arbeiten auf diesen Gebieten eine bestimmte Richtung, wie es in dem Hervorbringen eigenständiger Schöpfungen die Sprachgemeinschaft selbst immer schärfer prägt. - So wächst die in der natürlichen sprachlichen Gliederung vorgezeichnete Form des Zusammenlebens zu solcher Stärke heran, daß sie sich schließlich auch den stärksten Belastungen gewachsen zeigt und als letztes Band der Einigkeit auch dort noch wirksam bleibt, wo alle anderen Grundlagen der Gemeinschaft zerstört erscheinen. - Das alles vereinigt sich schließlich bis zur Bewußtheit der in Muttersprache und Sprachgemeinschaft beschlossenen Kräfte und führt so weit, daß ein Volk in seiner Selbstverwirklichung als Sprachgemeinschaft den Weg sieht, der seinen Idealen von dem Zusammenwirken der Einzelnen, der Völker und der Menschheit am nächsten kommt. - Was hier als hervorstechendstes Merkmal einiger Gipfelpunkte muttersprachlicher Wirkungen erscheint, das bildet insgesamt die Grundlage für die ständig von der Muttersprache in das geschichtliche Leben hineinwirkenden Anstöße.

Das Bild wird noch vervollständigt durch die Beachtung der Eigentümlichkeit der jeweiligen geschichtlichen Lage, in der die sonst unbeachteten sprachlichen Kräfte sich so bemerkbar machen, daß sie die Aufmerksamkeit der Sprachgemeinschaft erzwingen. Es sind gewiß wichtige Zeitabschnitte in der Geschichte der Deutschen: die geistige Vorbereitung einer im vollen Sinne *deutschen* Geschichte, so wie sie das 8./9. Jahrhundert durchführen mußte, damit ein Gebilde wie das erste Reich Heinrichs möglich wurde; der Anschluß an die europäische Bewegung, die mit dem Erlahmen der überbauenden Kraft des mittelalterlichen Reiches dem Nebeneinander einer Vielheit von selbsthandelnden Staaten zusteuerte; der Durchbruch des neuzeitlichen Geistes, der in der Mannigfaltigkeit eigenständiger Schöpfungen den Reichtum der europäischen Völker wirksam werden ließ; der Tiefpunkt volklichen, staatlichen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens, der das Ende des Dreißigjährigen Krieges auch zu einem Ende deutscher Geschichte zu machen drohte; der Ausbau der

Begriffe vom Volksleben, die in den Umwälzungen der Revolutionszeit das Bild ergaben, in dem die Deutschen ihren zukünftigen Anteil an dem europäischen Leben sahen. In jedem dieser Abschnitte sind von der Muttersprache Anstöße ausgegangen, deren Wirkungen im Gesamtbild der erzielten Lösungen erkennbar sind, und die ungezählte Male bekräftigt wurden durch das selbstverständliche Wirken der Muttersprache im täglichen Leben.

Wir müssen nun diese Form muttersprachlicher Leistungen in Verbindung setzen mit der Gesamtfunktion der Sprache im Leben eines Volkes. Vielleicht klang es am Anfang unserer Überlegungen noch etwas ungewohnt und anspruchsvoll, wenn wir mit Humboldt die Sprachen ,zu den hauptsächlich schaffenden Kräften in der Menschengeschichte‘ rechneten. Nun sind wir zwar noch weit davon entfernt, alle die Gedanken auszuschöpfen, die Humboldt zu diesem Urteil veranlaßten. Aber was wir uns an den Kräften der deutschen Sprache veranschaulichten, führt mit innerer Folgerichtigkeit auf dieses Ergebnis hin. Die Sprache ist wirklich eine der stärksten Kräfte, über die der Mensch verfügt, so stark, daß sie immer wieder unter den für das Menschsein kennzeichnenden Größen aufgeführt wird. Und im Ausschöpfen dieser Grundgabe ist das Wachsen der einzelnen Sprache der Weg, auf dem sich die Sprachbegabung ungezählter Menschen zu einer geschichtlich wirkungskräftigen Ganzheit vereinen kann. Nicht nur in dem Sinne, daß sie der Sammelbehälter für die Ergebnisse von Einzelarbeiten wäre. So wichtig bereits eine solche aufbewahrende Tätigkeit wäre, so wenig würde sie der ,Wirklichkeit‘ der Sprache gerecht. Wir müssen jede einzelne Sprache selbst als eine wirkende Kraft anerkennen, nicht nur als den Ort, sondern auch als den Weg und den eigentlichen Mittelpunkt des Wirksamwerdens der menschlichen Sprachkräfte. Diese Stellung der einzelnen Sprachen ist unbezweifelbar vorgezeichnet in dem Gesetz der Sprachgemeinschaft, das die sprachliche Entfaltung der Menschheit weder auf den Einzelnen noch auf die Gesamtheit stellt, sondern auf die Vielheit der Sprachgemeinschaften mit der Mannigfaltigkeit ihrer Sprachen. Was darin beschlossen ist, ist uns nun in der dreifachen Wirkungsform der deutschen Sprache offenbar geworden. Wir haben das ,Umschaffen der Welt in das Eigentum des Geistes‘, in dem Humboldt die Kernleistung einer jeden Sprache sieht, in dem Aufbau des Weltbildes der deutschen Sprache aufgezeigt und so weit ver-

anschaulicht, daß jeder sich ein Bild machen kann nicht nur von der Weite der Gedankenwelt, die in diesem Ergebnis der geistigen Arbeit eines ganzen Volkes Gestalt gewonnen hat, sondern auch von der unermeßlichen Wirkungskraft, die ihr innewohnt als der für eine ganze Sprachgemeinschaft ‚selbstverständlich‘ gültigen Grundlage ihres bewußten Lebens. Daß dieses Weltbild nicht nur der Möglichkeit nach, sondern mit Notwendigkeit die Sonderzüge seiner gesamten Entstehungsbedingungen trägt, ist ein Grund mehr, ihm selbst und der es tragenden Sprachgemeinschaft eine eigenständige Bedeutung im Gesamtrahmen der Menschheitsaufgaben zuzusprechen. - Daß diese im Umschaffen der Erscheinungen sich gestaltende geistige Welt nun selbst kein Ergon, kein abgeschlossenes Gebilde, sondern eine Energieia, eine immerfort weiterwirkende Kraft ist, lehrte uns die Ausdeutung des Sprachgebrauchs. Weit über die dem persönlichen Leben entsprechenden Formen der täglichen Sprachverwendung hinaus ist dieser Sprachgebrauch der Hinweis auf die Allgegenwart der Muttersprache im Kulturschaffen. Das sprachliche Weltbild ist nicht nur das ‚Mittel‘, das eine Gemeinschaft in dem Erschließen und Bemeistern der einzelnen Lebensgebiete einsetzt, sondern es ist eine mitgestaltende Kraft, von der die Prägung der Ergebnisse alles Kulturschaffens, von der Ausgestaltung des täglichen Lebens bis zu den Höchstformen geistiger Schöpfungen wesentlich mitbestimmt ist. So selbstverständlich uns der Sprachgebrauch ist, man müßte ihn einmal aus dem Kulturleben hinwegzudenken suchen, um zu ermesen, was von ihm für ‚das Gelingen aller anderen geistigen Tätigkeiten‘ abhängt. - Ist schon das Weltbild einer Sprache eine geschichtliche Größe ersten Ranges und seine Beteiligung am Kulturschaffen eine unerschöpfliche Quelle von in das Geschehen hineinstrahlenden Wirkungen, so wird die geschichtliche Kraft der Sprache erst voll sichtbar in der Wechselwirkung, in der sie mit ihrer ganzen Sprachgemeinschaft steht. Es ist tatsächlich in der Natur der Sache begründet, wenn das unbefangene Urteil die Sprachen in der nächsten Nähe der für das Menschenleben bestimmenden Gemeinschaftsformen sieht; und das deutsche Denken hat - nicht nur in der folgerichtigen Auswertung seiner eigenen geschichtlichen Erfahrungen, sondern auch dem tiefsten Sinn des Menschheitsgesetzes der Sprachgemeinschaft angemessen - sein Ideal menschlichen Zusammenlebens in seinem Volksbegriff gefunden, dem Begriff, der aus dem Bild der in notwendiger Gliederung an der

Lösung einer gemeinsamen Aufgabe beteiligten Sprachgemeinschaften den durch die Menschheitsordnung selbst vorgezeichneten Hinweis auf die Formen des Zusammenwirkens entnimmt, die allen Beteiligten zum Besten ausschlagen: den Einzelnen, den Völkern und der Menschheit.

Der Rückblick über diesen Weg läßt noch einmal recht deutlich werden, daß die Einsicht in solche Zusammenhänge nur möglich geworden ist durch eine folgerichtige Anwendung des Gedankens der ‚Muttersprache‘. Wenn es uns gelungen ist, den Schleier über einigen ‚selbstverständlichen‘ Grundlagen des Lebens zu lüften, dann nur, weil wir ‚Sprache‘ nicht als Erscheinung hinnahmen, sondern nach ihrer Leistung fragten und dadurch notwendig auf die Wechselwirkungen zwischen Muttersprache und Sprachgemeinschaft geführt wurden. Damit wird nicht nur sichtbar, wie sehr das ganze Leben von der Sprache, und zwar der leibhaftigen, eingeprägten Form einer bestimmten Muttersprache durchwoben ist. In diesem Wirkungszusammenhang erschließt sich auch der Inbegriff der Muttersprache. Was mit dieser so selbstverständlichen Begleiterin des Menschen gegeben ist, gehört zu den größten Geheimnissen des Lebens. Zwar fehlt es nicht an Ahnungen, und bald hier bald dort bricht sich das Lob der Muttersprache Bahn, öffnet sich ein Einblick in eines ihrer Wunder; aber dem ‚Benutzer‘ des Alltags erscheint solcher Preis leicht als übersteigert. Wer seine tieferen Quellen verstehen will, muß tatsächlich die drei großen Bereiche der muttersprachlichen Wirkungen durchwandern, in denen sich erweist, was Muttersprache ist. Wir glauben, einen Weg gefunden zu haben, auf dem jeder ernstlich um die deutsche Sprache Bemühte etwas von dem erkennen kann, was seine Muttersprache für ihn und für das ganze deutsche Volk bedeutet. Aus Gefühl und Einsicht zusammen wird sich dann das Verhalten ableiten, das diesen Zusammenhängen angemessen ist, und das nicht zuletzt in dem Bewußtsein der Mitverantwortung darauf aus ist, der Muttersprache im eigenen Tun wie im Leben des ganzen Volkes und im Hinblick auf die Menschheit zur bestmöglichen Wirkung zu verhelfen.

# SCHRIFTENNACHWEIS

- Albertus, L.*, Teutsch Grammatick oder Sprachkunst. 1573 (Neudruck 1895).
- Althamer, A.*, Scholien zu Tacitus' Germania. 1520.
- Annolied* (um 1080), Hrg. v. M. Roediger, Mon. Germ. Hist., Deutsche Chroniken I, 2.
- Arndt, E. M.*, Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache. 1804.
- , Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze. 1813.
- Aventin, Rudimenta Grammaticae*. 1517, WWI.
- Bad), A.*, Geschichte der deutschen Sprache. 1938 (<sup>4</sup>1949).
- Baesecke, G.*, Der deutsche Abrogans und die Herkunft des deutschen Schrifttums. 1930.
- , Die deutschen Worte der germanischen Gesetze. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. 59. 1935.
- , Vor- und Frühgeschichte des deutschen Schrifttums. I 1940.
- , Das Althochdeutsche. Jahrb. d. dt. Sprache IL 1944.
- , Das Nationalbewußtsein der Deutschen des Karolingerreiches nach den zeitgenössischen Benennungen ihrer Sprache. (Der Vertrag von Verdun, hrg. v. Th. Mayer. 1943, 116 ff.)
- Bebet, H.*, De laudibus Germaniae. 1501.
- Becker, H.*, Der Sprachbund. 1948.
- Behaghel, O.*, Geschichte der deutschen Sprache. 1891 (<sup>5</sup>1928).
- Benz, E.*, Hans von Ungnad und die Reformation unter den Südslawen. (1939; erweiterter Abdruck in Wittenberg und Byzanz. 1949.)
- Betz, W.*, Deutsch und Lateinisch. 1949.
- Bieter, L.*, Das Mittellatein als Sprachproblem. Lexis II, 1949.
- Binswanger, P.*, Wilhelm von Humboldt. Frauenfeld 1937.
- Boehmer, H.*, Das germanische Christentum. Theol. Stud. u. Krit. 86. 1913.
- Boor, H. de*, Die deutsche Literatur von Karl d. Gr. bis zum Beginn der höfischen Dichtung. 1949.
- Bopp, Fr.*, Über das Konjugationssystem der Sanskritsprache, in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprachen. 1816.
- Borries, E. von*, Wimpfeling und Murner im Kampf um die ältere Geschichte des Elsasses. 1926.
- Bouman, C.*, Philipp von Zesens Beziehungen zu Holland. 1916.
- Brinkmann, H.*, Sprachwandel und Sprachbewegungen in ahd. Zeit. 1931.
- Claius, Joh.*, Grammatica Germanicae linguae. 1578 (Neudruck 1894).
- Colmarer Anonymus*, Reformschrift um 1500. Stadtbibliothek Colmar. s. O. Eckstein.

- Dante, A., *De vulgari eloquentia* **1304** (übs. v. F. Dornseiff u. J. Balogh. **1925.**)
- Daube, A., *Der Aufstieg der Muttersprache im deutschen Denken des 15. und 16. Jahrhunderts.* 1940.
- Diehl, A., *Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation.* Hist. Zeitschr. **156.** 1937.
- Dissel, K., *Die sprachreinigenden Bestrebungen im 17. Jh.* 1885.
- Dürer, A., *Underweysung der messung.* 1525.
- Eckstein, O., *Der oberrheinische Revolutionär.* 1939.
- Einhard, *Vita Caroli Magni.* (Scriptores rerum Germanicarum I [<sup>6</sup>1911].)
- Fichte, J. G., *Von der Sprachfähigkeit und dem Ursprung der Sprache.* 1795.
- , *Reden an die deutsche Nation.* 1808.
- Fiesel, E., *Die Sprachphilosophie der deutschen Romantik.* 1927.
- Fries, L., (Phrisius de Colmaria) *Spiegel der Arznei.* 1518.
- Frings, Th., (mit Aubin-Müller). *Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden.* 1926.
- , *Germania Romana.* 1932.
- , (mit Mitarbeitern). *Kulturräume und Kulturströmungen im mitteldeutschen Osten.* 1936.
- , *Die Grundlagen des Meißnischen Deutsch.* 1936.
- , *Grundlegung einer Gesch. d. dt. Sprache.* Zeitschr. f. dt. Geisteswissenschaft I, 1938.
- , *Das Wort Deutsch* (in: *Altdeutsches Wort und Wortkunstwerk*, Festgabe Baesecke. 1941, 46 ff.)
- , u. L. E. Schmitt, *Der Weg zur deutschen Hochsprache.* (Jahrb. d. dt. Sprache II, 1944.)
- , *Die Stellung der Niederlande im Aufbau des Germanischen.* 1944.
- , *Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache.* 1948 (<sup>2</sup>1950).
- , *Antike und Christentum an der Wiege der deutschen Sprache.* 1949.
- Goropius Becanus, *Origines Antwerpianae.* 1569.
- Grentrup, Th., *Religion und Muttersprache.* 1932.
- Grimm, J., *Geschichte der deutschen Sprache.* 1848 (<sup>4</sup>1880).
- , *Deutsche Grammatik.* 1819ff.
- Hankamer, P., *Die Sprache. Ihr Begriff und ihre Deutung im 16. und 17. Jahrhundert.* 1927.
- Harbrecht, H., *Philipp von Zesen als Sprachreiniger.* 1912.
- , *Verzeichnis der von Zesen verdeutschten Lehn- oder Fremdwörter.* Zeitschr. f. dt. Wortforsch. 14, 1912.
- Harsdörffer, G. Ph., *Schutzschrift für die Teutsche Spracharbeit und derselben Beflissene.* **1644.**

- Herder*, J. G. von, Über die neuere deutsche Literatur. Fragmente I, 1766 (<sup>2</sup>1768).
- , Der Ursprung der Sprache. 1771.
- Hille*, K. G. von, (Der Unverdrossene) Der Teutsche Palmenbaum. 1647.
- Hirt*, H., Geschichte der deutschen Sprache. 1919 (<sup>2</sup>1925).
- Hönigswald*, R., Grundfragen der Erkenntnistheorie. 1931.
- Hoyer*, E., Das Sprachenrecht des Sachsenspiegels. Jahrb. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen 2, 1929.
- Hugclmann*, K., Die Rechtsstellung der Wenden im deutschen Mittelalter. Zeitschr. f. Rechtsgesch. Germ. Abt. 58, 1938.
- Humboldt*, W. von, Über das Sprachstudium (Fragment 1801) Werke VII, 2, 598 ff.
- , Über das vergleichende Sprachstudium. 1820, Werke IV, 1 ff.
- , Über den Einfluß des verschiedenen Charakters der Sprachen auf Literatur und Geistesbildung (Fragment 1821), Werke VII, 640 ff.
- , Über den Nationalcharakter der Sprachen (unvollendet; 1822), Werke IV, 420 ff.
- , Inwiefern läßt sich der ehemalige Culturzustand der eingeborenen Völker Amerikas aus den Überresten ihrer Sprachen beurtheilen? 1823, Werke V, 1 ff.
- , Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues (Entwurf 1827/29), Werke VI, 111 ff.
- , Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. (1830/35), Werke VII, 1, 1 ff.
- Ickelsamer*, V., Die rechte weis aufs kürztzist lesen zu lernen. 1527.
- , Ein teutsche Grammatica. 1534 (Neudruck 1881).
- Ipsen*, G., Das deutsche Volkstum im Zeitalter Napoleons. Blätter f. deutsche Philos. 5, 1931.
- »Jacob Grimms Begriff des Deutschen. Zeitschr. f. deutsche Bildung 14, 1938.
- Kainz*, Fr., Deutsche Sprachdeutung (Von deutscher Art in Sprache und Dichtung I, 1941).
- Kaiserchronik* (um 1150), hrsg. v. E. Schröder. 1892 (MGH. Dt. Chron. I).
- Karg*, F., Das literarische Erwachen des deutschen Ostens im Mittelalter. 1932.
- Kayser*, W., Die Klangmalerei bei Harsdörffer. 1932.
- Kindermann*, H., Klopstocks Entdeckung der Nation. 1935.
- , Die Sturm- und Drangbewegung im Kampf um die deutsche Lebensform (Von deutscher Art in Sprache und Dichtung IV, 1941).

- Klippel*, M., Die Darstellung der fränkischen Trojanersage... in Frankreich. 1936.
- Kluckhohn*, P., Die Idee des Volkes im Schrifttum der deutschen Bewegung. 1934.
- , Das Volks- und Nationalbewußtsein in der deutschen Bewegung (Von deutscher Art in Sprache und Dichtung IV, 1941).
- Kluge*, Fr., Deutsche Sprachgeschichte. 1920 (<sup>2</sup>1925).
- Kristensen*, M., Modersmaal. Danske Studier. 1926.
- Lefftz*, J., Die gelehrten und literarischen Gesellschaften im Elsaß vor 1870. 1931.
- Leibniz*, G. W., Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache besser zu üben. (1683), gedruckt 1846.
- , Unvorgreiffliche Gedancken betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache. 1717.
- Lévy*, P., Histoire linguistique d'Alsace et de Lorraine. I. 1929.
- Lucke*, W., Die Lieder Luthers. 1923. WA XXXV.
- Luther*, M., Vorrede zu Ein Deutsch Theologie. 1518. WA I.
- , Von Anbeten des Sakraments. 1523. WA XI.
- , Wider die Himmlischen Propheten. 1524. WA XVIII.
- , An die Ratherren aller Städte deutsches Lands. 1524. WA XV.
- , Deudsche Messe und Ordnung Gottis Dicnsts. 1526. WA XIX.
- , Sendbrief vom Dolmetschen. 1530. WA XXX, 2.
- Mackensen*, L., Das Spracherbe von 1648. Muttersprache I. 1949.
- Maurer*, Fr., Sprachgeschichte als Volksgeschichte (Von deutscher Art in Sprache und Dichtung I. 1941).
- , Nordgermanen und Alemannen. 1942.
- Meyer*, L., Luthers Stellung zur Sprache. 1930.
- Michel*, Der Teutsche (Flugschrift, spätestens 1638 u. öfters).
- Mitzka*, W., Deutsche Mundarten. 1943.
- Moscherosch*, J. M., Der unartig Tcutscher-Sprach-Verderber (anon.). 1643
- , Gesichte Philanders von Sittewalt. 1640.
- Mosellanus* (Peter Schade), Oratio de variarum linguarum cognitione paranda. 1518.
- Münster*, Seb., Cosmographie. 1544.
- Naumann*, H., Kaiser Karl der Große. 1943.
- Nettesheim*, Agrippa von, Die Eitelkeit der Wissenschaften (1511, übs. v. Fr. Mauthner 1913).
- Neumark*, G., (Der Sprossende) Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum. 1668.

- Nohl, H.*, Die Deutsche Bewegung und die idealistischen Systeme. Logos I I, 1911/12.
- Noll, H.*, Der Typus des religiösen Grammatikers im 16. Jh. Dargestellt an Valentin Ickelsamer. 1935.
- Olschki, L.*, Geschichte der neusprachlichen wissenschaftlichen Literatur I. 1918.
- Paracelsus* (Theophrast von Hohenheim). Sämtliche Werke hrsg. v. K. Sudhoff. 1930 ff.
- Paul, U.*, Studien z. Gesch. d. dt. Nationalbewußtseins im Zeitalter des Humanismus u. d. Reformation. 1936.
- Petersen, J.*, Goethe und die deutsche Sprache. Jahrb. d. Goethe-Gesellschaft 17, 1931.
- Petrau, A.*, Schrift und Schriften im Leben der Völker. 1939.
- Petri, F.*, Germanisches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich. 1937.
- , Um die Volksgrundlagen des Frankenreiches. 1938, s. u. Steinbach.
- Pietsch, P.*, Deutscher Sprache Ehrenkranz. <sup>2</sup>1915.
- , Leibniz und die deutsche Sprache (29. u. 30. Beiheft zur Zeitschr. d. allg. dt. Sprachvereins, 1908).
- Reuchlin, Joh.*, De verbo mirifico. 1494.
- Rist, J.*, Rettung der edlen teutschen Hauptsprache. 1642.
- Rivarol, A.*, Discours sur l'universalité de la langue française. 1784.
- Röhr, H.*, Ulrich von Hutten und das Werden des deutschen Nationalbewußtseins. 1936.
- Rörig, F.*, Geblütsrecht und freie Wahl. Abh. d. Dt. Akad. d. Wiss. Berlin, Jhrg. 1945/46, Philos. hist. Klasse Nr. 6 (1948).
- Rupprich, H.*, Humanismus und Renaissance. 1935.
- Scherer, W.*, Zur Geschichte der deutschen Sprache. 1868 (<sup>2</sup>1878).
- Schill, H. H.*, Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz. 1644.
- Schlegel, A. W.*, Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst. 1801—1804.
- Schlesinger, W.*, Kaiser Arnulf und die Entstehung des deutschen Staates. Histor. Zeitschr. 163, 1941.
- Schmidt-Rohr, G.*, Die Sprache als Bildnerin der Völker. 1932.
- Schmitt, L. E.*, u. Th. Frings, Der Weg zur deutschen Hochsprache (s. o. Th. Frings).
- Scholte, J. H.*, Artikel Sprachgesellschaften bei Merker-Stammler, Reallexikon d. dt. Lit. Gesch. I I I, 1928.
- Schottel, J. G.*, Teutsche Sprachkunst. 1641.
- , Ausführliche Arbeit von der teutschen Haupt-Sprache. 1663.
- Schwering, J.*, Die Idee der drei heiligen Sprachen im Mittelalter. Festschrift Sauer, 1925.
- Spiegelhel, H.*, Twespraack van de Nederduitsche Letterkunst. 1584.

- Stammler, W.*, Politische Schlagworte in der Zeit der Aufklärung (Festschrift W. Goetz. 1948).
- Steinbach, F.*, Volksgeschichte und politische Geschichte an der deutschen Westgrenze. Forsch. u. Fortschritte 13, 1937.
- , (mit F. Petri) Zur Grundlegung der -europäischen Einheit durch die Franken. 1939.
- , Austrien und Neustrien. Die Anfänge der deutschen Volkwerdung u. d. deutsch-französ. Gegensatzes. Rhein. Vierteljahrsbl. 10, 1940.
- Stevin, S.*, Beghinselen der Weeghconst. 1586.
- Sudhoff, K.*, Paracelsus. 1936.
- Trum, E.*, Dichtung und Volkstum in den Niederlanden im 17. Jahrhundert. 1937.
- Vossler, K.*, Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung. 1913. (<sup>8</sup>1929).
- Wartburg, W. v.*, Die Entstehung der romanischen Völker. 1939.
- Weisgerber, L.*, Die Sprachgemeinschaft = Die Stellung der Sprache im Aufbau der Gesamtkultur, III. 1934; auch in , Wörter und Sachen‘ Bd. 16.
- , Deutsches Volk und deutsche Sprache. 1935.
- , Theudisk. Der deutsche Volksname und die westliche Sprachgrenze. 1940.
- , Die geschichtliche Stellung des Wortes deutsch. 1944.
- , Walhisk. Die geschichtliche Leistung des Wortes welsch. 1948.
- , Art. „Sprache“ im Handwörterbuch der Soziologie, hrsg. v. A. Vierkandt 1931.
- , Die Entdeckung der Muttersprache im europäischen Denken. 1948.
- , Die deutsche Sprache im Aufbau des deutschen Volkslebens (Von deutscher Art in Sprache und Dichtung I, 1941).
- , Der Sinn des Wortes deutsch. 1949.
- , Die Sprache unter den Kräften des menschlichen Daseins. 1949.
- , Vom Weltbild der deutschen Sprache. 1950.
- , Die Muttersprache im Aufbau unserer Kultur. 1950.
- Wimpfeling, Jacob*, Tutschland. Jetzo nach 147 Jahren zum Truck gegeben durch Hans Michel Moscherosch. 1648.
- Wrede, F.*, Ingwäonisch und Westgermanisch. Zeitschr. f. dt. Mundarten 19, 1924.
- lesen, Ph. v.*, Rosen-mand. 1651.
- , Helikonische Hechel. 1668.
- Zeumer, K.*, Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation. 1910.
- Zöllner, F.*, Einrichtung und Verfassung der Fruchtbringenden Gesellschaft. 1899.

## ABKÜRZUNGEN

|        |   |                    |
|--------|---|--------------------|
| ae.    | — | altenglisch        |
| afrk.  | = | altfränkisch       |
| afrz.  | = | altfranzösisch     |
| ahd.   | = | althochdeutsch     |
| anfrk. | — | altniederfränkisch |
| germ.  | = | germanisch         |
| idg.   | — | indogermanisch     |
| mhd.   | = | mittelhochdeutsch  |
| mlat.  | = | mittellateinisch   |
| ndd.   | = | niederdeutsch      |
| ndl.   | = | niederländisch     |
| nhd.   | — | neuhochdeutsch     |
| wfrk.  | = | westfränkisch      |

# I N H A L T

|                                                                            |           |
|----------------------------------------------------------------------------|-----------|
| Vorwort . . . . .                                                          | 5         |
| Sprache als geschichtliche Kraft . . . . .                                 | 7         |
| Die Muttersprache in der Geschichte der Deutschen . . . . .                | 19        |
| I. Das Verfahren. . . . .                                                  | 19        |
| a) Das Aufzeigen der Leistungen der Muttersprache . . . . .                | 22        |
| b) Fünf kennzeichnende Abschnitte<br>in der deutschen Geschichte . . . . . | <b>25</b> |
| II. Die Idee: Der Ursprung der ‚Deutschen‘ . . . . .                       | <b>32</b> |
| a) Der geschichtliche Befund. . . . .                                      | <b>33</b> |
| 1. Die Belege . . . . .                                                    | 34        |
| 2. Die innere Entfaltung der Idee Deutsch. . . . .                         | 41        |
| 3. Die Muttersprache im Aufkommen der Idee Deutsch . . . . .               | 51        |
| b) Erwachen im Zeichen der Muttersprache . . . . .                         | <b>55</b> |
| 1. Der geschichtliche Sinn der Frühstufen von <i>deutsch</i> . . . . .     | <b>56</b> |
| 2. Das neue Prinzip geschichtlichen Wollens . . . . .                      | <b>69</b> |
| 3. Bewußtwerden als Sprachgemeinschaft . . . . .                           | <b>74</b> |
| III. Die erste Aufgabe: Der Weg zur Hochsprache . . . . .                  | 76        |
| a) Angelegte und erfüllte Sprachgemeinschaft . . . . .                     | 77        |
| 1. Abstufungen der Sprachgemeinschaft . . . . .                            | 78        |
| 2. Die Rolle der Hochsprache . . . . .                                     | 82        |
| b) Erste Ansätze einer Gemeinsprache . . . . .                             | 87        |
| 1. Die sprachliche Lage nach der Völkerwanderung . . . . .                 | <b>87</b> |
| 2. Die althochdeutsche Zeit . . . . .                                      | <b>91</b> |
| 3. Das höfische Deutsch . . . . .                                          | <b>98</b> |
| c) Die Wende des 13. Jahrhunderts. . . . .                                 | 102       |
| 1. Neue Anforderungen und Möglichkeiten. . . . .                           | 103       |
| 2. Grenzen der sprachlichen Kraft der Altstämme . . . . .                  | 107       |
| 3. Die zusätzliche Sprachkraft des Ostraumes . . . . .                     | 114       |
| 4. Die Vorbereitung der gemeinsamen Hochsprache . . . . .                  | 119       |

|                                                                  |     |
|------------------------------------------------------------------|-----|
| IV. Die erste Wirkung: Die Muttersprache um 1500 . . . . .       | 123 |
| a) Der Aufstieg der Muttersprache . . . . .                      | 124 |
| 1. Der erste Beleg für <i>hd. Muttersprache</i> . . . . .        | 125 |
| 2. Die zunehmende ‚Verwendung‘ der Muttersprache . .             | 128 |
| b) Die Aufwertung der eigenen Sprache . . . . .                  | 135 |
| 1. Das Deutsche und die drei ‚heiligen‘ Sprachen. . . . .        | 136 |
| 2. Die Werte der deutschen Sprache . . . . .                     | 141 |
| 3. Die Muttersprache in neuer Einordnung . . . . .               | 148 |
| c) Eingreifen der Sprachgemeinschaft in die Geschichte . . .     | 151 |
| 1. Das Nebeneinander der Sprachgemeinschaften . . . .            | 152 |
| 2. Die deutsche Nation . . . . .                                 | 157 |
| V. Die Bewährung: ‚Das einzige Band menschlicher Einigkeit‘. 163 |     |
| a) Die uralte deutsche Haupt- und Heldensprache . . . . .        | 165 |
| 1. Die Lobreden auf die deutsche Sprache . . . . .               | 166 |
| 2. Die Sprachgesellschaften. . . . .                             | 169 |
| 3. Die Arbeit an der Muttersprache . . . . .                     | 173 |
| b) Der Sieg der Sprachgemeinschaft . . . . .                     | 181 |
| 1. Religiöse Spaltung und sprachliche Einung . . . . .           | 182 |
| 2. Das Vermächtnis der Niederlande . . . . .                     | 186 |
| 3. Die Muttersprache im Dreißigjährigen Krieg . . . . .          | 190 |
| VI. Der Höhepunkt: Sprach- und Volksbegriff                      |     |
| in der Zeit um 1800 . . . . .                                    | 198 |
| a) Blütezeit deutscher Sprache . . . . .                         | 200 |
| b) Die Aufdeckung der Gesetze der Muttersprache                  |     |
| in der ‚Deutschen Bewegung‘.....                                 | 203 |
| 1. Was eine Muttersprache ist . . . . .                          | 204 |
| 2. Die Entdeckung der Sprachgemeinschaft . . . . .               | 213 |
| c) Die geschichtliche Wirksamkeit des Sprachgedankens . .        | 219 |
| 1. Die sprachliche Begründung des Volksbegriffs . . . .          | 221 |
| 2. ‚So weit die deutsche Zunge klingt‘. 228                      |     |
| 3. Idee und Wirklichkeit . . . . .                               | 236 |
| Der Inbegriff der Muttersprache . . . . .                        | 243 |
| Schriftennachweis . . . . .                                      | 248 |
| Abkürzungen . . . . .                                            | 254 |





